

DEUTSCHLAND IM MITTELALTER – BLICK AUF EIN FREMDES LAND

© Thomas Frenz, Passau 2016

Das Zeichen ☹ verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weggelassen sind.

Fassung von 2016 mit einzelnen Nachträgen bis 2022

Einleitung

I. Prolog

1. Als die Römer frech geworden ... – Deutschland *ante litteram*
2. Karl der Große oder Charlemagne ? – Deutschland im Frankenreich
3. Ludwig, Lothar, Karl, Arnulf – Deutschland und die Karolinger
4. Von der Elbe unz an den Rîn – Die geographischen Grundlagen

II. Teil: Deutschland im frühen Mittelalter

5. *A deo coronatus* – Die Zeit der Ottonen
6. *Rex et sacerdos* – Die Anfänge der Salier
7. *Nolite tangere christos meos* – Die Salier im Investiturstreit
8. *Nisi sit patria* ... – Die Sicht des Auslandes

III. Teil: Deutschland im hohen Mittelalter

9. Der alte Barbarosse, der Kaiser Friederich – Die frühen Staufer
10. *Unio regni ad imperium* – Heinrich VI.
11. *Swer nu des rîches irre gê* ... – Die Doppelwahl von 1198
12. Der Fluch der Prälaten – Die späten Staufer
13. Die schreckliche, die kaiserlose Zeit – Deutschland im Interregnum

IV. Intermezzo: Sprache und Kultur im deutschen Mittelalter

14. Deutsch, German, Allemand, Německý – Was Sie schon immer über die deutsche Sprache wissen wollten, sich zu fragen aber nie getraut haben
15. Mehr als Nibelungenlied und Kölner Dom – Dichtung und Kunst
16. Helden (?) der deutschen Sprache: Martin Luther und Konrad Duden

V. Deutschland im späten Mittelalter

17. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht – Der Aufstieg der Habsburger
18. Ein großartiger Anachronismus – Kaiser Heinrich VII.
19. *Bavarus ille* – Kaiser Ludwig IV.
20. Stiefvater des Reiches – Die Zeit der Luxemburger
21. Stadtluft macht frei – Die Territorialisierung des Reiches
22. *Tu, felix Austria, nube* – Die zweite Epoche der Habsburger
23. Preußen
24. *Sola fide* – Die Reformation und ihre politischen Folgen

VI. Epilog

25. Pommerland ist abgebrannt – Der Dreißigjährige Krieg
26. Habsburg und Preußen – Das Ende des Ancien Regime
27. Was ist des Deutschen Vaterland? – Zum Abschluß ein kurzer Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert

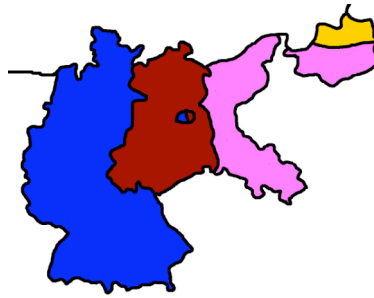
M. D. u. H., ich begrüße sie zur Vorlesung "Deutschland im Mittelalter – Blick auf ein fremdes Land". Ich habe im Laufe meiner Tätigkeit immer wieder Vorlesungen über die Geschichte anderer Länder gehalten: Italien im Mittelalter, Spanien und Portugal im Mittelalter, England und Frankreich im Mittelalter, Lateinamerika im Mittelalter usw. Allen diesen Vorlesungen war gemeinsam, daß es sich um ein fremdes Land handelte, über das Sie in der Schule wenig erfahren haben. Damit stellten sich ganz einfache Fragen, wie: wo liegt denn dieses Land überhaupt? Welches sind seine Grenzen und seine Nachbarn? Wie sind seine geographischen, wirtschaftlichen, kulturellen Voraussetzungen? Wann beginnt seine selbständige Geschichte? Welche Sprachen spricht man dort? Und wie wirkt sich dies alles auf die historischen Ereignisse aus, die selbstverständlich den Schwerpunkt der Vorlesung bildeten?

Für dieses Semester habe ich mir etwas ganz Exotisches vorgenommen. In derselben Weise, wie ich damals unsere mehr oder weniger entfernten Nachbarländer betrachtet habe, will ich in diesem Semester den Blick auf Deutschland im Mittelalter lenken, so als ob es ein anderes Land wäre, das wir ganz voraussetzungslos in den Blick nehmen. Die erwähnten Fragen erweisen sich dabei als keineswegs banal, wie ich Ihnen jetzt nur ganz kurz an zwei Beispielen zeigen will. Wenn man Sie nach der geographischen Lage Deutschlands und nach seinen Nachbarn fragt, haben Sie ohne Zweifel folgendes Bild vor Augen:



Ich selbst bin mit einer ganz anderen Vorstellung aufgewachsen. Als ich in den 1950er und 1960er Jahren zur Schule ging – ich

habe 1966 Abitur gemacht – , war das geradezu kanonische Bild das folgende:



Das Ganze hieß offiziell und auch sachlich richtig: "Deutschland in den Grenzen von 1937". Im einzelnen waren folgende Formulierungen zu gebrauchen: links blau eingefärbt die "Bundesrepublik Deutschland", daneben dunkelrot die "sowjetische Besatzungszone", jargonmäßig meist einfach die "Zone" oder auch "SBZ" genannt. Neutraler war der Ausdruck "Mitteldeutschland"; dieses Territorium als "Ostdeutschland" zu bezeichnen, wäre niemandem eingefallen, allenfalls die "Ostzone" war denkbar. Die Selbstbezeichnung des Gebietes war natürlich "Deutsche Demokratische Republik" (DDR) oder auch verkürzt "die Republik", um das Wort "deutsch" zu vermeiden. Die heutige amtliche Bezeichnung lautet, wie Sie wissen, "Beitrittsgebiet". In der offiziellen Sprachregelung der DDR hieß Westdeutschland übrigens nicht "Bundesrepublik Deutschland", sondern "Deutsche Bundesrepublik", um den "Alleinvertretungsanspruch" des kapitalistischen Nachbarn abzuwehren. Das Nebeneinander von BRD und "Zone" wiederholte sich in verkleinertem Maßstab in Berlin.

Dann kamen, hier rosa bzw. gelb eingefärbt, die Gebiete "unter polnischer Verwaltung" bzw. "unter sowjetischer Verwaltung". Hier noch einmal die Karte mit den damaligen Bezeichnungen:



Diese Grenzen und Bezeichnungen – und daß sie heute ganz anders verwendet werden als vor 50 Jahren – sind das Ergebnis einer historischen Entwicklung, die bis weit ins Mittelalter zurückreicht, wie wir noch sehen werden. Und wir werden auch sehen, daß die Grenzen im Mittelalter ganz anders verliefen.

Nehmen wir als zweites Beispiel die sprachlichen Verhältnisse. Die deutsche Sprache – genauer: die neuhochdeutsche Schriftsprache – ist nur eine von drei Amtssprachen in Deutschland; daneben gibt es noch das Dänische (in Schleswig) und das Sorbische (im Spreewald). Umgekehrt ist das Hochdeutsche außer in Deutschland

noch in sieben weiteren Staaten Amtssprache, nämlich in Luxemburg, Belgien, Dänemark, Österreich, Italien, Liechtenstein und der Schweiz; natürlich ist es dort nicht alleinige Amtssprache, das gilt nur für Liechtenstein. Und wenn wir das Niederdeutsche hinzunehmen, wird es noch komplizierter; aber damit befassen wir uns in einem eigenen Kapitel.

Was mich selbst angeht, so bin ich seit dem Sommersemester 2013 im Ruhestand. Vorher war ich seit 1987 Professor für Historische Hilfswissenschaften an dieser Universität. Ich halte aber, wie Sie sehen, auch weiterhin Vorlesungen – übrigens ohne Bezahlung – , weil ich den lebendigen Kontakt mit den Studenten nicht verlieren will.

I. PROLOG

1. KAPITEL: ALS DIE RÖMER FRECH GEWORDEN ... – DEUTSCHLAND AN- TE LITTERAM

IM JAHRE 1875 WURDE im Teutoburger Wald das Hermannsdenkmal eingeweiht:



Hermann, latinisiert Arminius, war jener germanische Fürst, der im Jahre 9. n. Chr. dem römischen Feldherrn Quintilius Varus eine vernichtende Niederlage beigebracht hatte, was den Kaiser Augustus zu dem Ausruf *Vare, Vare, redde mihi legiones meas!* (Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!) veranlaßt haben soll. Bei der Einweihung des Denkmals in Anwesenheit Kaiser Wilhelms I. und zahlreicher anderer Fürsten und Honoratioren wurde von einem Studentenchor auch das Lied vorgetragen, auf das die Titelüberschrift anspielt:

Als die Römer frech geworden,
zogen sie nach Deutschlands Norden.
Vorne mit Trompetenschall
der Herr Gen'ralfeldmarschall,
Herr Quintilius Varus.

In dem Teutoburger Walde,
huh, wie pfiß der Wind so kalte.
Raben flogen durch die Luft,
und es war ein Moderduft
wie von Blut und Leichen.

Plötzlich aus des Waldes Duster
brachen kampfhafte die Cherusker.
Mit Gott für Fürst und Vaterland
stürzten sie sich wutentbrannt

auf die Legionen.

O Quintili, armer Feldherr,
dachtest du, daß so die Welt wär'?
Er geriet in einen Sumpf,
verlor zwei Stiefel und einen Strumpf
und blieb elend stecken.

Da sprach er voll Ärger nussen
zum Centurio Titiusen:
"Kamerad, zeuch dein Schwert hervor
und von hinten mich durchbohr,
weil doch alles futsch ist!"

Usw. noch etliche Strophen mehr. Hier noch eine Abbildung mit Noten:

1. | Als die Rö-mer frech ge-wor-den, | sim-se-rim-sim-sim-sim-sim, |
zo-gen sie nach Deutsch-lands Nor-den, | vor-ne mit Trom-pe-ten-schall, | ta-te-rä-tä-tä-tä,
Herr Quin-ti-lius Va-rus, | wau wau wau | wau wau wau, | Herr Quin-ti-lius Va-rus, schnät-te-räng-
täng, schnät-te-räng-täng, | schnät-te-räng-täng | te-räng-täng-täng.

Besonders geschmackvoll ist das nicht und auch sprachlich wenig sorgfältig, eben Kommersbuchniveau, zugleich allerdings auch eine Satire auf das preußische Militär, was den anwesenden Fürstlichkeiten aber wohl entgangen sein dürfte. Der Satz "Mit Gott für König und Vaterland" wurde noch im 1. Weltkrieg allenthalben verwendet. Auf dem 7 m langen Schwert, das die Denkmalsfigur trägt, steht folgende Inschrift:

Deutsche Einigkeit, meine Stärke;
Meine Stärke, Deutschlands Macht.

Das ist nun völlig anachronistisch, denn bis man von "Deutschland" sprechen kann, werden noch mindestens 800 Jahre ins Land gehen. Dennoch bildete die Varusschlacht eine Trendwende in der römischen Germanienpolitik. Bisher ging es darum, den römischen Machtbereich immer mehr nach Norden auszuweiten; das wurde offiziell mit dem erforderlichen Schutz der Grenze begründet, wobei aber jede neue Grenze auch wieder schutzbedürftig war. Seit der Varusschlacht mußte man sich mit der Bewahrung des Beste-

henden begnügen. Dadurch wurde das Gebiet, das später einmal Deutschland werden sollte, in einen südlichen Abschnitt im Römischen Reich und einen nördlichen Abschnitt außerhalb desselben geteilt. Diese Linie wirkt in manchem heute noch nach.

Man soll auch nicht ungerecht sein: die Römer haben in die von ihnen beherrschten Gebiete einige nützliche Dinge mitgebracht und dort heimisch gemacht, wie man leicht aus den entsprechenden lateinischen Lehnwörtern im Deutschen erkennen kann. So etwa den Wein (*vinum*), viele Bezeichnungen beim Hausbau, wie die Pforte (*porta*) und den Ziegel (*tegula*), auch das Fenster (*fenestra*). Mehr dazu im 13. Kapitel.

Der Versuch, das römisch beherrschte Gebiet durch eine befestigte Grenze, einen "Limes", zu schützen



(Sie sehen ihn als die rote Linie), gelang bis etwa ins 4. Jahrhundert. Dann durchbrachen ihn verschiedene germanische Stämme, so etwa die Alemannen oder besonders spektakulär die Franken, die an Neujahr 407 den zugefrorenen Rhein überschritten und nach Westdeutschland und vor allem nach Frankreich einfielen.

Ins späte 5. Jahrhundert fällt, um einen regionalen Aspekt anzusprechen, die Wirksamkeit des hl. Severin, eines "Aussteigers" aus dem römischen Hochadel, der sich als Vermittler zwischen römischem Militär, Zivilbevölkerung und germanischen Angreifern betätigt. 488 kam die römische Zentralgewalt zu dem Schluß, daß die Gebiete nördlich der Alpen nicht mehr zu halten seien, und ordnete den Abzug des Militärs und die Rückkehr der römischen Zivilbevölkerung nach Italien an.

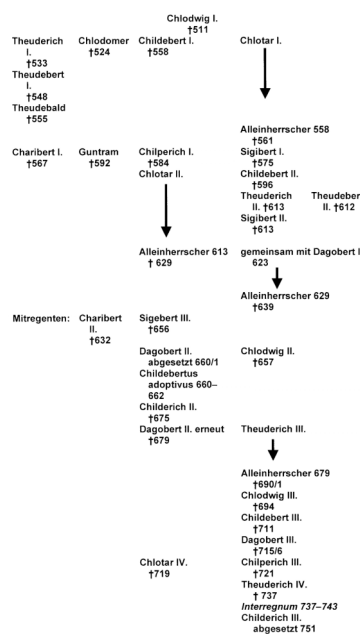
Dies geschah aber keineswegs vollständig, so daß sich römische Restbevölkerung mit germanischen Einwanderern mischte. Und es gab noch eine dritte Komponente: die Kelten. Vor allem Süddeutschland war in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt überwiegend von Kelten bewohnt; gegen sie, und nicht etwa gegen die weiter nördlich wohnenden Germanen, richtete sich die römische Eroberungspolitik hauptsächlich. Auch das heute als Römermuseum betriebene Kastell Boiotro auf der anderen Innseite war ursprünglich eine keltische Siedlung.

Die größte Bedeutung für die deutsche Geschichte erlangten aber die germanischen Franken. Sie bildeten zunächst ein Konglomerat von Kleinstämmen, das am Ende des 5. Jahrhunderts von Chlodwig aus dem Stamm der Salfranken geeinigt wurde – mit welchen Methoden, wollen wir lieber nicht fragen – und seit dem 6. Jahrhundert ein Gebiet beherrschte, das das römische Gallien, also das spätere Frankreich, sowie Süd- und Westdeutschland bis zum

Rhein beherrschte. 496/7 gelang es ihnen, die Alemannen zu unterwerfen und damit ihr Herrschaftsgebiet bis zum Lech auszudehnen. Versuche, ihre Macht auch auf das östlich anschließende bayerische Gebiet zu erstrecken, blieben zunächst erfolglos. Das gleiche gilt für den Versuch, die Friesen an der Nordseeküste und die Sachsen im Landesinnern bis zur Elbe hin zu unterwerfen. Wir können für das 6., 7. und die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts also etwa diese Karte des Frankenreichs zeichnen:



Chlodwig hatte das Frankenreich zwar geeinigt und so die Dynastie der Merowinger gegründet, aber immer wenn er oder einer seiner Nachfolger mehrere Söhne hatte, wurde es unter diese geteilt. Das führte zu ständigen Erbauseinandersetzungen und Bürgerkriegen sowie, da dabei mit allen Mitteln gekämpft wurde, auch zu ausgedehnten Fehden und zur Blutrache. Besonders berüchtigt ist der Kampf der beiden Königinnen Brunichilde und Fredegunde → im 7. Jahrhundert, der in gewisser Weise die Vorlage des Streites zwischen Krimhild und Brünhild → im Nibelungenlied bildet. Hier der Versuch, die Genealogie der merowingischen Könige darzustellen:



Das Ergebnis dieses Selbstvernichtungsprogramms war, daß der oberste Hofbeamte, der *maior domus* oder auf Deutsch der "Hausmeier", die merowingischen Könige politisch entmachtete und

de facto die Herrschaft übernahm. 751 wagte schließlich der Hausmeier Pippin der Jüngere den entscheidenden Schritt: mit Hilfe des Papstes setzte er den letzten Merowinger ab und übernahm selbst die Königswürde. Sein Sohn und Nachfolger Karl – Karl der Große – ist derjenige, nach dem wir diese neue Dynastie gewöhnlich als "Karolinger" bezeichnen.

2. KAPITEL: KARL DER GROSSE ODER CHARLEMAGNE ? – DEUTSCHLAND IM FRANKENREICH

KAROLUS, SERENISSIMUS AUGUSTUS, a deo coronatus magnus, pacificus imperator, Romanum gubernans imperium, qui et per dei misericordiam rex Francorum atque Langobardorum (Karl, erhabenster Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedentiftender Kaiser, der das römische Reich regiert, welcher durch die Erbarmung Gottes auch König der Franken und Langobarden ist) – so lautete der Titel, den Karl der Große, den wir ganz am Ende des vorigen Kapitels kurz erwähnt haben, seit seiner Kaiserkrönung an Weihnachten 800 führte. Aus dem Titel geht zweierlei hervor; erstens: Bescheidenheit gehörte nicht zu den Grundeigenschaften seines Trägers, und zweitens: das Reich, das er beherrschte, war deutlich größer als das seines Vaters, der lediglich König der Franken war.

In der Tat hat Karl der Große das ererbte Frankenreich in alle vier Himmelsrichtungen erweitert und dafür praktisch jedes Jahr Krieg geführt – soviel zum Epitheton *pacificus* –, und das Ganze schließlich durch die Annahme des Titels eines "römischen Kaisers" gekrönt. Die Unternehmungen waren dabei ineinander verzahnt, d.h. er zog im einen Jahr nach Norden, im nächsten nach Westen, im dritten wieder nach Norden usw. Die Feldzüge fanden gewöhnlich im Sommer statt. Im Winter blieb er in der Regel zu Hause; dabei entwickelte er mit steigendem Alter eine Vorliebe für Aachen, wo er die dortigen Heilquellen benutzte und einen Palast mit angeschlossener Pfalzkapelle errichtete. (Beiläufig: die Stadt Aachen heißt eigentlich Bad Aachen, verzichtet aber auf die Führung des Titels "Bad", um in der alphabetischen Reihenfolge immer ganz vorne zu stehn ...)

Zunächst aber ließ sich das Ganze weniger eindeutig an, denn Karl hatte einen vier Jahre jüngeren Bruder Karlmann. Als Pippin 768 starb, teilte er sein Reich zwischen diesen beiden Söhnen auf, wobei Karl mehr die nördlichen und westlichen, Karlmann die südlichen und östlichen Gebiete erhielt. Auseinandersetzungen, wenn nicht gar ein Bürgerkrieg, zwischen den beiden 21 und 17 Jahre alten Brüdern schienen unausweichlich, auch wenn es Pippins Witwe Bertrada zunächst noch gelang, die Rivalitäten unter der Decke zu halten. Dann aber tat Karlmann seinem Bruder den Gefallen, am 4.12.771 im Alter von 20 Jahren zu sterben, so daß Karl Alleinherrscher wurde. Seitdem herrschte er unangefochten, auch wenn es immer noch einzelne Gruppen im Frankenreich gab, die die Entthronung der Merowinger für einen rechtswidrigen Staatsstreich hielten; aber das blieb ohne Folgen.

Wenn wir jetzt die Himmelsrichtungen durchgehen, wozu wir uns zweckmäßig noch einmal die Karte anschauen,



so erwies sich die Expansion nach Norden als das mühsamste und langwierigste Unterfangen. Die Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen begann 772 und brachte immer wieder Rückschläge. 785 schien der abschließende Erfolg mit der Taufe des Sachsenherzogs Widukind erreicht, aber schon 792 kam es zu neuen Aufständen, die erst 804 endgültig niedergeschlagen waren.

Im Laufe dieser Kämpfe soll Karl 778 in Verden an der Aller 5000 sächsische Gefangene haben töten lassen, was ihm den Ruf eines "Sachsenschlächters" einbrachte. Wahrscheinlicher ist aber, daß hier ein Lesefehler der Quelle vorliegt und das lateinische Wort *delocavit* (er hat umgesiedelt) als *decollavit* (er hat enthaupten lassen) mißverstanden wurde. Solche Umsiedlungen hat es tatsächlich gegeben. In Frankfurt/Main, wo ich aufgewachsen bin, gibt es einen Stadtteil "Sachsenhausen". Die Frankfurter Stadtlegende führt die Stadtgründung auf Karl den Großen zurück: von feindlichen Sachsen verfolgt und in Lebensgefahr geraten, habe er dort die rettende Furt im Main gefunden, nach der die Stadt heute noch heißt.

An dem Mißverständnis *decollavit* statt *delocavit* ist aber soviel richtig, daß Karl gegen die Sachsen und ihre Neigung, die christliche Taufe zwar formal zu empfangen, dann aber wieder ins Heidentum zurückzufallen, mit den schärfsten Maßnahmen vorging, wozu auch Hinrichtungen gehörten. Erst allmählich kam er zu der Erkenntnis, daß mildere Maßnahmen weitaus erfolgversprechender waren. Gut hundert Jahre später ist Sachsen dann so erfolgreich christianisiert, daß es eines der Kerngebiete des sich nunmehr entwickelnden deutschen Staates werden kann.

Im Südwesten unternahm Karl einen Zug gegen das islamische Spanien, der allerdings weitgehend erfolglos blieb und, mehr noch, auf dem Rückweg für die Nachhut in einer Katastrophe endete. Diese Nachhut unter dem Kommando des Grafen *Hruotlant* (in heutiger Sprache Roland) wurde in den Pyrenäen von den Basken überfallen und vernichtet. Die sagenhafte Darstellung der Vorgänge wird später als Rolandslied eine Art französisches Nationalepos; darin ist Karl viel erfolgreicher und kommt bis nach Santiago – wird also zum Erfinder der Pilgerfahrt stilisiert – und sogar bis nach Cordoba. Dabei ist vielleicht die Erinnerung mit eingeflossen, daß Karl diplomatische Beziehungen zum Kalifen in Bagdad, dem berühmten Harun ar-Raschid, unterhielt und eine Art Schutzherrschaft über die Christen in Jerusalem für sich in Anspruch nahm.

Aber zurück nach Deutschland. In östlicher Richtung erweiterte Karl sein Reich, indem er 788 Bayern okkupierte. Ich möchte darauf, auch aus lokalem Bezug, etwas ausführlicher eingehen. Im vorigen Kapitel habe ich gesagt, daß von Norden her die Germanenstämme kamen und schließlich, wie etwa die Alamannen oder Franken, den Limes überrannten. Die antiken Autoren nennen mehr als zwei Dutzend Namen solcher Germanenstämme, aber die Bayern sind nicht darunter. Der Ausdruck *Baiwarii* taucht erst in der Mitte des 6. Jahrhunderts zum ersten Mal auf, und zwar als Bezeichnung für die Bevölkerung, die sich im Gebiet Bayerns befindet. Das damalige Bayern entspricht, wie Sie auch auf der Karte sehen, noch nicht dem Gebiet des heutigen Freistaates, sondern reicht vom Lech im Westen bis zur Enns im Osten und von den Alpen im Süden bis zum Bayerischen Wald im Norden. (Wie das heutige Staatsgebiet entstand, werden wir auch noch hören, aber erst im allerletzten Kapitel.)

Ich darf hier gleich noch eine Bemerkung zur Namensform einschieben, weil darüber auch in der wissenschaftlichen Literatur sehr viel Blödsinn erzählt und praktiziert wird. Die gewöhnliche Form lautet in den frühen Quellen *Baiuuarii*, alternativ auch *Baioarii*, *Baiouarii*, *Baiobarii*, *Baibarii*, *Bagoarii* usw.

Diese schwankende Orthographie kann nur eines bedeuten, nämlich daß hier einer jener unaussprechlichen germanischen Laute wiedergegeben werden sollte, die die althochdeutschen Schreiber zur Verzweiflung brachten, weil das lateinische Alphabet dafür kein brauchbares Äquivalent bot.

Es handelt sich um das halbvokalisches u, also [baiwarii], das meistens als *uu* geschrieben wird; es gibt eine ganze Reihe an Belegen dafür. Dieses Doppel-U ist der Stammvater des Buchstabens W, der ja heute noch im Englischen *double u* genannt und halbvokalisches ausgesprochen wird. Es ist deshalb völliger Nonsens, dieses Doppel-U in zwei Laute auseinander zu nehmen, als ob es aus einem Vokal + einem Konsonanten bestünde, und daraus Formen wie *bajuuarii* etc. zu bilden. "Bajuwaren" hat es in geschichtlicher Zeit nie gegeben; sie sind das Produkt eines orthographischen Mißverständnisses im 19. Jahrhundert.

Im Laufe der Zeit wandelt sich die lateinische Form zu *Bavarus* bzw. *Bavaria* für das Land, und auf Deutsch *Baiern* oder *Paiern*. Ebenfalls erst im 19. Jahrhundert kommt die Schreibung mit *y* auf, vermutlich als Marotte des damaligen Königs Ludwig I. In der wissenschaftlichen Literatur schreibt man heute "bayerisch" mit *y*, wenn vom Staat, und "bairisch" mit *i*, wenn vom Dialekt die Rede ist; das bairische Dialektgebiet umfaßt ja auch Österreich inklusive Südtirol.

Die Bayern, die also in der Mitte des 6. Jahrhunderts erstmals in den Quellen faßbar werden, besitzen ein gemeinsames Stammesrecht, das im 7. oder 8. Jahrhundert als *Lex Baiwariorum* niedergeschrieben wurde. Daraus entnehmen wir, daß es sechs Hochadelsfamilien gab, die der Bevölkerung übergeordnet waren, nämlich die Agilolfinger, die Huosi, die Drozza, die Fagana, die Hagiligga und die Anniona. Von diesen sind die Agilolfinger die vornehmsten, denn sie stellen den Herzog: *dux vero, qui preest in populo, ille semper de genere Agilolfinorum fuit et debet esse* heißt es in der *lex Baiwariorum*.

rum (der Herzog aber, der dem Volk vorsteht, stammte immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger, und so muß es auch sein).

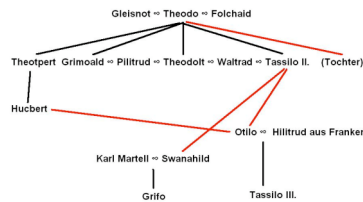
Ganz offen ist aber die Frage, in welcher Beziehung dieser Herzog und damit Bayern überhaupt zu den fränkischen Königen stand. Die Forschungsmeinungen reichen von einem Amtsherzog, den der fränkische König nach Belieben ein- und absetzen konnte, bis zu einem erblichen selbständigen Herrscher eines unabhängigen Landes. Dabei stehen wir vor einem schwierigen Quellenproblem: wir besitzen für die bayerische Geschichte bis 788 nur fränkische Quellen, die also einseitig die Rechtsauffassung der merowingischen Könige und später Pippins und Karls des Großen wiedergeben. Auch die *Lex Baiwariorum* ist erst in Handschriften vom Anfang des 9. Jahrhunderts überliefert, deren Text deutliche Spuren einer nachträglichen Überarbeitung zeigt. Die Rechtsstellung des Herzogs ist aber ausschlaggebend für die Beurteilung der Handlungsweise Karls des Großen: hat er 788 einen unbotmäßigen Amtsherzog abgesetzt und das Gebiet in eigene Verwaltung genommen, oder hat er ein unabhängiges Land okkupiert und den rechtmäßigen Herrscher abgesetzt? Die Verhältnisse sind aber noch etwas komplizierter, wie wir sogleich sehen werden.

Betreiben wir zunächst aber ein wenig bayerische Frühgeschichte. Der erste Herzog, der namentlich faßbar wird, ist Garibald I. Er ist verheiratet mit Walderada, einer verwitweten fränkischen Königin, und hat eine Tochter Theodelinde. Diese heiratet ihrerseits den langobardischen König Authari und danach auch gleich noch dessen Nachfolger Agilulf und spielt überhaupt in der langobardischen Geschichte eine bedeutende Rolle; auf die Langobarden kommen wir gleich noch zurück, wenn wir die Südexansion Karls des Großen ins Visier nehmen.

Auf Garibald I. folgt 591 Tassilo I., und dann wissen wir ein Dreivierteljahrhundert praktisch gar nichts mehr. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts begegnen wir Herzog Theoto (oder Theodo), der 716 nach Rom pilgert, wo er als exotische Gestalt Aufsehen erregt. Mit dem Papst vereinbart er die Errichtung einer eigenen bayerischen Kirchenprovinz, mit Bischofssitzen in Regensburg, Passau, Salzburg und Freising. Das kann man als Zeichen einer ganz eigenständigen Politik werten. Als er 717 stirbt, teilt er sein Herzogtum unter seine vier Söhne Theotpert, Grimoald, Theodolt und Tassilo II. Diese vier Teilherzöge bzw. ihre Söhne geraten bald in Streit miteinander, was dem fränkischen Hausmeier Karl Martell, dem Vater des späteren Königs Pippin, die Möglichkeit zur Einmischung bietet. Die Bayern unterliegen in der Schlacht, und Karl Martell entführt Swanahild, die Tochter Tassilos II., und macht sie zu seiner Konkubine; kurze Zeit darauf ist sie seine rechtmäßige Gemahlin, und beide haben einen gemeinsamen Sohn Grifo.

In Bayern finden wir dann seit 736 Herzog Otilo (oder Odilo), von dem wir nicht ganz genau wissen, wie er mit der bisherigen Familie zusammenhängt. Er kann ein Enkel Theotperchts oder ein Sohn Tassilos II. gewesen sein; auch eine Herkunft aus einer schwäbischen Nebenlinie der Familie wird erwogen, aber Sicheres läßt sich nicht ermitteln, auch wenn in der jüngeren Sekundärliteratur

gerne dieser Eindruck erweckt wird. Auf jeden Fall dürfte Karl Martell bei seinem Amtsantritt seine Hand mit im Spiel gehabt haben, und er wurde gleich auch noch mit Karls Tochter Hiltrud verheiratet. Der Sohn aus der Ehe ist dann Tassilo III.



747 stirbt Theodo, und nun versucht Grifo, den kleinen Tassilo III. zur Seite zu schieben und bayerischer Herzog zu werden. Der neue Hausmeier Pippin, der dann vier Jahre später König wird, verhindert dies aber und rettet Tassilo das Herzogtum. Im Gegenzug muß dieser die Abhängigkeit Bayerns vom Frankenreich förmlich anerkennen. Als Tassilo 757 mündig wird, läßt sich Pippin von ihm in Compiègne einen Treueid schwören. Das schien wohl auch deshalb sinnvoll, weil Pippin ja inzwischen König geworden war. Was Tassilo genau geschworen hat, ist aber nicht bekannt; ein Wortlaut des Eides ist nicht überliefert.

Zu den Pflichten, die Tassilo in Compiègne übernahm, gehörte auch die militärische Hilfe für den Frankenkönig, und dieser Pflicht ist Tassilo offenbar auch zuverlässig nachgekommen; so war z.B. bei Karls des Großen Spanienzug nachweislich ein bayerisches Kontingent beteiligt. Nur einmal, 763 in Nevers, kam es zu einem Zwischenfall, denn Tassilo verließ das Heer Pippins mit seinen Truppen. Das hatte zur Folge, daß Pippin einen schon begonnenen Zug nach Südwestfrankreich abbrechen und auch in den folgenden Jahren nicht weiterführen konnte. Motive und Hintergründe sind aber völlig unbekannt.

Dann aber starb Pippin, und seine Nachfolger Karl und Karlmann waren mit anderen Dingen beschäftigt – genauer gesagt: miteinander –, wie wir schon gehört haben. Tassilo III. konnte deshalb ein Vierteljahrhundert lang eine völlig selbständige Politik treiben, die sehr erfolgreich war. Dazu gehörten der Landesausbau durch eine größere Zahl von Klostergründungen, etwa Metten, Weltenburg, Münchsmünster, Thierhaupten, Gars, Chiemsee, Schlehdorf, Zell am See, Mattsee und vor allem Kremsmünster. Ebenso wichtig war der Erwerb Karantaniens, also Kärntens, für Bayern, sowie eine Eheverbindung mit der Tochter des langobardischen Königs Desiderius. Auch zu den östlichen Nachbarn Bayerns, den Awaren, trat er in eine positive Beziehung, was zur Festlegung einer sicheren Grenzlinie, eines *limes certus*, wie die Quellen sagen, zwischen den beiden Reichen führte.

787 aber begann Karl der Große, Bayern seiner direkten Machtausübung zu unterwerfen, und das bedeutete: Tassilo und seine Dynastie als Herzöge von Bayern abzusetzen. Warum es ausgerechnet damals zum Showdown zwischen Karl und Tassilo kam, ist nicht so recht klar. 785 hatte mit der Taufe Widukind die Unter-

werfung der Sachsen einen zumindest vorläufigen Abschluß gefunden; von 790 an beginnen die Züge gegen die Awaren. Möglicherweise wollte Karl ganz einfach das Aufmarschgebiet für die geplante Expansion nach Südosten in die eigene Hand bekommen. Es kann aber auch sein, daß Bayern durch die erfolgreiche Politik Tassilos überhaupt erst zu einem lohnenden Objekt karolingischer Begierde geworden war.

Nun war es aber nicht dasselbe, die heidnischen Sachsen mit dem Eintritt in das christliche Reich Karls zu beglücken oder einen seit 30 Jahren rechtmäßig regierenden erblichen Herzog abzusetzen. Deshalb wurde etwas inszeniert, was in der Sekundärliteratur zu Recht als "Schauprozeß" bezeichnet wird. Zunächst wurde Tassilo an den Königshof vorgeladen, und als er wohlweislich nicht erschien, eine Invasion Bayerns inszeniert, wobei drei Heere aus drei Himmelsrichtungen gleichzeitig einmarschierten; die Verehrer Karls des Großen sprechen von der bestkoordinierten militärischen Aktion in der Zeit vor Napoleon Bonaparte. Über die Wirkung berichten die fränkischen Reichsannalen zum Jahr 787: "Wie nun Tassilo erkannte, daß er von allen Seiten umschlossen war und mit ansah, wie die Bayern alle dem Könige Karl mehr treu waren als ihm ..., da kam er, von allen Seiten gezwungen, persönlich und gab sich dem König Karl als Vasall in die Hände und gab das ihm von König Pippin übertragene Herzogtum heraus und gestand, in allem gefehlt und übel getan zu haben."

Der zweite Akt, der eigentliche Prozeß, folgte im nächsten Jahr, also 788, in Ingelheim. Die Reichsannalen schildern einen typischen frühmittelalterlichen Prozeß, bei dem der Richter, also der König, nur der Verhandlungsleiter ist, während der "Umstand", hier also die Teilnehmer des Reichstages, das Urteil zu fällen haben. Die Prozeßregie mußte also dafür sorgen, daß das von Karl offenkundig gewünschte Todesurteil erfolgte, das allein die endgültige Vernichtung des Herzogs garantierte. Der Vorwurf lautete dahingehend, er wolle den im Jahr zuvor geleisteten Eid nicht einhalten und er habe mit den Awaren als seinen östlichen Nachbarn diplomatische Beziehungen unterhalten.

An dieser Stelle muß Karl einen peinlichen Augenblick durchlebt haben, denn die Versammlung sah das offenbar nicht als todeswürdiges Verbrechen an. Deshalb griff man auf den ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Vorgang von 763 zurück. Wieder die fränkischen Reichannalen: "Man erinnerte sich an seine früheren Übeltaten und wie er bei einem Heereszug den Herrn König Pippin verlassen hatte, was man in deutscher Sprache *harisliz* nennt, (und nun) schien es ihnen angemessen, besagten Tassilo zum Tode zu verurteilen.

Während aber alle einstimmig ihm zuriefen, er solle den todbringenden Richterspruch fällen, erreichte der genannte allerfrömmste König Karl voll Erbarmen aus Liebe zu Gott und weil er sein Blutsverwandter war, bei diesen Gott und ihm getreuen Männern, daß er nicht sterben mußte. Und auf die Frage des genannten allermildesten Herrn Königs, was sein Begehren sei, bat Tas-

silo darum, sich scheren zu lassen, in ein Kloster einzutreten und seine vielen Sünden bereuen zu dürfen, um seine Seele zu retten."

Karl kann sich also als gnädig erweisen und das von ihm selbst gewünschte Todesurteil in lebenslängliche Klosterhaft umwandeln. In derselben Weise wurden auch die Herzogin und die Kinder Tassilos in verschiedene Klöster relegiert. Interessanterweise scheint Karls Verfahren aber nicht nur bei heutigen Historikern, sondern schon bei den Zeitgenossen auf rechtliche Bedenken und Kritik gestoßen zu sein. Sechs Jahre später ließ er nämlich auf einer Synode in Frankfurt/Main 794 Tassilo erneut auftreten und noch einmal feierlich auf seine Herzogswürde verzichten.

Von 791 an versuchte Karl der Große dann tatsächlich, das Awarenreich zu erobern und seinem Reich einzugliedern. Dazu führte er mehrere Kriegszüge bis in heute ungarisches Gebiet hinein, mit wechselndem Erfolg. Schließlich gelang 796 die Eroberung der awarischen Hauptstadt und die Erbeutung der dort lagernden enormen Schätze. Allerdings schaffte er es nicht, dieses Gebiet auch herrschaftlich dem fränkischen Reich anzugliedern und zu christianisieren. Dafür fehlte ganz einfach das, was man heute wohl die *manpower* nennen würde, d.h. es war nicht möglich, eine ausreichende Zahl an Missionaren dorthin zu schicken und eine dauernde militärische Besatzung dort zu stationieren. Es gelang lediglich, die Ostgrenze Bayerns über die Enns hinaus bis nach Wien, also bis an die heutige Ostgrenze Österreichs, vorzuschieben.

Es bleibt als vierte Himmelsrichtung nach Karls Expansion nach Süden übrig, und nun verknüpft sich die fränkische Geschichte mit der Geschichte der Langobarden. Die Langobarden sind einer jener germanischen Stämme, die in ordnungsgemäßer Weise eine Völkerwanderung durchführen und schließlich am 1.4.568 beschließen, nach Italien einzumarschieren. Das geschieht dann auch. Italien stand damals seit kurzem wieder unter der Herrschaft des römischen Kaisers, der allerdings inzwischen seinen Sitz in Konstantinopel hatte. Die Langobarden erobern innerhalb weniger Jahre die Poebene, die heute noch nach ihnen die *Lombardei* = *Langobardei* heißt, ferner die Toskana und auf der anderen Seite des Apennin die großräumige Umgebung von Ancona und Benevent. Der Rest Italiens blieb aber unter römisch-byzantinischer Herrschaft, insbesondere die weiträumige Umgebung Ravennas mit Venezien, das Gebiet um Rom herum und die südlichen Enden Italiens; selbstverständlich auch die Inseln, denn die Langobarden waren ausgesprochen wasserscheu. Es ist das Gebiet, das hier schraffiert ist:



Auf dieser geographischen Lage stellte sich eine Pattsituation ein: weder konnten die Langobarden weitere Teile Italiens erobern noch die Römer die an die Langobarden gefallen Gebiete zurückerobern.

Erst in der Mitte des 8. Jahrhunderts unternahmen die Langobarden einen neuen und diesmal erfolgversprechenden Versuch, ganz Italien unter ihre Herrschaft zu bekommen. Dadurch gerieten sie aber mit dem Papst in Rom in Konflikt. Dieser hatte, da die byzantinischen Kaiser anderweitig in Anspruch genommen waren, de facto die Herrschaft in Rom und dessen Umgebung übernommen und wandte sich jetzt, da Hilfe aus dem Osten ausblieb, an den fränkischen König Pippin als neuen Schutzherrn. Pippin war den Päpsten verpflichtet, denn, wie schon mehrfach erwähnt, hatte dieser ihn bei der Absetzung des letzten Merowingers und der eigenen Thronbesteigung als König der Franken unterstützt.

Papst Stephan II. reiste persönlich ins Frankenreich, wo er Ende 753 in Ponthion mit Pippin zusammentraf. Beide schlossen ein Bündnis, in dem Pippin versprach, dem Heiligen Petrus (= dem Papst) diejenigen Gebiete zu übergeben, die zuletzt noch in römischer Hand gewesen, nun aber von den Langobarden erobert waren bzw. bedroht wurden. Aus diesen Gebieten entstand später der Kirchenstaat. Der Papst salbte im Gegenzug Pippin erneut zum König und erließ ein Verbot, in Zukunft jemals einen König einzusetzen, der nicht aus der Nachkommenschaft Pippins stammte. Pippin forderte den langobardischen König auf, die besagten Gebiete herauszugeben, was aber nicht geschah. Pippin unternahm deshalb einen Feldzug nach Italien, woraufhin sich der Langobarde der Forderung beugte – um sie sofort wieder zu vergessen, als das fränkische Heer wieder abgezogen war. Deshalb 756 neuer Feldzug Pippins, erneute Zusage des Langobarden, aber auch jetzt keine konsequente Durchführung.

Als Pippin schließlich 768 starb, war noch alles in der Schwebe, und so blieb die Situation auch, solange Karl und Karlmann beide regieren. Als Karl dann Alleinherrscher wird, kommt es bald zur endgültigen Lösung, will sagen: zu einem erneuten fränkischen Kriegszug nach Italien. Aber diesmal begnügt sich Karl nicht mit einer Zusage des langobardischen Königs, sondern setzt diesen ab und

übernimmt selbst dessen Würde. Der Papst erhält nun tatsächlich einige Gebiete, aber längst nicht alles, was ursprünglich versprochen war.

Und jetzt müssen wir Karl nur noch zum Kaiser machen. Die näheren Vorgänge sind ein Lieblingsthema der deutschen Geschichtswissenschaft, über das Sie sich anderweitig leicht informieren können; ich fasse mich deshalb möglichst kurz. An Weihnachten 795 starb Papst Hadrian I., und aus der Neuwahl ging Leo III. hervor, aber die Wahl ging unter heftigen Parteikämpfen vor sich, und Leo war wohl auch als Person nicht über alle Zweifel erhaben. Er suchte deshalb sofort Rückendeckung beim fränkischen König, indem er ihm symbolisch die Schlüssel zum Petrusgrab und die Fahne der Stadt Rom übersandte.

799 eskalieren die Ereignisse: Leo III. wird während einer Prozession von seiner Gegnern überfallen und mißhandelt, kann aber gerade noch entkommen und sich unter den Schutz fränkischer Gesandter stellen, die sich gerade in Rom aufhalten. Diese führen ihn ins Frankenreich, wo Karl der Große ihn in Paderborn empfängt. Dort besprechen beide das weitere Vorgehen: Karl wird nach Rom kommen und die Gegner des Papstes aburteilen, der Papst wird Karl zum Römischen Kaiser krönen. Es gibt einige Quellen und eine auf diese Quellen gestützte ältere Sekundärliteratur, die behauptet, der Papst habe Karl durch die Kaiserkrönung überrascht und dieser habe die Krone eigentlich gar nicht annehmen wollen; aber diese Interpretation gilt heute als überholt.

Zur Kaiserkrönung, die am 25.12.800 planmäßig in St. Peter erfolgte, darf ich noch Folgendes in Erinnerung rufen: seit dem Tode Kaiser Theodosius des Großen im Jahre 395 war das Römische Reich in ein Weströmisches und ein Oströmisches Reich mit jeweils eigenen Kaisern geteilt; Hauptstadt des letzteren war Konstantinopel. Das Weströmische Reich ging 476 unter, aber das Oströmische bestand weiter, und im 6. Jahrhundert konnte der dortige Kaiser Justinian sogar Italien zurückerobern, bis dieses dann teilweise an die Langobarden fiel. Hat Karl nun durch seine Krönung das Weströmische Reich erneuern wollen? So glaubte man früher, aber heute ist man der Ansicht, daß Karl für sich in Anspruch nahm, der einzige legitime Römische Kaiser zu werden. Dabei spielte auch eine Rolle, daß in Byzanz damals mit der Kaiserin Irene eine Frau regierte; ein weibliches Kaisertum wurde aber von vielen als illegal angesehen.

Auf lange Sicht wurde aber etwas anderes wichtig: die Zuschauer und Teilnehmer der Krönungszeremonie in Rom sahen, wie der Papst dem Kaiser die Krone aufsetzte, und dieses Bild blieb den späteren Generationen in Erinnerung. Von den vorausgegangenen Verhandlungen wußten die Späteren nichts, und sie wußten auch nicht mehr, daß Karl nach Rom gekommen war, um den angstschlatternden Leo vor seinen Feinden zu retten. In Erinnerung blieb nur: es war der Papst, der Karl zum Kaiser machte.

Damit haben wir also Karls Person erhöht und sein Reich enorm erweitert, aber wo bleibt Deutschland? Es ist als eigenständige geographische und politische Größe noch nicht faßbar, aber das wird sich im nächsten Kapitel ganz vorsichtig ändern. Und das glei-

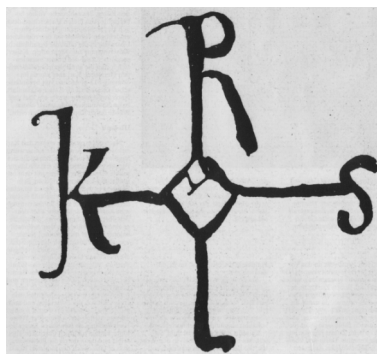
che gilt für Frankreich. Deshalb ist auch die Frage, ob Karl denn nun ein Deutscher oder ein Franzose gewesen sei, ob man ihn mit größerem Recht als "Karl den Großen" oder als "Charlemagne" bezeichnen kann, im Grunde unsinnig.

So viel dürfte allerdings sicher sein: im täglichen Umgang hat er germanisch gesprochen. Dafür spricht z.B., daß er für die Monatsnamen germanische Bezeichnungen erfunden hat, wie sein Biograph Einhard im 9. Kapitel berichtet:



"Weiter gab er den Monaten einheitlich fränkische Namen; sie waren bisher bei den Franken teilweise durch lateinische, teilweise durch einheimische Bezeichnungen benannt gewesen. [...] Er nannte den Januar *uuintarmanoth*, den Februar *hornung*, den März *lenzinmanoth*, den April *ostarmanoth*, den Mai *uinnemanoth*, den Juni *brachmanoth*, den Juli *heuuimanoth*, den August *aranmanoth*, den September *uuitumanoth*, den Oktober *uuindumemanoth*, den November *herbistmanoth*, den Dezember *heilagmanoth*."

Mit Karl dem Großen sind außerdem noch die Begriffe "Karolingische Renaissance" und "Karolingische Minuskel" verbunden, aber diese Frage möchte ich hier ausdrücklich nicht behandeln, denn unser Thema ist nicht Karl der Große oder die Geschichte der Karolinger, sondern die Geschichte Deutschlands im Mittelalter. Nur noch das berühmte Monogramm Karls des Großen möchte ich Ihnen zeigen:



Es ist ein Kreuz, an das die Buchstaben seines Namens angehängt sind. Sie sehen an den Kreuzesarmen die Konsonanten *K R L S* und im Zentrum die Vokale *A O* (als Raute geschrieben) und *V*. Man muß also zunächst schräg nach oben, dann senkrecht nach unten und dann wieder schräg nach oben lesen. Dieses Monogramm findet sich z.B. in seinen Urkunden oder auf seinen Münzen. Die Konsonanten und die Kreuzarme wurden von der Kanzlei vorgezeichnet; Karl selbst ergänzte die Raute und das Häkchen in der Mitte. Wie es generell mit den Schreibkenntnissen Karls aussah, ist aber schon wieder eine Frage, die nicht in diese Vorlesung gehört.

3. KAPITEL:

LUDWIG, LOTHAR, KARL, ARNULF – DEUTSCHLAND UND DIE KAROLINGER

"SPIEGLEIN, SPIEGLEIN an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land? – Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, doch Schneewittchen ist noch tausendmal schöner als Ihr." So heißt es im Märchen, aber die Situation hat durchaus einen historischen Hintergrund: da die Königin Schneewittchens Stiefmutter ist, stammt Schneewittchen aus der ersten Ehe des Königs, der nach dem Tode ihrer Mutter ein zweites Mal geheiratet hat. Ob die Königin selbst Kinder hatte, geht aus dem Märchen nicht hervor, aber falls ja, stellte sich die Frage: wen bevorzugte der König? Die Kinder aus dieser neuen Ehe oder die Tochter seiner verstorbenen Frau? Es ist eigentlich klar, daß die Königin da etwas unternehmen mußte, auch wenn das im Märchen als Schönheitskonkurrenz geschildert wird.

Eine solche Situation finden wir auch bei den Enkeln Karls des Großen, den Söhnen seines Nachfolgers Ludwigs des Frommen. Dieser (Ludwig) war Karls einziger überlebender Sohn, den sein Vater noch zu Lebzeiten zum Mitkaiser erhoben hatte. Ludwig hatte aus seiner ersten Ehe mit Irmingard drei Söhne: Lothar, Pippin und Ludwig.

Um seine Nachfolge zu regeln, erließ er 817 die sog. *Ordinatio imperii*: seinen ältesten Sohn Lothar erhob er zum Kaiser und Mitregenten mit denselben Rechten, die Ludwig selbst als Mitkaiser Karls des Großen gehabt hatte, seine beiden jüngeren Söhne Ludwig und Pippin erhielten ansehnliche Unterkönigreiche.

Dieses System bedeutete aber schon ein Abrücken von der Tradition, die eigentlich eine gleichmäßige Teilung unter den Söhnen erfordert hätte, Es stellt also, durch die Vorrangstellung Lothars, einen Schritt hin zu einem einheitlichen Königtum in einem unteilbaren Staat dar, wie er sich dann in der nachkarolingischen Zeit in Frankreich und Deutschland durchsetzte. Dieses Modell, das hier mit der übergeordneten Stellung des Kaisers gegenüber den Königen begründet wird, fand Unterstützung vor allem bei der Kirche, während die weltlichen Adligen stärker der alten Vorstellung von der gleichberechtigten Teilung anhängen. Diese Nähe zu den kirchlichen Vorstellungen war es, die Ludwig in der späteren Geschichtsschreibung den Beinamen *Pius*, der Fromme, eingebracht hat.

Nach Irmingards Tod heiratete Ludwig der Fromme, der damals knapp 40 Jahre alt war, noch ein zweites Mal. Der Beiname "der Fromme" ist, wie gesagt, nicht zeitgenössisch und bezieht sich deshalb nicht auf geschlechtliche Enthaltensamkeit, wie man spontan glauben mag. Ludwig war zweifellos mit demselben starken sexuellen Appetit begabt wie alle Karolinger, nur wollte er ihn offenbar nicht mit Konkubinen ausleben wie sein Vater, sondern in geregelten Bahnen, gemäß dem Diktum des Apostels Paulus: "Es ist besser zu heiraten als vor Begierden zu brennen."

Um die geeignete Braut zu finden, wurde ein förmliches Casting veranstaltet – man kann es nicht anders nennen – nach dem Motto "Kaiser sucht Frau". Angeblich wurden nicht weniger als 17 Kandidatinnen aus dem fränkischen Hochadel nach Aachen ge-

bracht und dem Kaiser präsentiert. 17 Kandidatinnen bedeutet aber auch: 16 Enttäuschungen, und damit 16 Todfeindinnen der neuen Kaiserin; die Auserwählte sollte dies zu spüren bekommen.

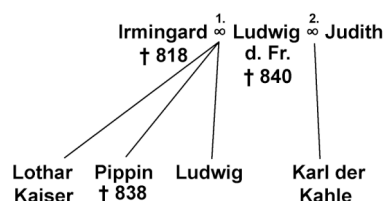
Diese Auserwählte war Judith aus dem Hause der Welfen. Wer von Ihnen nicht gerade in Braunschweig und Umgebung aufgewachsen ist oder vielleicht auch in Lübeck, kennt die mittelalterlichen Welfen wahrscheinlich nur als Konkurrenten der Staufer. Der stauferisch-welfische Gegensatz ist eines der Standardthemen mittelalterlichen Prüfungen, aber die Bedeutung der Familie geht über diesen einen Aspekt weit hinaus. Die Welfen bildeten eine europaweit verbreitete und auch sehr alte Adelsfamilie, der gegenüber die Staufer eigentlich nur lokale Parvenüs waren, die zwar einen kometenhaften Aufstieg nahmen, dann aber nach drei – oder großzügig gerechnet: nach fünf – Generationen wieder von der Bühne abtraten.

Die Welfin Judith, die Kaiserin, war zweifellos schön, sicher sehr gebildet und auch sexuell äußerst begehrenswert; ferner wird sie als ausgesprochen musikalisch geschildert. Ihr Alter ist nicht bekannt, aber sie muß mindestens 12 Jahre alt gewesen sein, weil das das gesetzliche Mindestalter der Ehefähigkeit war. Selbst wenn wir sie uns um einige Jahre älter vorstellen, vielleicht 17 oder 18 Jahre, was mir näher zu liegen scheint, war der Unterschied zu dem Bräutigam doch beträchtlich. Ludwigs Entscheidung für sie scheint also in jeder Hinsicht begründet. So beschreibt sie Walafrid Strabo in einem Gedicht wie folgt in kunstvollen Versen¹ :

*In qua multa simul nobis miranda videmus:
Semine stat locuplés, appáret dógmate díves,
Est ratióne poténs, est cúm pietáte pudíca,
Dulcis amóre, valéns animó, sermóne facéta.*

(In ihr treffen viele staunenswerte Vorzüge zusammen: sie ist von vornehmer Abkunft, von reicher Kenntnis der Religion, von hohem Verstand, fromm und sittenreich, süß in der Liebe, stark im Geiste, von beredsamer Sprache.)

Aber Judith beging den in den Augen ihrer Stiefsöhne Lothar, Ludwig und Pippin und deren Anhänger unverzeihlichen Fehler, schwanger zu werden und dem Kaiser im Juni 823 einen weiteren Sohn zu schenken, der den Namen seines berühmten Großvaters Karl erhielt.



So kommt es, daß ihr schärfster literarischer Gegner, Erzbischof Agobard von Lyon, genau das Gegenteil über sie schreibt wie Wala-

¹ MGH Poetae Latinae 2 S. 376.

frid Strabo und schließlich resümiert, sie sei *tocius mali causa* gewesen, die Wurzel allen Übels².

Judiths Sorge mußte es nun selbstverständlich sein, ihrem Sohn eine angemessene Stellung im Kreise seiner (Stief)brüder zu verschaffen. Bei den bisherigen Teilungsplänen war er ja noch nicht berücksichtigt, woher wohl sein späterer Beiname "der Kahle" stammt. Da diese Ausstattung Karls nur auf Kosten der älteren Söhne Ludwigs des Frommen geschehen konnte, waren Konflikte unausweichlich. Sie verbinden sich aber in kaum durchschaubarer Weise mit den Konflikten dieser älteren Söhne untereinander; insbesondere waren Pippin und Ludwig nicht bereit, die geplante Unterordnung unter den ältesten Sohn, Kaiser Lothar, zu akzeptieren.

829, als Klein-Karl etwa 10 Jahre alt war, unternahm Ludwig den ersten Versuch: Karl erhielt Gebiete in Schwaben, dem Elsaß und Burgund zugesprochen; der dagegen opponierende Lothar wurde nach Italien geschickt. Er kehrte aber schon 830 zurück, setzte seinen Vater *de facto* ab und begann, im Sinne der *Ordinatio imperii* seine oberherrlichen Rechte gegenüber seinen Brüdern auszuüben. Deren Opposition ermöglichte es dem alten Kaiser, im Jahr darauf wieder selbst die Macht zu ergreifen und Lothar erneut nach Italien abzuschicken.

Aber 832 kam es zu einem gemeinsamen Aufstand der Söhne gegen den Vater. Eine Entscheidungsschlacht bei Colmar ging so aus, daß die Truppen Ludwigs des Frommen zu den Söhnen überliefen – also jene Handlungsweise, die im Konflikt zwischen Karl dem Großen und Tassilo III. als *harisliz* bezeichnet wurde; die Ebene, auf der die Schlacht stattfinden sollte, heißt seitdem das "Lügenfeld". Der alte Kaiser wird abgesetzt und von Lothar in Gewahrsam gehalten, aber es kommt erwartungsgemäß bald wieder zu Streit unter den Brüdern. 836 kann Ludwig der Fromme sich mit den beiden Jüngeren gegen Lothar wenden und kommt wieder an die Macht. 837 wird jetzt auch Karl neu ausgestattet, und zwar diesmal mit Gebieten in Friesland und Sachsen.

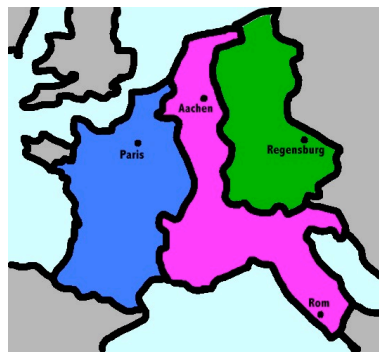
838 vereinfacht sich die Situation etwas, denn Pippin stirbt; zwar unter Hinterlassung eines gleichnamigen Sohnes, der aber noch zu jung ist, um eine entscheidende Rolle zu spielen. Ein erneutes Revirement der Gebiete teilt jetzt Ludwig Bayern zu, Karl die übrigen Gebiete westlich von Rhône, Saône und Maas, Lothar diejenigen östlich davon. Dann stirbt am 20.6.840 Ludwig der Fromme.

Sofort bricht der Konflikt zwischen den Söhnen erneut auf, wobei jetzt Ludwig von Bayern mit Karl dem Kahlen gemeinsame Sache gegen Lothar macht. Dieses Bündnis wird am 14.2.842 in Straßburg öffentlich beschworen. Und zwar schwört Karl in althochdeutscher Sprache, damit die bayerischen Truppen Ludwigs den

² Liber apologeticus II,2, ed. L. van Acker, Agobardi Lugdunensis Opera omnia, Turnhout 1981, S. 216.

Text verstehen können³; umgekehrt schwört Ludwig auf Altfranzösisch, damit Karls Truppen den Text mitbekommen⁴. Das sind die berühmten "Straßburger Eide", die älteste Quelle für das Altfranzösische. (Althochdeutsche Texte gibt es schon früher.)

Schließlich kommt es im August 843 zum Vertrag von Verdun, in dem das Reich zwischen den drei Brüdern so aufgeteilt wird, daß Ludwig das östliche Gebiet erhält (also das spätere Deutschland) und Karl das westliche (das spätere Frankreich), während Lothar ein Gebiet dazwischen zugesprochen wird, das sich länglich den Rhein und die Rhône entlang nach Italien erstreckt, mithin die beiden Kaiserstädte Aachen und Rom einschließt. Man spricht gern von einer Kegelbahn von Aachen nach Rom, aber so ganz kommt das nicht hin, wenn man sich die Karte anschaut:



Man sollte auch bedenken, daß Lothars Reich mit Rhein und Rhône die beiden verkehrstechnisch wichtigsten Flüsse des Reiches enthält.

Welche Rolle spielte nun die Kaiserin Judith bei all diesen Vorgängen? War sie wirklich die Wurzel allen Übels? Daß sie sich für ihren Sohn Karl einsetzte, erscheint uns heute selbstverständlich. Aber die fanatischen Gegner Ludwigs des Frommen rechneten ihr das als Bosheit an. Es scheint fast so, daß sich die Opposition auf sie konzentrierte, weil auf diese Weise der alte Kaiser Ludwig noch einigermaßen geschont werden konnte. Dessen Entscheidungen, vor allem dessen unerwünschte Entscheidungen schrieb man ihrem verderblichen Einfluß zu: der alte Mann läßt sich von seiner jungen Frau um den Finger wickeln, der er sexuell hörig ist. Und in der nächsten

3

In godes minna ind in thes christânes folches ind unsêr bêdhero gehalnissî,⁷⁾ fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got geuuizci indi mahd⁸⁾ furgibit, sô haldih thesan⁹⁾ mînan brudher, sôso man mit rehtu sinan brudher¹⁰⁾ scal, in thiu thaz er mig sô sama¹¹⁾ duo, indi mit Ludheren¹²⁾ in nohheiniu thing ne gegango, the¹³⁾ mînan uillon imo ce scadhen uerdhên.¹⁴⁾

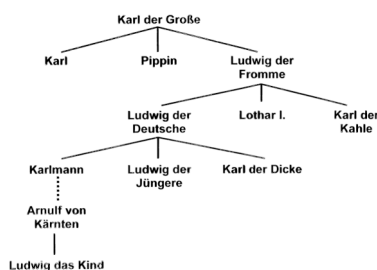
4

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro comun salvament, d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai 1 eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Stufe der Diffamierung heißt es dann, dabei gehe nicht alles mit rechten Mitteln zu. Ihre Macht über ihn beruhe auf Zauberei, und sie selbst suche sich zusätzlich ihr Vergnügen bei Männern, die im Alter besser zu ihr paßten – was der alte Gockel nicht merkte oder nicht merken wollte.

Das Gebiet Lothars wird im Laufe der nächsten Jahrzehnte auch noch in sich geteilt und schließlich von den Nachbarn geschluckt, aber es bleibt durch die Landschaftsbezeichnung Lothringen bis heute im Gedächtnis. Auf diese Weise, durch den Streit der Söhne Ludwigs des Frommen, bildet sich also allmählich die Teilung des fränkischen Reiches in eine westliche Hälfte – das heutige Frankreich – und eine östliche Hälfte – das heutige Deutschland – heraus. Der junge Ludwig wird in der modernen Geschichtsschreibung geradezu als "Ludwig der Deutsche" bezeichnet; sein hauptsächlicher Regierungssitz war Regensburg.

Aber mit dem Reichsteilen ist auch jetzt noch nicht Schluß, wie Sie aus den Nachfahren Ludwigs des Deutschen sehen können:



Er hat drei Söhne Karlmann, Ludwig und Karl, und prompt wird sein Herrschaftsgebiet unter diese Söhne geteilt. Aber jetzt im späten 9. Jahrhundert setzt eine biologische Rückwärtsbewegung ein: alle diese Söhne und auch die Nachfahren Karls des Kahlen im Westfrankenreich sterben der Reihe nach weg, so daß von der ganzen Familie schließlich nur noch Karl der Dicke übrigbleibt, der auf diese Weise noch einmal das gesamte Reich Karls des Großen vereinigt.

Er ist aber mit zwei Bedrohungen konfrontiert, die sich schon in den ganz späten Jahren Karls des Großen abzeichnen und im Laufe des 9. Jahrhunderts immer dringlicher werden. Die eine davon sind die Wikinger oder Normannen, die die mitteleuropäischen Küsten zu plündern beginnen. Karl der Dicke muß schließlich 887 ihren Abzug durch ein gigantisches Lösegeld erkaufen. Durch diese wenig mutige Politik erscheint er dem Adel als nicht mehr tragbar und wird abgesetzt. Er stirbt dann auch im Jahre darauf, wie es scheint, an einem Schlaganfall, was durch seinen Beinamen ja auch nahegelegt wird; aber die späten Karolinger hatten generell diese Disposition.

Mit Karls Tod ist auch die künstliche Verbindung der beiden Reichsteile wieder aufgelöst, und im Osten, also bei uns, kann sich ein unehelicher Enkel Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnten, zum König erheben lassen. Er regiert recht energisch und kann sogar nach Rom ziehen, wo er zum Kaiser gekrönt wird. Kurz nach seiner Kaiserkrönung erleidet er aber einen Schlaganfall und muß halb gelähmt und regierungsunfähig nach Deutschland zurückkehren. Als

er 899 stirbt, bleibt nur noch sein Sohn Ludwig übrig, der auch formal zum König gemacht wird, aber erst 7 Jahre alt ist.

Ludwig das Kind, wie er passend genannt wird, sieht sich der zweiten der großen Bedrohungen gegenüber, die ich vorhin angesprochen habe; und daran war indirekt sein Urururgroßvater Karl der Große schuld.

Der Untergang des Awarenreichs 796 hatte ein politisches Vakuum hinterlassen, in das von Osten her ein neues Volk einströmte, das sich als weitaus unbequemerer Nachbar erwies als die Awaren: die Ungarn. Mit ihnen ließ sich kein *limes certus* vereinbaren. Vielmehr suchten die heidnischen Ungarn das Karolingerreich über ein Jahrhundert lang durch Beutezüge heim. Ludwig das Kind erlitt 910 eine vernichtende Niederlage gegen sie, die er dann auch nur bis 911 überlebte. Dann folgt noch einmal ein König aus einer karolingischen Nebenlinie, Konrad I., der aber ebenso wenig gegen die Ungarn ausrichten kann und Ende 918 ebenfalls stirbt. Und jetzt tritt eine Wende der Geschichte des ostfränkischen Reiches ein, die uns veranlaßt, den Prolog der Vorlesung abzuschließen. Oder genauer gesagt: es kommt jetzt ein Kapitel außerhalb der chronologischen Reihenfolge, und mit dem 5. Kapitel treten wir dann in den II. Teil und in die eigentliche deutsche Geschichte ein.

4. KAPITEL: VON DER ELBE UNZ AN DEN RÎN – DIE GEOGRAPHISCHEN GRUNDLAGEN

WALTHER VON DER Vogelweide lobt in seinem Minnelied *Ir sult sprechen willekommen* die Schönheit und Tugend der deutschen Frauen. Er habe schon viele Länder bereist, aber

*Von der Elbe unz an den Rîn
Und her wider unz an Ungerlant
Mugen wol die besten sîn.
Die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
Guot gelâz unt lîp,
Sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
Bezzet sint danne ander frouwen.*

(Von der Elbe bis an den Rhein und wieder zurück bis ans Ungarland, da leben gewiß die Besten, die ich auf Erden kennengelernt habe. Sofern ich edle Bildung und Schönheit recht beurteilen kann: bei Gott, ich möchte schwören, daß hier die Frauen edler sind als anderswo.)

Diese Strophe gilt als indirekte Vorlage eines anderen Textes, der Deutschland ebenfalls anhand der Grenzflüsse definiert, nämlich der 1. Strophe des Deutschlandliedes, wenn auch Hoffmann von Fallersleben, als er das Lied 1841 im Exil dichtete, andere Namen ge-

setzt hat; wir kommen darauf im letzten Kapitel der Vorlesung zurück.

Indes ist die Idee, bei einer Beschreibung des Landes von den Flüssen her zu beginnen, gar nicht so schlecht. Die wichtigsten deutschen Flüsse sind zunächst einmal die Donau, der Rhein, die Elbe und die Oder:



Von diesen fließen drei nach Norden bzw. Nordwesten, einer, die Donau, nach Osten; aus dem Gebiet, das ich bräunlich eingefärbt habe, fließt das Wasser also letztlich ins Schwarze Meer, während der übrige Teil Deutschlands in die Nord- und Ostsee entwässert wird.

Zwischen dem Donaubegebiet und den übrigen großen Flüssen gibt es also keine schiffbare Verbindung; allerdings hat schon Karl der Große versucht, eine solche Verbindung herstellen zu lassen, die sog. *fossa Karolina*, was aber gescheitert ist. Im 19. Jahrhundert versuchte dies dann König Ludwig I. von Bayern, ebenfalls mit geringem Erfolg. Heute gibt es dafür den Rhein-Main-Donau-Kanal. Diese Beobachtung ist wichtig, weil im Mittelalter vor allem schwere Lasten möglichst auf dem Wasser transportiert wurden. So hat man z.B. das Salz aus den Alpen die Flüsse herab auf Flößen transportiert, solange es möglich war, und erst dann auf Säumerkarren umgeladen. Wer an einer solchen Umladestelle wohnte, konnte reich werden, z.B. die Stadt Passau. Die Flöße wurden dann zerlegt und als Bauholz verkauft.

Der Transport auf den Flüssen hatte freilich auch Nachteile. Zum einen waren die Flüsse ja nicht reguliert, d.h. sie mäanderten durch ihre Täler, so daß die tatsächliche Transportstrecke viel länger sein konnte, als es den Anschein hat. Stromschnellen, nicht sichtbare Felsen oder Sandbänke, Überflutungen und Niedrigwasser behinderten den Verkehr, oder oberhalb saßen Nixen und dergleichen auf den Felsen und lenkten den Schiffer ab, z.B. die Loreley. Außerdem zieht dichter Verkehr auch das Interesse der Obrigkeit auf sich, die Zölle und Geleitkosten erhebt; die Burgen den Rhein entlang, die wir heute als romantisch empfinden, waren im Grunde eine einzige Kette von Finanzämtern.

Schauen wir uns die Flußsysteme im einzelnen an:



Für die Nebenflüsse der Donau gibt es den schönen Merkwers, den Sie vielleicht aus der Schule kennen:

Iller, Lech, Isar, Inn
 fließen zu der Donau hin.
 Altmühl, Naab und Regen
 fließen ihr entgegen.

Der Lech bildet, wie früher schon erwähnt, die Westgrenze Bayerns. Ich habe auch noch die Enns eingezeichnet, denn sie ist bis ins 13. Jahrhundert die Grenze Bayerns zu Österreich. Aus lokalem Interesse habe ich auch noch die Ilz berücksichtigt, damit die ominösen drei Flüsse Passaus vollzählig sind.

An dieser Stelle noch ein Hinweis: Sie können sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß der Inn wesentlich mehr Wasser führt und schneller fließt als die Donau, daß also die Donau in den Inn fließt und nicht umgekehrt. Warum heißt der Fluß danach immer noch Donau? Dahinter steckt das Prinzip der Geographen, daß immer der Fluß seinen Namen behält, der bis zu dem Zusammenfluß der längere ist. Und das ist nun einmal die Donau, die gemächlich aus Schwaben und dem Schwarzwald herüberplätschert, während der Inn zwar vehement, aber eben auf kürzerer Strecke aus den Alpen herabstürzt.

Kommen wir damit zum Rhein:



Er fließt im Mittelalter auf ganzer Strecke in Deutschland, denn die Westgrenze des Reiches zu Frankreich lag ein ganzes Stück weiter westlich als heute – wir kommen gleich darauf zurück –, und die Schweiz und die Niederlande sind erst seit 1648 selbständige Staaten. Ich habe auch noch die Maas eingezeichnet, die uns im allerletz-

ten Kapitel der Vorlesung wieder begegnen wird. Am Rhein bzw. seinem Nebenfluß, der Mosel, liegen die Sitze der drei wichtigsten deutschen Erzbischöfe, derjenigen von Mainz, Köln und Trier, ferner am Main Frankfurt, die Wahl- und seit dem 16. Jahrhundert auch Krönungsstadt der deutschen Könige.

Elbe und Oder spielen eine andere Rolle:



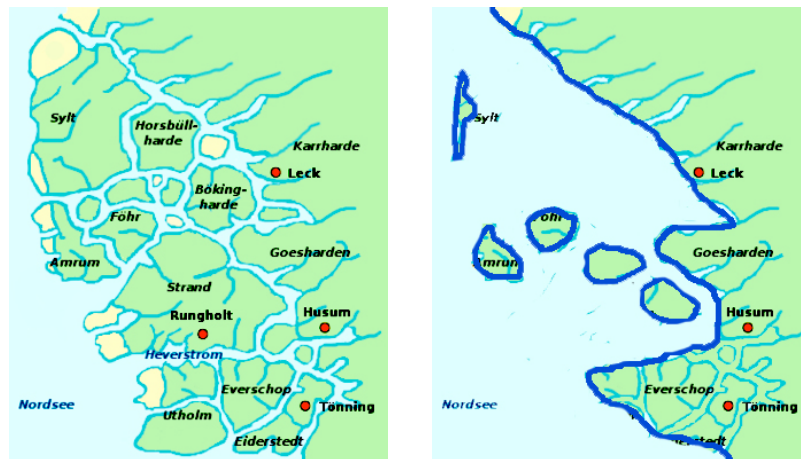
Die Elbe war lange Zeit (bis ins 10. Jahrhundert) die deutsche Ostgrenze gegen die Slawen hin; wie sich diese Grenze weiter nach Osten vorschob und schließlich auch die Oder überschritt, beobachten wir gleich. Die Südverlängerung der Oder bildet die Neiße; beide werden zusammen wiederum im letzten Vorlesungskapitel auftauchen.

Schließlich hat Deutschland im Norden auch Anteil an der Meeresküste. Dies bedeutete Handelsmöglichkeiten mit enormen Gewinnchancen – denken Sie an die Hanse, die durch Überseeschifffahrt reich und mächtig wurde –, aber auch Gefahr durch Sturmfluten und weiträumige Überschwemmungen. Diese führten zu Landverlusten, die mit dem Ertrinken Tausender Menschen verbunden waren. Generell lag die Küste im frühen und hohen Mittelalter weiter draußen als heute.

Die erste in den schriftlichen Quellen dokumentierte Flutkatastrophe ereignete sich am 26.12.838. Es ist üblich, diese Fluten nach dem Heiligen zu benennen, an dessen Festtag sie erfolgten. Ich nenne als kleine Auswahl aus den mittelalterlichen Ereignissen die Julianenflut am 16./17.2.1164, die Marcellusflut am 16.1.1219, die Allkindleinsflut am 28.12.1248 (benannt nach dem Tag der Unschuldigen Kinder), die Luciaflut am 13./14.12.1287, die Elisabethenflut am 18./19.11.1421 und die Antoniflut am 16.1.1511. Am tiefsten blieb aber die Flut vom 15./17.1.1362 im Gedächtnis, die man als die 2. Marcellusflut oder drastischer als die *Grote Mandrenke* (also hochdeutsch: das große Menschenertrinken) bezeichnet. Sie war mit erheblichen, bis heute bestehenden Landverlusten am Jadebusen und der Wesermündung verbunden:



Noch drastischer zeigten sich ihre Folgen an der holsteinischen Küste. Sie sehen links den Zustand vor 1362 und rechts ungefähr die heutige Situation:



Insbesondere um die reiche Stadt Rungholt, die ganz unterging, entwickelten sich sagenhafte Berichte, die an Atlantis oder das in der Ostsee gelegene Vineta erinnerten; es ist aber mittlerweile archäologisch nachgewiesen, daß Rungholt wirklich existiert hat und 1362 untergegangen ist. "Nordsee ist Mordsee", sagt man zutreffend. An der Stelle der versunkenen Landflächen liegt heute das Wattenmeer.

Erwähnen möchte ich nur ganz kurz, daß es natürlich auch Fernverbindungen zu Lande gab, etwa den Hellweg durch Westfalen. Auf den Goldenen Steig von Passau nach Böhmen habe ich schon angespielt. Diese Reichsstraßen verliefen aber nicht in den Flußniederungen, wo es zu sumpfig war, sondern über die Hügel. Etliche heutige Autobahnen folgen ihrem Verlauf. In Süddeutschland wurden die Römerstraßen weiterbenutzt. Dann wäre auch noch auf die Alpenpässe zu verweisen: am wichtigsten von West nach Ost der Mont Cenis, der Große St. Bernhard, der St. Gotthard, der Septimer und der Brenner. Deren Nutzbarkeit oder Nicht-Nutzbarkeit hat wiederholt den Verlauf der Geschichte beeinflusst.

Betrachten wir jetzt die politische Organisation, so ist das eigentliche deutsche Reichsgebiet aufgeteilt in die fünf Herzogtümer Lothringen, Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern:



Die Grenze zwischen Bayern und Schwaben bildet dabei der Lech, und der dreiecksförmige Teil Bayerns nördlich der Donau (die heutige Oberpfalz) wird als Nordgau bezeichnet. Unter Friedrich Barbarossa wurden zwei dieser Herzogtümer zerstückelt. Im Rahmen der Aussöhnung zwischen Staufern und Welfen wurde 1156 Österreich von Bayern abgetrennt und zum eigenen Herzogtum erhoben. 1180, nach dem Sturz Heinrichs des Löwen, wird auch Sachsen aufgeteilt: den westlichen Teil erhält der Erzbischof von Köln als Herzogtum Westfalen, den östlichen der askanische Graf Bernhard III. aus Wittenberg als Herzogtum Sachsen.

Letzterer kann sich jedoch kaum durchsetzen, zumal der Enkel Heinrichs des Löwen, Otto I., 1235 zum Herzog von Braunschweig erhoben wird. So kommt es, daß der Begriff Herzogtum Sachsen sich nach Osten in das Gebiet verschiebt, das wir heute unter Sachsen verstehen; für das Gebiet des ursprünglichen Sachsen wurde dann im 19. Jahrhundert der Ausdruck "Niedersachsen" erfunden. Dazu kommen dann noch östlich der Elbe die Herzogtümer Mecklenburg und Pommern, beide an der Ostsee gelegen, und am Oberlauf der Oder das Herzogtum Schlesien.

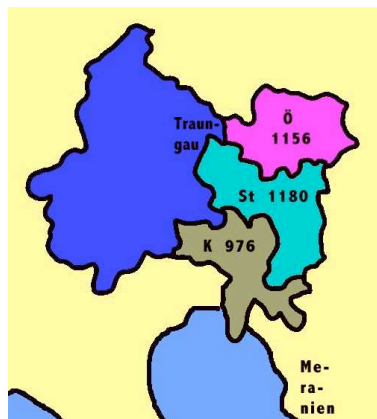
Zum Reichsverband gehört schließlich noch das Königreich Böhmen mitsamt der südöstlich vorgelagerten Markgrafschaft Mähren; das Herzogtum Schlesien und die Lausitz (grob gesprochen: der Spreewald) gehörten im Mittelalter ebenfalls zu Böhmen.

Am Rande des jeweiligen Reichsgebietes wurden die Marken eingerichtet, jeweils unter Leitung eines Markgrafen, der im Vergleich zu einem normalen Grafen im Innern des Reiches besondere Rechte hatte. Man könnte die Marken als Militärgrenze bezeichnen. Marken gab es schon im karolingischen Reich, so zum Beispiel eine bretonische Mark oder die spanische Mark, die dem heutigen Katalonien entspricht. Wichtig sind aber vor allem die Marken in dem der Elbe östlich vorgelagerten Gebiet. Die Situation dort fluktuiert ständig; vor allem in den 970er Jahren geht auch bereits gewonnenes Gebiet wieder verloren. Wir finden dort die Nordmark, die Mark Merseburg, die Mark Zeitz, die Mark Lausitz, die Mark Meißen und schließlich die Mark Brandenburg, die ihrerseits in die Altmark, die Uckermark und die Neumark unterteilt ist. Letztere überschreitet dann bereits die Oder. Im Spätmittelalter ist "Markgraf" dann nur noch ein Adelstitel, unmittelbar unter dem Herzog.

Im Spätmittelalter splintern sich die Territorien des Reiches weiter auf; dies im einzelnen hier zu beschreiben, ist unmöglich. Insbesondere die Herzogtümer Franken, Schwaben und Lothringen lö-

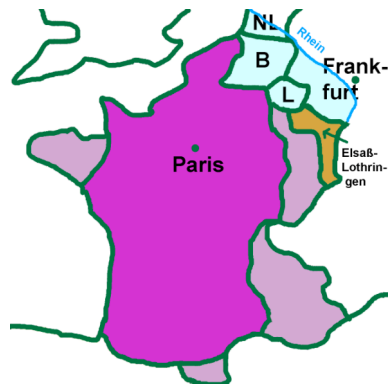
sen sich völlig auf. Eine gewisse Bedeutung erlangt das Gebiet um Heidelberg. Die Pfalz, wie man abgekürzt sagt, ist seit 1214 unter der Dynastie der Wittelsbacher mit Bayern vereinigt. 1329 kommt es zur Erbteilung zwischen Herzog Rudolf und Herzog Ludwig IV.: Rudolf erhält die Pfalz und den nördlichen Teil Bayerns um Amberg herum, Ludwig den Rest Bayerns. So kommt es, daß der mit der Pfalz verbundene Teil Bayerns die "obere Pfalz" oder "Oberpfalz" genannt wurde und wird.

Bayern selbst war im Frühmittelalter das größte deutsche Herzogtum und reichte zeitweise sogar bis an die Adria; es umfaßte die gesamte hier eingefärbte Fläche:



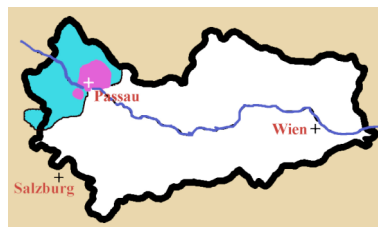
Im Laufe der Zeit ist aber seine Osthälfte aus verschiedenen Gründen, auf die wir in den späteren Kapiteln näher zu sprechen kommen, zu drei selbständigen und damit gleichberechtigten Herzogtümern gemacht worden, und zwar 976 Kärnten, 1156 (wie soeben erwähnt) die Ostmark oder wie man meist sagt Österreich und 1180 die Steiermark. Außerdem ist, auf der Karte noch nicht berücksichtigt, im späteren 13. Jahrhundert die Südspitze als Grafschaft Tirol unabhängig geworden. Österreich hat sich im 14. bis 18. Jahrhundert weiter nach Westen bis an den Inn ausgedehnt, zu Lasten Bayerns, wobei man die Gebiete westlich der Enns, die ja die ursprüngliche bayerisch-österreichische Grenze darstellte, als Oberösterreich zu bezeichnen pflegt.

Die Westgrenze des Deutschen Reiches lag im Frühmittelalter viel weiter westlich als heute. Der Grund dafür ist, daß zum einen die Niederlande und Belgien 1648 bzw. 1815 aus dem Reich ausgeschieden sind und zum andern Frankreich seine Grenze weiter nach Osten vorgeschoben hat, zum Teil mit rechtlich und moralisch fragwürdigen Methoden; ich komme im vorletzten Kapitel kurz darauf zu sprechen. Von 1791 bis 1815 bildete sogar der Rhein die deutsch-französische Grenze. Das ist der historische Hintergrund dafür, daß 1871 nach der Niederlage Napoleons III. im deutsch-französischen Krieg Frankreich Elsaß-Lothringen an das Neue Deutsche Reich abtreten oder besser gesagt zurückgeben mußte.



Auf der Karte sehen Sie kräftig violett eingefärbt das Gebiet Frankreichs im Hochmittel und blasser violett gefärbt die Gebiete, die es seitdem bis heute von anderen Staaten erworben hat. Das bräunliche Gebiet ist Elsaß-Lothringen. Das hellblau eingefärbte Gebiet zeigt die größte Ausdehnung während der Revolution bzw. unter Napoleon I.

Aber damit genug der Détails. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß vom 12. Jahrhundert an auch die kirchlichen Prälaten Reichsfürsten wurden und ein Territorium erwarben, das aus dem Gebiet des jeweiligen Herzogtums ausschied. Das weltliche Territorium eines Erzbischofs nennt man dabei Erzstift, das eines Bischofs Hochstift. Das Hochstift kann dabei eine ganz andere Ausdehnung haben als der geistliche Herrschaftsbereich des Bischofs, das Bistum. Ich zeige Ihnen als (zugegeben extremes) Beispiel die Passauer Verhältnisse:



Sie sehen, wie sich die Passauer Diözese (das stark umrandete Gebiet) bis hinter Wien erstreckt, während sich Hochstift (violett) praktisch von der Spitze des Domturms aus überblicken ließ. Die heutige Passauer Diözese ist hellblau eingefärbt; warum sie so klein ist, liegt an Vorgängen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts, die wir hier aber nicht näher betrachten wollen.

Als nächstes müssen wir uns statt dessen mit der kirchlichen Gliederung befassen. Die oberste Einheit sind die Kirchenprovinzen unter Leitung eines Erzbischofs, den man auch als Metropolit bezeichnet. Die Kirchenprovinzen sind in Diözesen unterteilt, an deren Spitze ein Bischof steht; auch die Erzbischöfe sind zugleich Bischöfe einer Diözese. In Deutschland gab es im Mittelalter zunächst fünf Kirchenprovinzen und damit Erzbischöfe: die drei rheinischen Köln, Trier und Mainz, die später Kurfürsten wurden, dann Salzburg und schließlich Bremen; 968 kam auf Betreiben Kaiser Ottos des Großen für das Markengebiet zwischen Elbe und Oder die Kirchenprovinz Magdeburg hinzu. In Ausnahmefällen untersteht ein Bischof mit sei-

ner Diözese keinem Erzbischof und gehört zu keiner Kirchenprovinz, sondern ist direkt dem Papst untergeordnet. Ein solches Bistum nennt man exemt. Das klassische Beispiel in Deutschland ist Bamberg, aber auch das östlich gelegene Bistum Kammin war exemt.



Das Bistum Prag gehörte zunächst zur Kirchenprovinz Mainz. Kaiser Karl IV., der aus Böhmen stammte, hat es dann vom Papst aus dieser Kirchenprovinz herausnehmen und zu einer eigenen Kirchenprovinz erheben lassen.

Etwas eingehender möchte ich aus naheliegenden Gründen nur noch die Salzburger Kirchenprovinz behandeln. Sie entspricht dem Gebiet des frühmittelalterlichen Herzogtums Bayern.



739 durch Bonifatius kanonisch – also gemäß dem römischen Kirchenrecht – errichtet, bestand sie aus den Bistümern Salzburg, Passau, Regensburg, Freising und anfänglich noch einem fünften Bistum, das von den einen nach Neuburg/Donau, von anderen nach Staffelsee lokalisiert wird; es ist später untergegangen. Im Hochmittelalter gehört auch das Bistum Brixen, das auf eine ältere Tradition zurückblickt, zur Salzburger Provinz. Bonifatius hat in den neuen Bistümern überall auch neue Bischöfe eingesetzt, die er aus dem Kreis seiner Schüler nahm. Nur in Passau fand er bereits einen Bischof vor, Vivilo; und da dieser vom Papst selbst geweiht worden war, mußte Bonifatius ihn zähneknirschend im Amt belassen.

Die Frage des Metropolitansitzes blieb zunächst offen. In Frage gekommen wäre Passau, das sich im Mittelalter darauf be-

rief, Nachfolger eines antiken Erzbistums in Lorch (heute Enns) zu sein. Ob diese Lorcher Tradition auf Wahrheit beruht, ist bis heute nicht geklärt worden. Aber Bonifatius mochte Passau eben nicht. Später hat dann Bischof Arn von Salzburg seine guten Beziehungen zu Karl dem Großen spielen lassen und Salzburg zur Metropole gemacht. Die alte Diözese Passau war, wie schon angesprochen, um ein Vielfaches größer als die heutige und reichte durch das ganze nördliche Österreich bis nach Wien. Die österreichischen Herzöge versuchten, in ihrem Anteil an der Passauer Diözese ein eigenes Landesbistum einrichten zu lassen, was ihnen aber im Mittelalter trotz ständig neuer Anläufe nicht gelang, sondern erst 1785 Kaiser Josef II.

II. TEIL: DEUTSCHLAND IM FRÜHEN MITTELALTER

5. KAPITEL:

A DEO CORONATUS – DIE ZEIT DER OTTONEN

HERR HEINRICH SITZT AM Vogelherd, recht froh und wohl-
gemut;

Aus tausend Perlen blitzt und blinkt der Morgenröte Glut.
Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar:
Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: "Wen sucht ihr da, sagt an!"
Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: "Unsern Herrn!"

—
Hoch lebe Kaiser Heinrich! – Hoch des Sachsenlandes Stern!"
Dies rufend knien sie vor ihn hin und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt: " 's ist Deutschen Reiches Will! "

Mit dieser Ballade schildert Johann Nepomuk Vogl, wie Heinrich I. 919 erfahren habe, daß er zum deutschen König gewählt worden war. Es gibt für diesen Text eine schwungvolle Vertonung durch Carl Loewe, aber diese Vertonung ist leider auch das Beste an der ganzen Ballade. Inhaltlich ist nämlich praktisch alles falsch: ein mittelalterlicher Hochadliger fing nicht mit Leimruten Vögel, um sie anschließend im Herd zu braten; wenn er auf die Jagd ging, tat er dies mit dem Falken. Er war auch nicht überrascht von der Wahl, denn er hatte sie selbst arrangiert. Kaiser ist König Heinrich I. nie geworden; Widukind von Korvey behauptet sogar, er habe selbst die kirchliche Salbung und Königskrönung abgelehnt. Und wie es mit dem Willen des "Deutschen Reiches" aussah, müssen wir jetzt erst einmal überlegen.

Ich habe im vorigen Kapitel darauf hingewiesen, daß unter der Decke des karolingischen Gesamtstaates die regionalen Strukturen erhalten blieben und daraus die sog. jüngeren Stammesherzogtümer entstanden. Auch das Langobardenreich in Italien blieb so als Identitätsgemeinschaft erhalten, wenn man jetzt auch meist vom *regnum Italie* sprach. Im 3. Kapitel haben wir beobachtet, wie durch den Vertrag von Verdun zwei Großstrukturen

entstanden, aus denen sich später Frankreich und Deutschland entwickelten. Aber daß die Geschichte wirklich so verlaufen ist, war damals noch überhaupt nicht abzusehen, und es hätte auch ganz anders kommen können.

Insbesondere war nach dem Tode König Konrads I. 918 war die staatliche Zukunft des ostfränkischen (also später deutschen) Reiches völlig offen; es war unklar, ob es überhaupt als gemeinsamer Staat weiterbestehen würde. In dieser Situation kam es zu zwei Königserhebungen: in Bayern wurde Herzog Arnulf zum König ausgerufen, und in Sachsen Herzog Heinrich. Es spricht einiges dafür, daß die bayerische Wahl zeitlich früher lag. Auf der anderen Seite hatte der sterbende Konrad I. die Wahl Heinrichs ausdrücklich empfohlen und seinen Bruder Eberhard dazu gebracht, auf eigene Ansprüche zu verzichten; an diesen Verhandlungen war Heinrich selbstverständlich beteiligt, so daß die Wahl für ihn nicht etwa überraschend kam. Sie sehen aber vor allem: es ist nicht sinnvoll, zu spekulieren, wer von den beiden, Arnulf und Heinrich, denn nun der König und wer der Gegenkönig war.

Arnulf und Heinrich unterschieden sich auch in der Konzeption ihres Königtums: Arnulf schwebte offenbar ein bayerisches Reich vor, mit einer Option auf Italien, aber ohne nord- und westdeutsche Ambitionen – also, wenn Sie so wollen, ein alpenländischer Staat. Heinrich dagegen wollte die karolingische Tradition fortführen, aber Italien interessierte ihn nicht. Um seine Vorstellung durchzusetzen, unternahm er noch im Jahr seiner Wahl einen Zug nach Schwaben, das an beiden Königserhebungen unbeteiligt gewesen war, und es gelang ihm in einem Deal mit dem dortigen Herzog, seine Anerkennung zu erreichen.

920 versuchte er dasselbe mit Bayern, unterlag aber König Arnulf. Ein Jahr später, 921, versuchte Heinrich es erneut, und dieser Zug endete mit einem Kompromiß: in einer persönlichen Unterredung gelang es Heinrich, Arnulf zu einer formalen Anerkennung seines Königtums zu bewegen. Dies geschah in Form eines Freundschaftsbündnisses, einer *amicitia*, wobei Freundschaft im Mittelalter nichts mit romantischen Emotionen zu tun hat, sondern eher ein Synonym für Verwandtschaft ist. Heinrich und Arnulf vereinigen also gewissermaßen ihre Familien. (Ich weiß nicht, wie der Sachse und der Bayer sich unterhalten haben – vielleicht mit Hilfe eines lateinischen Dolmetschers.) Arnulf, nun also wieder Herzog, blieb ansonsten in seiner "königsgleichen" Machtstellung aber völlig unangetastet, und er konnte 935 auch völlig selbständig seinen Sohn Eberhard zum Nachfolger einsetzen.

Trotzdem bedeutete der Vertrag von 921 den ersten Schritt auf einem Weg, der die bayerische Sonderstellung im Reich, die Heinrich ja zunächst anerkannt hatte, völlig beseitigen sollte, der dann aber, wie bei den späten Karolingern, damit endete, daß ein bayerischer Herzog selbst König und Kaiser wurde: Heinrich II. der Heilige; aber bis dahin sind noch hundert Jahre Zeit.

Was Heinrich in Schwaben und in Bayern schaffte, gelang ihm nicht bezüglich Lothringens, das sich vielmehr dem werdenden Frankreich anschloß. Erst sein Sohn Otto der Große konnte

Lothringen zu einem Teil des ostfränkisch-deutschen Reiches machen. Das war insofern wichtig für Ottos Ambitionen, als dadurch auch die Kaiserstadt Aachen gewonnen wurde. Aber bleiben wir zunächst noch bei Heinrich I.

Er stand nämlich vor allem vor dem Problem, an dem die späten Karolinger gescheitert waren: den Einfällen und Raubzügen der Ungarn. Hier war er erfolgreicher als seine Vorgänger, indem er zum einen sein Gebiet konsequent durch den Bau von Burgen sicherte und zum andern 933 bei Riade einen bedeutenden Schlachtenerfolg gegen sie errang. Das war zwar noch nicht die Entscheidung – die fiel erst 955 auf dem Lechfeld –, aber es hob das Ansehen Heinrichs so sehr, daß er seinen Sohn Otto zum Nachfolger designieren konnte und daß dieser 936 auch tatsächlich zum neuen König gewählt wurde.

Über die Wahl und Krönung Ottos in Aachen am 8.8.936 gibt es einen berühmten Bericht seines Verehrers Widukind von Corvey: "Als er (Otto) dorthin (nach Aachen) gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die übrigen bedeutenden Fürsten im Säulengang neben der Kirche Karls des Großen und erhoben den neuen Herrscher auf einen dort errichteten Thron, leisteten ihm die Lehenshuldigung, gelobten ihm Treue, versprachen ihm Hilfe gegen alle Feinde und machten ihn so auf ihre Weise zum König. Während dies von den Herzögen und Fürsten durchgeführt wurde, erwartete der oberste Erzbischof mit dem gesamten Klerus und dem Volk innerhalb der Kirche den Eintritt des neuen Königs. Als dieser nahte, ging ihm der Erzbischof entgegen, ergriff mit der linken Hand die Rechte des Königs, während er in der eigenen rechten Hand den Hirtenstab hielt, und ging bis zur Mitte des Heiligtums vor. Und an das umstehende Volk gewandt sprach er: 'Sehet, ich führe euch den von Gott erwählten und vom König Heinrich einst designierten, nun aber von allen Fürsten zum König gemachten Otto herbei. Wenn euch diese Wahl gefällt, dann zeigt dies an, indem ihr eure rechte Hand zum Himmel erhebt!' Daraufhin streckte das ganze Volk die Rechte in die Höhe und rief mit großer Lautstärke Glück auf den neuen Herrscher herab.

Dann schritt der Erzbischof mit dem König, der nach Art der Franken gekleidet war, zum Altar, auf welchem die königlichen Insignien niedergelegt waren: das Schwert mit dem Gürtel, der Mantel mit den Armspangen, der Stab mit dem Szepter und die Krone. Oberster Erzbischof war damals Hildebert, ein Franke von Geburt, ein Mönch, aufgewachsen und ausgebildet im Kloster Fulda, der wohlverdienter Maßen Abt dieses Klosters wurde, ehe er dann den Mainzer Erzstuhl bestieg, ein Mann wunderbarer Heiligkeit und über seine natürliche Weisheit hinaus berühmt durch seine Gelehrsamkeit; unter anderem soll er den Geist der Prophetie besessen haben.

Und als dann eine Meinungsverschiedenheit zwischen Trier und Köln auftrat, wer den König weihen solle – jener berief sich nämlich darauf, daß sein Bistum älter und vom hl. Apostel Petrus selbst gegründet sei, dieser darauf, daß Aachen zu seinem Sprengel gehöre –, da standen beide zugunsten des so hochberühmten

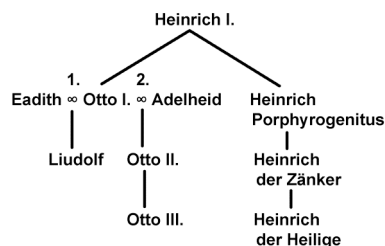
Hildebert zurück. Dieser aber trat an den Altar, nahm von dort das Schwert mit dem Gürtel, wandte sich dem König zu und sprach: 'Empfange dieses Schwert und vertreibe damit alle Gegner Christi, Barbaren und schlechte Christen, da Gott dir alle Gewalt über das ganze Reich der Franken gegeben hat, zu sicherem Frieden aller Christen!' (In derselben Weise überreicht er Mantel, Armspangen, Szepter und Stab.)

"Nachdem er dann mit heiligem Öl gesalbt und mit goldener Krone von den Erzbischöfen Hildebert und Wichfried gekrönt und die gesamte Weihe rechtmäßig beendet worden war, wurde Otto dann von denselben Bischöfen zu dem Stuhl geführt, zu dem man durch die Wendeltreppe hinaufsteigt und der zwischen zwei wunderbar schönen Marmorsäulen aufgestellt ist, von wo man alle sehen und von allen gesehen werden kann." (Das ist natürlich der Thron Karls des Großen.)



Der bayerische Herzog Arnulf nahm 936 an diesem Event teil, wie wir ebenfalls aus dem Bericht Widukinds entnehmen können: "Nach dem Ende der kirchlichen Feier stieg der König zum Palast hinab und nahm im Schmuck der königlichen Insignien an der marmornen Tafel mit den Bischöfen und allem Volk Platz; die Herzöge aber bedienten ihn. Der Herzog der Lotharinger, in dessen Gebiet Aachen lag, überwachte alles. Eberhard (von Franken) sorgte für die Tafel, Hermann (von Schwaben) stand den Mundschenken, Arnulf (von Bayern) den Reitern vor."

So harmonisch wie hier geschildert verlief das alles aber nur an diesem einen Tag. Otto hatte anschließend die größten Schwierigkeiten, sich auch nur in der eigenen Familie als König Anerkennung zu verschaffen. Zunächst rebellierte sein älterer Bruder Thankmar gegen ihn, dann sein Sohn Liudolf, schließlich sein jüngerer Bruder Heinrich. Das ist der berühmte Heinrich *Porphyrogenitus*, der "Purpurborene". Er argumentierte, er sei geboren worden, als ihr Vater Heinrich I. bereits König war; Otto dagegen sei noch zur Welt gekommen, als der Vater erst Herzog war; deshalb stehe ihm, und nicht Otto, die Königswürde zu.

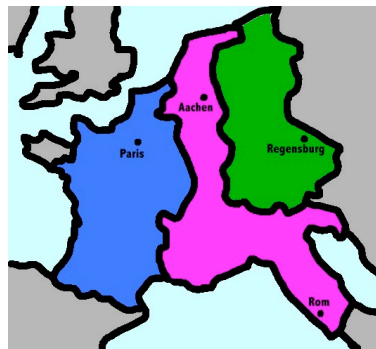


Mit dieser Begründung unternahm er 939 und 941 zwei höchst gefährliche Aufstände gegen seinen Bruder und plante sogar, ihn während des Pfingstfestes 941 zu ermorden. Der zweite Aufstand endete indes mit einer völligen Niederlage und einer spektakulären Unterwerfung am Weihnachtstag 941; die älteren

unter Ihnen kennen vielleicht die Ballade "Der gleitende Purpur" von Conrad Ferdinand Meyer über diesen Vorgang, oder durften sie vielleicht sogar auswendig lernen. (Der Text ist ziemlich lang, deshalb werde ich ihn nicht zitieren.)

Die Versöhnung von 941 betraf auch Bayern, denn Otto setzte seinen Bruder dort als Herzog ein. Dazu wurde der regierende Herzog beiseite geschoben; aber zur Absicherung erhielt Heinrich dessen Schwester zur Ehefrau. Und hier in Bayern erhielt Heinrich nun ein Tätigkeitsfeld für seinen Ehrgeiz, und er war 948, 949 und 950 militärisch erfolgreich gegen die Ungarn. Bei mehreren weiteren Aufstandsversuchen gegen König Otto verhielt er sich loyal. Ich vermute darüber hinaus – aber das ist meine persönliche Ansicht –, daß Otto seinem Bruder auch die Nachfolge in der Königswürde zugesagt hat, falls er selbst kinderlos sterben würde, denn eigene Kinder hatte er damals noch nicht.

Die Wahl Aachens als Wahl- und Krönungsort zeigt eine Rückwendung Ottos zur Politik der Karolinger an. Dazu gehörte auch, daß er 950 in die italienische Politik eingriff. Sie erinnern sich, daß Italien bei der Teilung von 843 dem Mittelreich Lothars zugeordnet



und dieses Gebiet nach Lothars Tod weiter geteilt worden war. Auf diese Weise war wieder ein eigenständiges Königreich Italien entstanden. In diesem Reich wechselten sich nach dem Aussterben der Karolinger regionale Adlige als Könige ab, wobei es drunter und drüber ging.

950 war dort gerade ein König Lothar gestorben, und ein Berengar II. hatte die Krone an sich gerissen. Damit übergang er freilich die Rechte der Witwe Lothars, Adelaide, die in langobardischer Tradition bei der Neubesetzung des Thrones ein gewichtiges Wörtchen mitzureden hatte. Berengar II. ließ Adelaide deshalb verhaften und einkerkern, um sie dazu zu zwingen, Nonne zu werden. Es gelang ihr aber, zu fliehen und sich unter den Schutz des deutschen Königs Otto zu stellen. Dieser nutzte die Gelegenheit, selbst nach Italien zu ziehen, Adelaide zu heiraten und Berengar II. abzusetzen. Er konnte sich dabei auch darauf berufen, daß ebendieser Berengar einige Jahre zuvor selbst bei ihm Schutz vor einem Rivalen gesucht hatte und dabei sein Lehnsman geworden war; aber das ist nicht ganz zuverlässig überliefert, auch wenn es in der Weltchronik Ottos von Freising eine schöne Abbildung dazu gibt:



Durch den Schritt Ottos, selbst König von Italien zu werden, kam die Verbindung zwischen diesem Reich und Deutschland als Personalunion zustande, die juristisch bis 1806 Bestand hatte, wenn sie auch in der Neuzeit durch andere Entwicklungen überlagert wurde. Der Erwerb Italiens war auch gedacht als ein Schritt auf dem Weg zur Kaiserkrone, die Otto in der Tradition Karls des Großen ebenfalls erwerben wollte. Jedoch sperrte sich der Papst dagegen, so daß Otto diesen Plan zunächst zurückstellte.

Ottos Zurückhaltung in Sachen Kaiserkrönung war auch dadurch bedingt, daß Deutschland immer noch den Angriffen der Ungarn ausgesetzt war. Erst 955 kam es auf dem Lechfeld östlich von Augsburg zur entscheidenden Schlacht. Damit waren die Raubzüge der Ungarn nach Deutschland im wesentlichen beendet, und die ungarischen Herrscher begannen zu überlegen, ob sie sich nicht durch die Annahme des Christentums in die abendländische Kulturgemeinschaft einfügen wollten, was dann ein halbes Jahrhundert später ja auch geschehen ist. Durch den Sieg auf dem Lechfeld hatte Otto die Hände frei für eine aktive Italienpolitik, die er schließlich am 2.2.962 durch die Kaiserkrönung in Rom krönte.

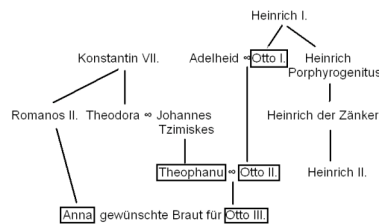
Die Kaiserkrone zu erwerben, war seitdem das Ziel jedes deutschen Königs, und bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts ist das – mit zwei Ausnahmen, Konrad III. und Philipp II. – auch jedem gelungen. Da die Krönung in der Tradition Karls des Großen in Rom stattzufinden hatte, setzte sie die Beherrschung Norditaliens voraus.

Es gibt eine berühmte wissenschaftliche Kontroverse darüber, ob diese enge Verbindung zu Italien für Deutschland selbst von Vorteil oder von Nachteil gewesen sei, ob die Züge nach Italien nicht Kräfte gebunden hätten, die man besser in Deutschland selbst eingesetzt hätte. Dieser sog. Sybel-Ficker-Streit – so benannt nach den beiden hauptsächlichen, aber nicht einzigen Kontrahenten – fand nicht zufällig seinen Höhepunkt in den Jahren unmittelbar vor der Gründung des 2. Deutschen Kaiserreichs durch Bismarck 1871.

Kurz nach der Schlacht auf dem Lechfeld starb Ottos Bruder Heinrich, so daß dessen eventuelle Nachfolgeansprüche hinfällig wurden. Somit war Ottos Sohn, Otto II., der gegebene und auch unbestrittene Nachfolger. Der Vater ließ ihn 961, bevor er zum Erwerb der Kaiserkrone nach Rom aufbrach, von den Fürsten zum Mitkönig wählen und dann 967 sogar in Rom vom Papst zum Mitkaiser krönen. Außerdem wollte er ihm eine ebenbürtige Gemahlin besorgen, und da kam eigentlich nur eine Prinzessin aus dem byzantinischen Kaiserhaus in Frage.

Dazu ist daran zu erinnern, daß Karl der Große seinen Anspruch auf das ganze Römische Reich unter anderem ja auch damit begründet hatte, daß in Byzanz mit der Kaiserin Irene das Kaisertum aufgehört habe, denn ein weibliches Kaisertum könne es nicht geben. Diese Theorie war dort nie anerkannt worden, und

außerdem war Irene 802 gestürzt und durch einen männlichen Kaiser ersetzt worden. In der folgenden Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts durchlebte das Byzantinische Reich seine kraftvollste und mächtigste Periode, während im Westen Karls Kaisertum in den karolingischen Erbteilungen zerbröselte. Ottos neues Kaisertum von 962 sah man deshalb in Konstantinopel als lächerliche Anmaßung an, und entsprechend bekam Otto auf seine Bitte um eine purpurborene Prinzessin nur eine frostige Ablehnung. Dann aber kam es dort zu einem Staatsstreich, und der neue Kaiser Johannes Tzimiskes, der noch unsicher auf seinem Thron saß, hielt westliche Rückendeckung für wünschenswert und ging auf Ottos Wunsch ein.



Von der Person her war die Wahl Theophanous ein ausgesprochener Glücksfall, denn Theophanou war nicht nur eine hochgebildete und intelligente Frau, sondern auch eine begabte Politikerin, was sich nach dem Tode ihres Mannes bewähren sollte. Hier sehen Sie beide,



wie sie von Christus selbst gekrönt werden. Berühmt ist die Eheurkunde, in der Otto I. seinen Sohn und seine Schwiegertochter verschwenderisch mit Heiratsgütern ausstattet:



Also purpurfarbenes Pergament mit goldener Schrift. Aufwendiger und "kaiserlicher" geht es eigentlich gar nicht. Hier noch ein Ausschnitt:



Otto der Große hatte also für seine Nachfolge gut vorgesorgt. Ebenso wichtig und für Deutschland zukunftssträchtig war eine weitere Maßnahme: die Gründung des Erzbistums Magdeburg, damals am Rand des deutschen Gebietes zu den Slawen hin gelegen. Es war gedacht als Keimzelle der Missionierung der Slawen, die dann auch die politische Angliederung an das deutsche Reich zur Folge haben sollte und auf lange Sicht auch hatte.

973 starb Otto der Große, und sein Sohn Otto II., der ja bereits Mitherrscher war, folgte ihm nach. Ganz so glatt wie erhofft verlief sein Herrschaftsantritt aber nicht. Besonders Herzog Heinrich von Bayern, der Sohn des Heinrich Porphyrogenitus, machte

ihm Ärger. Dahinter stand immer noch die Vorstellung, daß ja eigentlich sein Vater – und nicht Otto der Große – hätte König werden sollen. Gegen Otto den Großen hatte er nicht gewagt nicht aufzulehnen; jetzt gegenüber dem jungen, ungestümen, aber auch unerfahrenen Otto II. sah er eine größere Chance. Er betrieb diese aufmüpfige Politik so hartnäckig, daß ihm der bayerische Geschichtsschreiber Aventin im 16. Jahrhundert den Beinamen "Heinrich der Zänker" verpaßte. Hier sehen Sie ihn abgebildet, selbstverständlich noch ohne Portraitähnlichkeit:



Es geht los 974, unmittelbar nach dem Tode Ottos des Großen und dem Beginn der selbständigen Regierung Kaiser Ottos II., mit einer Verschwörung gegen den neuen König, die aber verraten wird; Heinrich kommt in Haft in die Königspfalz Ingelheim. Er kann aber 976 fliehen, setzt den Aufstand fort, unterliegt Otto II., der Regensburg erobert, kann sich aber nach Böhmen absetzen. Der Kaiser ordnet daraufhin die Machtverhältnisse in Bayern neu: als bayerischen Herzog setzt er in Personalunion Herzog Otto von Schwaben ein, einen Enkel Ottos des Großen. Kärnten wird als eigenes Herzogtum von Bayern abgetrennt und Heinrich, dem Sohn des früheren Herzogs Berthold, übertragen. Außerdem wird als Markgrafen an der bayerischen Ostgrenze eine neue Familie installiert, die Babenberger, die uns noch öfter beschäftigen werden.

Als nächstes wendet sich Otto II. gegen den Zufluchtsort Heinrichs des Zänkers, aber während er noch mit dem böhmischen Herzog Boleslaw II. beschäftigt ist, kehrt Heinrich zurück und bildet mit dem frischgebackenen Herzog von Kärnten eine Koalition gegen den Kaiser. In diesem Zusammenhang besetzen sie auch einen strategisch wichtigen Ort: Passau. Die Stadt wird deshalb vom Kaiser im September 977 erobert und zerstört. Der Aufstand bricht zusammen, Heinrich der Zänker kommt erneut in Haft, und zwar diesmal vorsichtshalber so weit weg von Bayern wie nur möglich: in Utrecht. Auch Heinrich von Kärnten verliert seinen Job; an seine Stelle tritt ein anderer Enkel Ottos des Großen, Otto von Worms.

Fünf Jahre später greift die Weltpolitik in die bayerische Geschichte ein: Kaiser Otto II. erleidet seine spektakuläre Niederlage gegen die Sarazenen in Süditalien. Als dann auch noch Herzog Otto von Bayern stirbt, greift der Kaiser in seiner Situation politischer Schwäche auf den Luitpoldinger Heinrich von Kärnten zurück, der jetzt in Bayern zum Herzog wird, dort als Heinrich III. gezählt. Und dann stirbt auch noch, völlig überraschend, am 7. Dezember 983 Otto II. im Alter von 28 Jahren in Rom.

Damit wird die Situation ausgesprochen dramatisch: Otto III., der Sohn Ottos II., ist zwar schon zum Nachfolger seines Vaters gewählt und er ist auch schon an Weihnachten 983 in Aachen zum König gekrönt worden, noch bevor die Todesnachricht aus Italien eintraf, aber Otto III. ist erst 3 Jahre alt. Die beiden Kaiserinnen, die

Mutter Theophanu und die Großmutter Adelheid, die die Vormundschaft übernehmen könnten, sind noch in Italien, und außerdem hat es eine weibliche Vormundschaft für einen fränkisch-deutschen König noch nie gegeben. Der nächste männliche Verwandte, der die Regentschaft für Otto III. übernehmen könnte, ist aber kein anderer als Heinrich der Zänker.

Der Bischof von Utrecht läßt ihn deshalb aus der Haft frei, und es gelingt ihm, sich der Person des kleinen Königs zu bemächtigen. Heinrich ist aber nicht mit der bloßen Regentschaft für seinen Großneffen Otto III. zufrieden, sondern möchte am liebsten selbst König werden. Damit überspannt er den Bogen aber, und es gelingt den beiden inzwischen aus Italien zurückgekehrten Kaiserinnen Theophanu und Adelheid mit Hilfe des Klerus, ihn aus der Regentschaft zu verdrängen. 985 kommt es zu einem allgemeinen Arrangement kommt: Heinrich verzichtet auf seine Ambitionen auf die Krone, wird aber in Bayern restituiert.

Otto III. wächst also unter der Vormundschaft seiner Mutter bzw., als diese schon 991 im Alter von 31 Jahren stirbt, unter der Aufsicht seiner Großmutter Adelheid heran. Sein Leben verläuft wie im Zeitraffer: mit 3 Jahren König, wird er schon mit knapp 16 Jahren Kaiser und stirbt mit 21 Jahren am 24.1.1002. Wichtig ist, daß er gegenüber den Slawen und überhaupt gegenüber Osteuropa eine andere Konzeption vertritt als sein Vater und Großvater. Waren für diese Missionierung und politische Einbeziehung in den deutschen Staat nur zwei Seiten derselben Medaille, so konzipiert Otto eine europäische Ordnung, in der unter dem Dach des Kaisertums die verchristlichten Reiche in Ost- und Südosteuropa eine selbständige Stellung als Königreiche einnehmen sollen, so Polen, Ungarn und auch Böhmen. Eine Ausdehnung des deutschen Staates kann also nur noch bis an dessen Westgrenzen erfolgen, und das ist im Prinzip die Staatenordnung, die heute noch besteht.

Otto III. hatte selbstverständlich für seine Nachfolge noch keine Vorsorge getroffen, als er starb. Er war noch nicht einmal verheiratet, wenn auch eine weitere purpurborene Prinzessin aus Byzanz schon für ihn unterwegs war, dann aber, als sie von seinem Tode erfuhr, in Süditalien gleich wieder umkehrte. Otto starb in Italien, wollte aber in Aachen bei Karl dem Großen beigesetzt werden. Der Leichenzug mußte deshalb Bayern passieren, und dies nutzte der bayerische Herzog – das war jetzt ein weiterer Heinrich, der Sohn Heinrichs des Zänkers –, den Leichenzug abzufangen, die Herausgabe der Reichsinsignien zu erzwingen und sich selbst zum König wählen zu lassen, obwohl es sehr wohl noch andere Kandidaten und Interessenten gab.



Das Ganze trägt durchaus Züge eines Staatsstreiches. Heinrich II. hatte eine intensive religiöse und wissenschaftliche Ausbildung erhalten, die ihm eigentlich eine kirchliche Karriere ermöglichen sollte, denn solange sein Vater als Hochverräter in Haft war, konnte er von einer Nachfolge in Bayern nur träumen. Diese

Ausbildung ermöglichte es ihm jetzt, selbst nach der Krone zu greifen und vor allem die immateriellen Werte des Königtums in die Waagschale zu werfen.

Heinrich II. ist bekannt als Heinrich der Heilige und als Gründer des Bistums Bamberg. Er zog in viel größerem Maße als seine Vorgänger die Kirche zu Leistungen für den Staat heran, die er umgekehrt aber auch viel stärker mit weltlichen Herrschaftsrechten ausstattete. Man nennt dies das ottonische Reichskirchensystem – oder auch ottonisch-salische Reichskirchensystem –, in dem die Bischöfe zugleich Reichsfürsten werden und zusätzlich zu ihrer geistlichen Diözese ein weltliches Herrschaftsgebiet erhalten, das man üblicherweise als Hochstift bezeichnet. Diese geistlichen Territorien sind dann für die deutsche Staatsstruktur charakteristisch bis zur Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Politisch war Heinrich II. nicht übermäßig erfolgreich. Vor allem gelang es ihm nicht, für seine Nachfolge vorzusorgen, denn er war zwar in einer temperamentvollen Ehe mit der Kaiserin Kunigunde verheiratet; aber es gingen aus dieser Ehe keine Kinder hervor, was medizinisch gesehen an ihm lag. Von daher kam die Theorie auf, die er wohl auch selbst gefördert hat, daß er und Kunigunde absichtlich die Keuschheit in der Ehe bewahrt hätten – man nennt das wenig geschmackvoll eine Josefsehe, nach dem Paar Maria und Josef –; das wird später als Argument für seine Heiligkeit vorgebracht. Da das Ehepaar kinderlos blieb, habe es Gott selbst zu seinem Erben eingesetzt und deshalb das Bistum Bamberg gegründet. Die auch von den Zeitgenossen diskutierte Realität sah etwas anders aus.

Da also Heinrich II. am 13.7.1024 kinderlos starb und auch keinen seiner anderen Verwandten zum Nachfolger aufgebaut hatte, endete mit ihm die Dynastie der Ottonen oder, wie man früher auch sagte, der sächsischen Kaiser oder, nach dem Stammvater des ganzen Geschlechtes, der Liudolfinger. Es kam daraufhin zu einer Königswahl und einem Dynastiewechsel. Das ist insofern von Bedeutung, als – im Gegensatz zu Frankreich – nicht über längere Zeit hin immer der Sohn auf den Vater folgte und sich so die Vorstellung einer Erblichkeit der Krone ausbildete. Deutschland blieb Wahlreich. Damit war jeder Thronwechsel eine hochpolitische Angelegenheit und auch eine kritische Situation. Und die Wähler hatten die Möglichkeit, an die Kandidaten Forderungen zu stellen und sich ihre Stimme versilbern zu lassen.

6. KAPITEL:

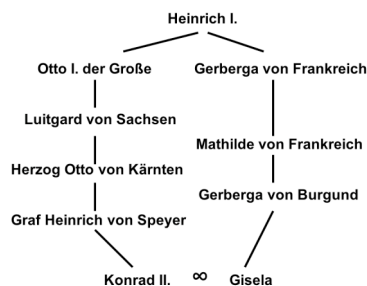
REX ET SACERDOS – DIE ANFÄNGE DER SALIER

DA HEINRICH II. zeugungsunfähig war und deshalb keinen Sohn hinterließ, den er als seinen Nachfolger hätte aufbauen können, fand nach seinem Tode 1024 eine Königswahl statt. Es gab zwei Kandidaten, die beide aus der ottonischen Familie im weiteren Sinne stammten und beide Konrad hießen. Sie waren klug genug, sich ge-

genseitig zu versprechen, die Wahl des jeweils anderen ohne Widerstand anerkennen zu wollen, und so geschah es dann auch.

Der erfolgreiche Konrad stammte im engeren Sinne aus der Familie der Salier, die am Rhein begütert war. So kam es, daß nunmehr Speyer neben Aachen eine Art Zentralort wurde mit dem Speyerer Dom als Königs- und Kaiserkirche und daß heutzutage das Bundesland Rheinland-Pfalz die Salier historisch für sich zu vereinnahmen versucht, ebenso wie Sachsen-Anhalt die Ottonen und Baden-Württemberg die Staufer.

Konrad II. wurde also am 4.9.1124 gewählt und am 8.9.1124 in Mainz vom dortigen Erzbischof gekrönt. Dann ereignete sich ein kleiner Skandal, der aber einiges Licht auf den neuen König wirft. Im Anschluß an Konrads Krönung sollte nämlich auch die Königin Gisela gekrönt werden, aber der Mainzer Erzbischof weigerte sich mit der Begründung, die Ehe des Königspaares sei wegen zu naher Verwandtschaft ungültig. Schauen wir uns den Stammbaum an:



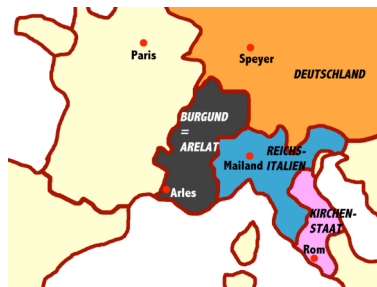
In der Tat stammten beide von König Heinrich I. ab. Die Verwandtschaft war zwar ziemlich weitläufig, in dem einen Fall in der fünften, im andern in der vierten Generation, aber die Ehegesetze der alten Kirche waren so streng, daß selbst eine Verwandtschaft über sieben Generationen als Eehindernis galt. Erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurde die Verbotszone auf 4 Generationen eingeschränkt.

Nur am Rande vermerke ich, daß der Erzbischof weniger an der Verwandtschaft des königlichen Paares Anstoß nahm, als vielmehr am Lebenswandel der Königin; diese hatte nämlich im Alter von 17 Jahren bereits zwei Ehen hinter sich, als sie 1016 in dritter Ehe Konrad heiratete. Dazu muß man sagen, daß im Mittelalter die Wiederverheiratung einer Witwe oder eines Witwers als bedenklich galt, eine dritte Ehe bereits als anstößig und eine vierte Ehe als ganz und gar unmöglich – was aber nicht heißt, daß es so etwas nicht gegeben hätte. Das Ideal war aber, daß beide Seiten nur einmal heirateten; aus der Sicht des Mannes bezeichnete man das als Ehe *cum unica et virgine* (mit einer einzigen und Jungfrau).

Im Falle Giselas kam noch hinzu, daß sie sich von ihrem Konrad zum Zwecke der Ehe hatte entführen lassen; Konrad war daraufhin bei Heinrich II. in Ungnade gefallen, aber der war ja inzwischen tot. Die ganze Affaire hatte übrigens noch weitreichende Folgen, denn Erzbischof Pilgrim von Köln war am 21.9.1024 bereit, das zu tun, was der Mainzer verweigert hatte, nämlich die Königin zu krönen. Als dann 1028 Konrad seinen Sohn, den späteren Heinrich III.,

zum Mitkönig krönen ließ, wandte er sich wiederum an den Kölner, und nicht an den Mainzer; dadurch kam eine Entwicklung in Gang, an deren Ende schließlich in der Goldenen Bulle dem Erzbischof von Köln das Krönungsrecht generell verbrieft wurde.

Wie Sie sehen, saßen die religiösen Gefühle bei Konrad II. nicht übermäßig tief, und er lief, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger, nicht Gefahr, später heiliggesprochen zu werden. Er fand auch nichts dabei, sich 1027 von einem persönlich ganz unwürdigen Papst zum Kaiser krönen zu lassen. 1030 gelang es ihm, das Königreich Burgund oder, wie man auch gerne sagt, Arelat an das Kaiserreich zu binden:



Dieses Reich hatte sich aus den Resten des Mittelreichs der Söhne Ludwigs des Frommen entlang der Rhône gebildet und galt seitdem als das dritte der drei Königreiche (Deutschland, Italien, Burgund), aus denen das mittelalterliche Kaiserreich bestand.

Ansonsten ist über die Regierungszeit Konrads II. eigentlich nichts zu berichten. Unter seinen Nachfolgern wird die Geschichte viel spannender. Sein Sohn war Heinrich III., den er 1028 zum Mitkönig bestellen ließ und der ihm 1039 auch problemlos nachfolgte. Die religiöse Haltung Heinrichs III. war anders als die seines Vaters, denn er öffnete sich den Gedanken der kirchlichen Reformbewegung, die sich damals von Cluny aus über das Abendland ausbreitete.

Religion hat ja immer zwei Seiten: zum einen den formalen Vollzug von Zeremonien und Riten und zum andern die innere Aneignung der ethischen Normen. Letzteres war bislang wenig geschehen, wobei man sagen muß, daß die Leute auch vollauf damit beschäftigt waren, überhaupt zu überleben. Jetzt nach der Jahrtausendwende, als die äußere Gefahr durch Normannen, Ungarn und Sarazenen nachgelassen hatte, drängt allmählich die andere Seite, die persönliche Haltung und Handlungsweise gemäß der moralischen Lehre des Christentums nach vorne. Und da zeigte sich, daß gerade beim Klerus erhebliche Defizite bestanden.

Die Reformbewegung sah den Hauptgrund dafür im Einfluß der Laien auf die Kirche: daß Adlige und Grundherrschaften die Pfarrer einsetzen und nicht Papst und Bischöfe. Dieses Problem – die Frage der "Laieninvestitur" – war vor allem in Frankreich drängend, weniger in Deutschland, aber hier verlief die Auseinandersetzung wegen der engen Verbindung von König und Kaiser mit dem Papsttum besonders heftig.

An dieser Stelle muß ich auch noch, auf die Gefahr hin, Ihre Geduld durch einen weiteren Exkurs zu strapazieren, den Begriff

"Simonie" erläutern. Unter Simonie versteht man den Erwerb bzw. die Vergabe geistlicher Befugnisse oder Stellen gegen eine Geldzahlung. Dahinter steht eine Stelle aus der Bibel, und zwar kommt der Magier Simon in Kapitel 8 der Apostelgeschichte vor. Er lebt in Samaria, wo er als Wunderheiler – in der Interpretation der Bibel als betrügerischer Zauberer, man könnte wohl auch sagen als Schamane – hohes Ansehen genießt. Jetzt wörtlich: "Als aber Philippus die frohe Botschaft vom Reiche Gottes und vom Namen Jesu Christi verkündete, nahmen Männer wie Frauen den Glauben an ... Auch Simon wurde gläubig und ließ sich taufen ..."

Dann kommen Petrus und Johannes in die Stadt, und auf ihr Gebet hin empfangen die Neubekehrten den Heiligen Geist. Jetzt wieder wörtlich: "Als Simon sah, daß durch die Handauflegung der Apostel der Heilige Geist verliehen wurde, bot er ihnen Geld an" – *obtulit eis pecuniam* – "mit den Worten: 'Gebt auch mir die Vollmacht, daß jeder, dem ich die Hände auflege, den Heiligen Geist empfangen!' Petrus entgegnete ihm: 'Dein Geld fahre mit dir ins Verderben, weil du geglaubt hast, die Gabe Gottes mit Geld erkaufen zu können!'"

Was später aus Simon Magus geworden ist, berichtet die Bibel nicht, aber die Legende hat sein Leben weiter ausgeschmückt. Er folgt seinem Namensvetter Simon Petrus nach Rom; dort kommt es zum Endkampf oder, wie man heute wohl sagen würde, zum *show down* zwischen beiden. Simon Magus simuliert seine Auferstehung von den Toten, indem er ein genaues Abbild seiner selbst herstellt und auf magische Weise belebt – also eine Art Golem – und diesem Abbild von seinen Dienern den Kopf abschlagen läßt. Danach hält er sich drei Tage verborgen und kommt am dritten Tag quicklebendig wieder zum Vorschein. Schließlich will er auch noch seine Himmelfahrt vortäuschen, aber Petrus erkennt, daß Simon Magus nicht aus eigener Kraft auffährt, sondern von Dämonen emporgetragen wird. Ein Gebet des Petrus veranlaßt die Dämonen, den Magier fallen zu lassen, der also abstürzt, sich den Hals bricht und nun wirklich tot ist.

Daher kommt also der Ausdruck Simonie. Er wird aber gerade in der Zeit, in der wir uns bewegen, ausgeweitet auf jegliche Übertragung geistlicher Stellen durch Laien, auch wenn dabei kein Geld fließt, obwohl dies in der Regel geargwöhnt wird.

Man muß jetzt auch noch unterscheiden zwischen normalen Adligen oder Grundherrn, die rein weltliche Personen sind, und dem König, der durch seine Krönung in die geistliche Sphäre hineinragt. Zur Krönung gehört auch die Salbung mit heiligem Öl; deshalb kann der König seinen Gegnern das Bibelwort entgegenhalten: *Nolite tangere christos meos!* (Ihr sollt die Gesalbten des Herrn nicht antasten!) Der gesalbte König ist also kein reiner Laie – *rex non laicus* –; er ist König und Priester wie im Alten Testament Melchisedech, der König von Salem – *rex et sacerdos secundum ordinem Melchisedech*. Darum wird seine Befugnis, Bischöfe einzusetzen, auch erst sehr viel später, vom 12. Jahrhundert an, als Simonie diffamiert und bestritten. Der folgende Vorgang war im 11. Jahrhundert noch ganz normal:

Hier wird auf der Domtür von Gnesen dargestellt, wie Otto II. dem dortigen Bischof den Hirtenstab überreicht.

Konkret sah sich Heinrich III. mit diesen Problemen und neuen Auffassungen konfrontiert, als er 1046 nach Rom zur Kaiserkrönung zog. Eine Tagesreise vor Rom, in Sutri, empfing ihn Papst Gregor VI. Unmittelbar nach dem Empfang trafen aber weitere Personen aus Rom ein, die dem Kaiserkandidaten eine haarsträubende Geschichte erzählten: Gregor sei gar nicht rechtmäßiger Papst, denn er habe das Papsttum seinem Vorgänger Benedikt IX. abgekauft, und zu allem Überfluß gab es mit Silvester III. noch einen weiteren rivalisierenden Papst. Heinrich III. wollte die Kaiserkrone aber nicht von irgendeinem Papst empfangen wollte, sondern von einem rechtmäßigen und darüber hinaus persönlich würdigen Papst. Er ließ daraufhin noch in Sutri eine Synode abhalten, auf der alle drei konkurrierenden Päpste für abgesetzt erklärt wurden. Auf Bitten der Römer setzte er dann selbst einen neuen Papst ein, Bischof Suitger von Bamberg, als Papst Clemens II., von dem er dann auch am 25.12.1046 die Kaiserkrönung empfing.

Heinrich mußte dann noch zwei Päpste einsetzen, denn Clemens II. starb schon am 9.10.1047, und sein Nachfolger Damasus II., zuvor Bischof von Brixen, hielt sogar nur bis zum 9.8.1048 durch, also nicht einmal ein Jahr. Erst Leo IX. ab 1049 erwies sich als langlebiger. Bei Clemens und Damasus kam das Gerücht auf, sie seien vergiftet worden, was aber zumindest bei Clemens medizinisch widerlegt ist. Bonizo von Sutri schreibt aber nach der Todesnachricht über Damasus II.: *Cuius tam celerem mortem audientes ultramontani episcopi de cetero timuerunt illo venire* (Als die Bischöfe von jenseits der Alpen von seinem so schnellen Tod erfuhren, fürchteten sie sich hinkünftig, nach Rom zu kommen).

Zum Regierungsantritt Leos IX. gibt es die legendenhafte Darstellung, er sei zwar als vom Kaiser eingesetzter Papst nach Rom gekommen, habe dann aber erkannt, daß der Kaiser als Laie gar keinen Papst einsetzen dürfe, und habe deshalb auf seine Würde wieder verzichtet; jedoch hätten die Römer ihn dann aus freien Stücken zum Papst gewählt. Die Erzählung ist unglaubwürdig, verweist aber schon auf kommende Auseinandersetzungen zur Zeit Heinrichs IV.

Für die deutsche Geschichte ist zu Heinrich III. wenig zu berichten. Verheiratet war er mit Agnes von Poitou, einer sehr frommen Dame, die indes als adelsmäßig nicht ganz ebenbürtig galt und deshalb nicht ganz ernst genommen wurde. Das hatte Folgen, als Heinrich III. 1056 starb und unter ihrer Regentschaft seinen sechsjährigen Sohn Heinrich IV. hinterließ, der aber schon 1054 zum Mitkönig und Nachfolger eingesetzt worden war.

7. KAPITEL:

***NOLITE TANGERE CHRISTOS MEOS* – DIE SALIER IM INVESTITURSTREIT**

AUF DEN FROMMEN, ABER düsteren Heinrich III. folgte wie gesagt im Alter von sechs Jahren sein Sohn Heinrich III. nach, zunächst natürlich unter Vormundschaft. Heinrich IV. ist eine Gestalt, die schon ihren Zeitgenossen unheimlich war, und das gilt im Grunde bis heute. Er war ein Stehaufmännchen, das sich selbst nach den bittersten Niederlagen und Demütigungen immer wieder aufraffte und der vor allem, den Zeitgenossen besonders fremdartig, immer das Unerwartete tat, wie wir noch hören werden. Da der Schädel Heinrichs IV. erhalten ist, hat man versucht, mit den heutigen Methoden seine Gesichtszüge zu rekonstruieren. Das Ergebnis sieht so aus:



Ich halte das aber nicht für glaubwürdig, denn erstens hatte ein 56jähriger Mann damals zweifellos graue Haare, und zweitens konnte ein Kaiser sich einen Frisör leisten. Außerdem habe ich den Eindruck, daß das historische Wissen über ihn in diese Rekonstruktion mit eingeflossen ist.

Noch ist Heinrich aber 50 Jahre jünger. Die Kaiserinwitwe Agnes wurde bis 1063 unterstützt von Erzbischof Anno von Köln. Dann kam es zu einem Staatsstreich einer rivalisierenden Fürstengruppe unter Erzbischof Adalbert von Bremen. Diese entführten den jungen Heinrich in Kaiserswerth am Rhein bei Düsseldorf; der 13jährige Knabe aber sprang vom Schiff ins Wasser und versuchte schwimmend zu entkommen, was ihm aber doch nicht gelang. Wer hätte das gedacht, daß der junge König einfach über Bord springt?

Durch den Staatsstreich wurde auch die Regentin Agnes kaltgestellt, und sie tat das, wonach sie sich schon lange sehnte: sie ging ins Kloster, und zwar interessanterweise in ein Kloster in Rom. Von dort aus hat sie dann später die Anhänger des Papstes, vor allem Bischof Altmann von Passau, mit aktuellen politischen Nachrichten versorgt.

Als Heinrich IV. dann volljährig wurde und selbst zu regieren begann, sah er sich erst einmal einem Aufstand in Sachsen gegenüber, den er aber niederwerfen konnte. Auch dabei spielte das Unerwartete eine Rolle: Heinrich tauchte plötzlich auf der Südseite des Harzes auf, den er auf direktem Wege durch das Gebirge durchquert hatte, während alle Welt glaubte, er werde brav außen herum ziehen und viel länger brauchen. Dazu darf ich vielleicht daran erinnern, daß das Gebirge und der Wald bis ins 18. Jahrhundert ein Ort des Schreckens war, den man nach Möglichkeit mied. Erst im 19. Jahrhundert kamen spinnerte Engländer auf die Idee, freiwillig auf die Berge hinaufzuklettern. Insofern war das Rendezvous Heinrichs IV. mit Rubezahl wirklich unerwartet.

Heinrich IV. war noch im Hochgefühl seines Sieges über die aufständischen Sachsen, als der große Konflikt mit Gregor VII. begann. Da dabei auch auf Seiten des Papstes viel Persönliches mitspielte, müssen wir ihn zunächst etwas näher betrachten. Gregor VII., mit bürgerlichem Namen Hildebrand, ist um 1025 geboren und gehörte zur Umgebung jenes Gregor VI., den Heinrich III. in Sutri absetzen ließ; nach ihm dürfte er auch seinen Namen gewählt ha-

ben. Diese erste Erfahrung des etwa 20jährigen Mannes mit einem deutschen König hat er wohl nie vergessen.

Er war ein fanatischer Vertreter der Kirchenreform, die von ihm und seinen Mitarbeitern bis zu der Vorstellung gesteigert wurde, eigentlich müßten alle Kleriker sich wie Mönche verhalten. Diese Sicht der Kirche führt dazu, daß er jegliche Einmischung von Laien – und dazu zählt er jetzt auch die Könige, ungeachtet deren Salbung – ausschalten wollte. Umgekehrt nahm er aber die Rechte der Kirche in weltlichen Angelegenheiten in weitestem Umfange in Anspruch, also ein ganz asymmetrisches Verhalten, wie es für Fundamentalisten charakteristisch ist. Der deutsche Episkopat bekam, und zwar durchaus zu Recht, den Eindruck, in Rom werde unter dem Vorwand der Simonieabwehr jede solche Anschuldigung geglaubt, und zwar besonders dann, wenn dadurch Bischöfe gemäßregelt werden konnten.

In dem Konflikt zwischen Kaiser und Papst trafen also zwei dämonische Persönlichkeiten aufeinander, der unheimliche Heinrich IV. und der fanatische Fundamentalist Gregor VII., den selbst einer seiner eigenen Anhänger als "heiligen Satan" charakterisiert hat.

Die Auseinandersetzung entzündet sich zunächst an einem Streit um die Ernennung des Erzbischofs von Mailand: dort trat 1070 der konservative Erzbischof Wido zurück und übersandte dem König zum Zeichen dafür Ring und Stab. Dieser investierte ohne Rücksprache mit den Mailändern einen Kleriker Gottfried mit dem Erzbistum. Daraufhin kam es zu einem Aufstand der unteren Bevölkerungsschichten, der Pataria (wörtlich: dem Lumpenproletariat), offenbar im Einvernehmen mit Rom. 1072 fand eine Erzbischofswahl statt, unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten, aus der ein Atto hervorging. Da Heinrich IV. an seinem Kandidaten Gottfried festhielt, belegte Papst Alexander II. fünf Ratgeber Heinrichs mit dem Bann, getreu der Regel: "Der König ist gut, nur seine Ratgeber sind schlecht."

Da sich weder sein Kandidat Gottfried noch der päpstliche Kandidat Atto durchsetzen können, schiebt Heinrich beide beiseite und investiert ohne Rücksprache mit dem Papst den Kleriker Tebald. Der Papst, inzwischen Gregor VII., erneuert den Bann gegen die Räte; das bedeutet aber nach mittelalterlicher Auffassung, daß Heinrich diese Räte vom Hof entfernen muß, denn wer mit Gebannten Umgang hat, steckt sich gewissermaßen mit der Exkommunikation an. Ob das auch für die geheiligte Person des Königs gilt, ist eine andere Frage. Heinrich kommt der Aufforderung jedenfalls nicht nach. Daraufhin macht der Papst ihm in einem Brief vom 8. Dezember 1075 schwere Vorwürfe wegen seines Verhaltens sowohl in dieser Sache als auch ganz allgemein.

Dieses Schreiben trifft am 1. Januar 1076 in Goslar ein. Sein Inhalt, mehr noch die mündlichen Aufträge der Boten, vielleicht der Hinweis, daß er sich nun tatsächlich die Exkommunikation zugezogen habe, setzen Heinrich in heftige Erregung. Eine Synode in Worms am 24. Januar 1076, auf der u.a. Erzbischof Liemar von Bremen, den Gregor als Simonisten suspendiert hat, das Wort

führt, erklärt Gregor für abgesetzt. Ein Manifest macht dies aller Welt kund:

"Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes gerechte Anordnung König, an Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern den falschen Mönch." – *Heinricus, non usurpative, sed pia dei ordinatione rex, Hildebrando iam non apostolico, sed falso monacho.* "Diese Anrede hast du nämlich für die von dir angerichtete Verwirrung verdient, der du keinen Stand in der Kirche davon ausgenommen hast, ihn der Verwirrung statt der Ehre, des Fluchs statt des Segens teilhaftig zu machen. ... Du scheutest dich nicht nur nicht, die Lenker der heiligen Kirche, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, die doch Gesalbte des Herrn sind, anzutasten, nein, wie Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr tut, zertratest du sie unter deinen Füßen und gewannst dir dabei die Zustimmung aus dem Mund des Pöbels. Sie alle erachtetest du als unwissend, dich allein aber als allwissend; doch dieses Wissen bemühtest du dich nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung zu verwenden."

Daraus spricht natürlich die Erbitterung der Bischöfe gegen den Papst, denn man hatte in Deutschland ja den Eindruck gewinnen müssen, in Rom finde jede Anklage Gehör, wenn sie sich nur gegen einen Prälaten richtete. Der erwähnte Pöbel ist selbstverständlich die Mailänder Pataria. Die Bischöfe haben also Heinrichs Erregung durchaus zu eigenen Zwecken ausgenutzt.

Dann aber lassen sie den König auf seine eigene Angelegenheit zu sprechen kommen: "Du hast dich nicht gescheut, dich sogar gegen die uns von Gott verliehene Gewalt zu erheben. Du hast zu drohen gewagt, du würdest sie uns nehmen, als ob wir von dir das Königtum empfangen hätten, als ob in deiner und nicht in Gottes Hand Königs- und Kaiserherrschaft lägen. Dieser unser Herr Jesus Christus hat uns zum Königtum, dich aber **nicht** zur geistlichen Herrschaft berufen."

Nun folgt eine chronique scandaleuse von Hildebrands Vorleben und seiner Papstwahl, und der Text fährt fort: "Auch mich, der ich – wenn auch unwürdig unter den Gesalbten – zum Königtum gesalbt worden bin, hast du angetastet, mich, von dem die Überlieferung der heiligen Väter lehrt, daß ich nur von Gott gerichtet werden darf. ... Selbst der wahre Papst, der heilige Petrus, ruft aus: 'Fürchtet Gott, und ehret den König!' Du aber entehrst mich, weil du Gott, der mich eingesetzt hat, nicht fürchtest. ... So steige du denn, der du durch diesen Fluch und das Urteil aller unserer Bischöfe und unser eigenes verdammt bist, herab, verlasse den apostolischen Stuhl, den du dir angemaßt hast. Ein anderer steige auf den Thron des heiligen Petrus, einer, der Gewalttat nicht mit Frömmigkeit bemäntelt, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus lehrt. Ich, Heinrich, durch die Gnade Gottes König, sage dir zusammen mit allen meinen Bischöfen: steige herab, steige herab!" – *Ego, Heinricus, dei gratia rex, cum omnibus episcopis nostris tibi dicimus: descende, descende!*

Hatten Heinrich und seine Bischöfe recht, als sie die Wahl Gregors VII. als ungültig bezeichneten? Um das zu bewerten, müssen wir wie im Film eine Rückblende ins Jahr 1073 vornehmen.

Soeben ist am 21.4. Papst Alexander II. gestorben, und die Neuwahl steht an. Maßgebend für das Procedere sind die Bestimmungen der Papstwahlordnung von 1059. Sie schreibt vor, daß sich zunächst die Kardinalbischöfe, also die Bischöfe der unmittelbaren Nachbardiözesen Roms, auf einen Kandidaten einigen, den sie dann den übrigen Kardinälen, dem Klerus und dem Volk Roms zur Akklamation und Bestätigung vorstellen. Theoretisch konnte das auch schiefgehen, der Kandidat wurde ausgebuht und fiel durch, und man mußte einen zweiten Anlauf nehmen. Es ging aber alles gut, und schon einen Tag später, am 22.4., wurde Gregor VII. gewählt.

Das war die offizielle Version, die sogleich der gesamten Christenheit verkündet wurde. Was aber wirklich an diesem 22.4. geschah, berichtet der neue Papst selbst in einem Brief, den er noch am Abend des Wahltages an seinen Freund, Abt Desiderius von Montecassino, schrieb. Da lesen wir: "Unser Herr, Papst Alexander, ist tot. Sein Tod fiel über mich, hat mein ganzes Inneres geschlagen und mich völlig durcheinander gebracht. Denn bei seinem Tod hat sich das römische Volk gegen seine Gewohnheit so ruhig verhalten und in unserer Hand die Zügel des Rates gelassen, daß dies offenkundig aus der Barmherzigkeit Gottes hervorging. Daher haben wir uns beraten und festgelegt, daß nach dreitägigem Fasten, nach Bittprozessionen und dem Gebet vieler mit Gottes Hilfe festgelegt werden solle, was das Beste für die Wahl des Römischen Bischofs scheine.

Aber plötzlich ist, als besagter Herr Papst in der Salvatorkirche dem Grab übergeben wurde, ein großer Tumult und Aufstand des Volkes ausgebrochen, und sie sind auf mich wie Wahnsinnige eingedrungen und ließen mir keine Möglichkeit, etwas zu sagen oder mich zu beraten, sondern schleppten mich gewaltsam auf den Stuhl der apostolischen Herrschaft, für die ich ganz unwürdig bin, so daß ich mit dem Propheten sagen muß: 'Ich kam aufs hohe Meer, und der Sturm hat mich verschlungen. Ich schrie um Hilfe, und meine Kehle ist heiser geworden.' Und: 'Furcht und Schrecken kamen über mich, und die Finsternis hat mich aufgerieben.' Aber weil ich total erschöpft auf dem Bett liege und nicht mehr fähig bin, weiter zu diktieren, stehe ich davon ab, meine Ängste weiter zu schildern."

Der Trauergottesdienst für den verstorbenen Papst ist also aus dem Ruder gelaufen und ging unversehens in die Wahl des Nachfolgers über, aus der in ganz tumultuarischer Weise Gregor VII. hervorging. So etwas hielt man übrigens im Mittelalter grundsätzlich für möglich: der Heilige Geist konnte direkt in den Wahlvorgang eingreifen und alle Paragraphen beiseite wischen. Eine Wahl *quasi per inspirationem*, "durch direkte Eingebung des Heiligen Geistes", bei der sich alle Wähler spontan auf einen Kandidaten einigen, war noch bis ins 20. Jahrhundert möglich; erst Johannes Paul II. hat dieses Verfahren abgeschafft.

Neben den Vorschriften über das reguläre Verfahren, das hier also nicht eingehalten wurde, heißt es in der Wahlordnung von 1059 noch ausdrücklich, die Rechte Heinrichs, "der derzeit König ist und von dem wir hoffen, daß er Kaiser wird", sollten gewahrt werden. Ei-

ne Bestätigung seiner Wahl hat Gregor VII. von Heinrich IV. aber nicht eingeholt. Insofern war Heinrich im Recht, aber ein Einspruch hätte natürlich sofort erfolgen müssen, und nicht erst drei Jahre später und nachdem er den Papst bereits längere Zeit als solchen behandelt hatte.

Zurück zu den Vorgängen von 1075/6. Dem Beschluß der deutschen Bischöfe schließen sich diejenigen der Lombardei auf einer Versammlung in Piacenza an. Das Wormser Schreiben trifft am 14.2.1076, am ersten Tag der Fastensynode, in Rom ein und wird verlesen. Die Erregung ist ungeheuer; die Boten werden mißhandelt, der Papst selbst muß sie schützen. Am folgenden Tag antwortet Gregor, indem er Heinrich für exkommuniziert und abgesetzt erklärt und seine Untertanen und Vasallen vom Treueid gegenüber dem König löst. Dies tut er in Form eines Gebetes an den Heiligen Petrus:

"Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige, so bitten wir, deine Ohren uns zu und höre mich, deinen Knecht, den du von Kindheit an genährt und bis heute aus der Hand der Bösen befreit hast, die mich um meiner Treue zu dir willen gehaßt haben und hassen. Du bist mein Zeuge und meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter allen Heiligen, daß deine heilige Römische Kirche mich gegen meinen Willen zu ihrer Regierung herangezogen hat ... und daß ich lieber mein Leben als Mönch hätte beenden wollen ... Mir ist durch deine Hand von Gott die Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen. Auf dieses Vertrauen gestützt, um der Ehre und Verteidigung deiner Kirche willen, im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, durch deine Macht und Autorität spreche ich dem König Heinrich, dem Sohn Kaiser Heinrichs, der sich wider deine Kirche mit unerhörtem Hochmut erhoben hat, die Regierung des ganzen Reiches der Deutschen und Italiens ab" – *per tuam potestatem et auctoritatem Heinricho regi, filio Heinrichi imperatoris, qui contra tuam ecclesiam inaudita superbia insurrexit, totius regni Teutonicorum et Italie gubernacula contradico* – "und ich löse alle Christen von dem Band des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden" – *et omnes christianos a vinculo iuramenti, quod sibi fecerunt vel facient, absolvo* – "und ich verbiete, daß irgend jemand ihm als König gehorcht" – *et, ut nullus ei sicut regi serviat, interdico.*

"Denn es ist recht und billig, daß der, der die Ehre deiner Kirche zu vermindern trachtet, selbst die Ehre verliert, die er hat. Und weil er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, und nicht zu Gott zurückgekehrt ist, den er verließ, indem er Gemeinschaft mit Exkommunizierten pflegte und meine Mahnungen, die ich zu seinem Heile sandte, wofür du Zeuge bist, verschmähte und sich von deiner Kirche trennte, indem er versuchte, sie zu zerreißen, binde ich ihn an deiner Statt mit der Fessel des Anathems. Und so binde ich ihn im Vertrauen auf dich, damit die Völker wissen und erkennen, daß du Petrus bist und daß auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen" – *et sic eum ex fiducia tua*

ligo, ut sciant gentes et comprobent, quia tu es Petrus et super tuam petram filius dei vivi edificavit ecclesiam suam et porte inferi non prevalebunt adversus eam.

Die Wirkung dieses Schrittes war eine ungeheure. Es war, um es einmal pathetisch auszudrücken, einer jener Augenblicke, in denen die Weltgeschichte den Atem anhält. 30 Jahre zuvor hatte Heinrich III. Päpste abgesetzt, jetzt setzte der Papst den König ab. Exkommuniziert worden waren Könige schon öfter, aber eine Absetzung hatte noch kein Papst gewagt. Als wie unerhört und einmalig dies empfunden wurde, zittert noch ein Jahrhundert später im Bericht Ottos von Freising nach, um nur diesen berühmtesten aller mittelalterlichen Chronisten zu zitieren. Otto schreibt (VI, 35): "Wieder und wieder lese die Geschichte der römischen Könige und Kaiser, aber ich finde vor (Heinrich) keinen einzigen unter ihnen, der vom römischen Papst ... abgesetzt worden wäre."

So unerhört dies auf die Zeitgenossen wirkte, hätte Gregor eigentlich anders handeln können? Daß er sich zur Absetzung des Königs berechtigt fühlte, geht auch aus der berühmten Sammlung von 27 kanonischen Leitsätzen hervor, die unter dem Titel *Dictatus papae* ebenfalls in Gregors Register eingetragen sind. Dort heißt es als Nr. 12:



Quod illi liceat imperatores deponere – "daß es ihm erlaubt ist, Kaiser abzusetzen". Aber auch Heinrich glaubte sich zweifellos im Recht; er tat ja nichts anderes, als was auch sein Vater getan hatte. Sein politischer Fehler lag allerdings darin, daß er glaubte, diese Absetzung aus der Ferne vornehmen zu können – gewissermaßen per SMS – statt, wie Heinrich III., erst nach Rom zu ziehen und dann zu handeln.

Ich habe vorhin darauf hingewiesen, daß Heinrich IV. auch in Deutschland nicht unumstritten war. Deshalb mußte er jetzt erleben, daß dieselben Bischöfe, die ihn zu seinem forschen Brief an den Papst gedrängt hatten, ihm jetzt zusammen mit den weltlichen Fürsten in den Rücken fielen und auf einer Versammlung in Tribur am 16.10.1076 von ihm verlangten, sich binnen Jahresfrist vom Bann zu lösen, andernfalls sie einen neuen König wählen würden. Mehr noch: sie setzten diese Ankündigung am 15.3.1077, also noch weit vor Ablauf der Frist, in die Tat um und erhoben den Grafen Rudolf von Rheinfeldern zum Gegenkönig. Außerdem luden sie den Papst ein, nach Deutschland zu kommen.

Wie reagierte König Heinrich IV.? Wieder einmal anders als gedacht. Gregor brach nach Norden auf, aber kurz bevor er an dem Ort ankam, an dem ihn eine Delegation abholen sollte, vernahm er die Schreckenskunde, Heinrich habe mit Heeresmacht die Alpen überschritten und ziehe gegen Rom. Gregor suchte sofort auf der quasi uneinnehmbaren Burg seiner treuesten Anhängerin, Markgräfin Mathilde von Tuszien, Schutz, in Canossa.



Die Überraschung Gregors VII. stieg aber noch, als er erfuhr, daß Heinrich nicht in kriegerischer Absicht, sondern als reuiger Sünder zu ihm kam, um die Absolution zu erlangen. Der Papst hat sich heftig dagegen gesträubt, aber Heinrich hat offenbar sehr geschickt die übrigen Personen bearbeitet, die noch in Canossa anwesend waren, vor allem seinen Taufpaten, den Abt von Cluny. Der überzeugte dann Mathilde, und diese wiederum den Papst. Das zeigt sehr schön folgendes, oft verwendetes Bild aus einer Handschrift der Lebensbeschreibung der Markgräfin; Sie sehen die Markgräfin unter dem Baldachin sitzend, links neben ihr den Abt mit Abtsstab und Kapuze und unten knieend den König:



Die Beischrift besagt: *Rex rogat abbatem, Mathildim supplicat atque* – "Der König bittet den Abt, und der wiederum bittet Mathilde." Gregor hat das alles in einem Brief an die deutschen Fürsten selbst geschildert: Heinrich habe alle "zu solcher Teilnahme bewegt, daß sie für ihn mit vielen Bitten und Tränen eintraten und alle über die ungewohnte Unbeugsamkeit unserer Haltung verwundert waren. Einige riefen sogar aus, das sei bei uns nicht die Bedächtigkeit apostolischer Strenge, sondern geradezu die Grausamkeit tyrannischer Wildheit." – *nonnulli vero in nobis non apostolice severitatis gravitatem, sed quasi tyrannice feritatis crudelitatem esse clamarent.*

Es kam also zu Verhandlungen und zu einer Einigung. Wie es üblich war, ging der Absolution Heinrichs eine dreitägige öffentliche Buße voraus, die der König in einer Vorhalle zwischen dem zweiten und dritten Mauerring der Burg Canossa absolvierte. Es war also nicht so, daß Gregor ihn drei Tage vor dem Burgtor im Schnee warten ließ, ehe er ihn aufnahm. Es folgte die Absolution, und danach reichte der Papst dem König die Kommunion. Beim anschließenden Versöhnungsmahl soll es dann allerdings recht frostig zugegangen sein. Gregor ließ Heinrich auch einen Eid leisten, dessen Wortlaut sogar im Register eingetragen wurde, mit Datum vom 28. Januar 1077. Er ist aber merkwürdig nichtssagend: Heinrich verspricht eigentlich nur, sich mit allen auszusöhnen, und sagt dem Papst, falls dieser nach Deutschland kommen sollte, freies Geleit zu.

Damals haben sich also Gregor und Heinrich zum ersten Mal persönlich kennengelernt, und der Eindruck, den sie voneinander empfangen, hat ihre weitere Haltung entscheidend beeinflusst, wie wir noch sehen werden. Wer war aber nun in Canossa der Sieger und wer der Besiegte? Die Antworten auf diese Frage, die Sie in der Sekundärliteratur finden können, hängen von vielerlei, auch außerwissenschaftlichen, Überlegungen ab, und ich kann das Problem selbstverständlich hier nicht in extenso erörtern.

Wir werden aber sinnvollerweise zwischen der kurzfristigen und der langfristigen Wirkung unterscheiden. Kurzfristig lag der Vorteil zweifellos auf Seiten Heinrichs: er hat in geradezu genialer

Weise den Priester in Gregor gegen den Politiker ausgespielt: der Politiker wollte ihn nicht lossprechen, aber der Priester konnte gegenüber dem reuigen Sünder einfach nicht hart bleiben. Das ist übrigens ein durchaus sympathischer Zug an Gregor; spätere Päpste, wie etwa Innozenz IV. oder Johannes XXII., hatten solche Skrupel nicht mehr. Gregor hat seinen politischen Fehler in dieser Sache übrigens sehr bald erkannt: schon in dem Brief an die deutschen Fürsten kommt sein Ärger darüber zum Ausdruck, daß er Heinrich praktisch ohne konkrete Gegenleistung losgesprochen hatte.

Die juristische Seite des Vorgangs war ziemlich unklar: Heinrich ging ganz selbstverständlich davon aus, daß mit der Lösung vom Bann auch die Absetzungssentenz zurückgenommen war, er also wieder als vollberechtigter König auftreten konnte. Gregor hat die Sache offenbar noch gar nicht so weit durchdacht, als er von allen Seiten auf ihn einredenden Bittstellern nachgab. Überhaupt waren seine juristischen Vorstellungen ziemlich unklar; die Entwicklung des Kirchenrechtes wie auch das Studium des antiken römischen Rechtes in Bologna standen damals ja noch bevor, und das ganze kanonistische Begriffsinventar war noch keineswegs entwickelt. In Gregor lagen religiöse und juristische Vorstellungen, Seelsorge und Politik noch ziemlich ungeschieden beieinander. Wir haben ja gesehen, welche Mühe er hatte, auch nur einigermaßen eindeutig zu formulieren.

Gregor war wohl auch deshalb auf diese Fragen nicht vorbereitet, weil er mit Heinrichs Erscheinen in Italien in so kurzer Frist gar nicht rechnen mußte. Die Alpenüberquerung mitten im Winter war ein Bravourstück erster Ordnung; Heinrich hat solche Stücke mehrfach geliefert, etwa sein Marsch mitten durch den Harz, und sie haben ihm wenigstens kurzfristig auch Erfolge eingebracht. So auch hier, denn die Lossprechung spaltete die Fürstenopposition in Deutschland.

Aber wenn wir den Büsser von Canossa dem König gegenüberstellen, der kaum 15 Monate zuvor den Papst von Worms absetzen wollte, so nimmt sich die Sache doch anders aus. Dort hatte er noch ausdrücklich erklärt, niemand außer Gott allein könne über ihn zu Gericht sitzen, jetzt unterwirft er sich fast bedingungslos dem Papst. Das heißt, er gibt um des kurzfristigen politischen Effektes willen die grundsätzliche Position auf, die Kaiser und Papst zumindest auf gleicher Ebene sieht.

Nun war aber die Unterwerfung unter den Papst für Heinrich nur ein taktisches Manöver, das gar nicht grundsätzlich gemeint war und bei nächster Gelegenheit wieder rückgängig gemacht werden sollte. Jedenfalls müssen wir das daraus schließen, wie er sich bei einer Reihe anderer Gelegenheiten verhalten hat. Eine gewisse Verschlagenheit kennzeichnet seine Politik; wenn es nicht anachronistisch wäre, könnte man sagen: ein Hauch von Machiavellismus. Nun ist man versucht, das mit seinen Kindheitserlebnissen in Verbindung zu bringen, aber mit historischer Psychologie muß man sehr vorsichtig sein. Was man an Heinrich bewundern muß, ist seine unglaubliche Zähigkeit, die ihn selbst nach den

schlimmsten Enttäuschungen bis hin zur Demütigung durch den eigenen Sohn doch immer wieder weitermachen ließ.

Aber er erzielte diese Erfolge nicht auf dem geraden Weg. Seine Neigung zum Finassieren paßte nicht in seine Zeit. Insgesamt war er seinen Zeitgenossen wohl unheimlich, und so kam es, daß man ihm schließlich auch die schlimmsten Untaten zutraute. Der fränkische Chronist Ekkehard von Aura schreibt über ihn: "Ihm wurde vorgeworfen, ein Mensch zu sein, der sich nicht mit natürlichen und gewöhnlichen Vergehen zufrieden gab, sondern neue und bisher unerhörte und deshalb unglaubliche Verbrechen ersann und ausführte." Dahinter scheint, über das Politische hinaus, auch der Vorwurf sexueller Perversionen zu stehn. Das ist zwar ein Standardvorwurf im Mittelalter, der z.B. auch gegenüber Häretikern fast routinemäßig erhoben wird; aber er wird dadurch gestützt, daß Heinrichs zweite Ehe mit der aus Rußland stammenden Eupraxia offenbar in diesem Bereich völlig scheiterte. Eupraxia ging dann nach Rom und schockierte die Kurie, indem sie in aller Öffentlichkeit haarsträubende Einzelheiten aus ihrem Eheleben preisgab. Es ist überflüssig zu sagen, daß solche Berichte mit äußerster Quellenkritischer Klugheit und Vorsicht zu betrachten sind; aber wir müssen sie zur Kenntnis nehmen, denn sie haben das Bild der Zeitgenossen über Heinrich beeinflußt.

Was Heinrich und Gregor am Tag von Canossa wohl nicht bewußt war, war die Fernwirkung des Ereignisses. Heinrichs Buße fügte dem Ansehen des deutschen Königs schlechthin einen irreparablen Schaden zu, und zwar noch mehr in Italien, wo es ohnehin schon beschädigt war, als in Deutschland. Den Zeitgenossen war das noch nicht bewußt, wie überhaupt die Zeitgenossen die wirklich historischen Ereignisse fast nie in ihrer Bedeutung erkennen; aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurde es deutlich. Insofern ist auch die beliebte Formulierung "Canossa als Wende" berechtigt.

Es folgte die Auseinandersetzung mit dem Gegenkönig in Deutschland, der Heinrich nach drei Jahren am 15.10.1080 in einer Schlacht unterlag. Bei dieser Schlacht wurde Rudolf von Rheinfelden die rechte Hand abgeschlagen; an dieser Verletzung starb er. Die rechte Hand: das heißt jene Hand, mit der er einst König Heinrich die Treue geschworen hatte! Wenn das kein Gottesurteil war! Die abgeschlagene rechte Hand ist makabrerweise heute noch in mumifizierter Form im Domschatz von Merseburg vorhanden:



Es gab noch einen weiteren Gegenkönig Hermann von Salm von 1081 bis 1086, aber er spielte eigentlich keine Rolle. Mit der Haltung des Papstes waren die Gegner Heinrichs IV. aber außerordentlich unzufrieden, denn er tat nichts, um sie zu unterstützen. Erst drei Jahre nach Canossa rang er sich 1080 zu einer energischeren Haltung durch, indem er Heinrich zum zweiten Male exkommunizierte.

Die Wirkung war viel schwächer als beim ersten Mal, und Heinrich reagierte auch ganz anders. Er zog nach Italien, aber dies-

mal nicht als reuiger Sünder, sondern mit Heeresmacht. Außerdem setzte er den Papst erneut ab und ließ an seiner Stelle einen anderen Papst wählen, einen der höchsten Kirchenfürsten Italiens, den Erzbischof Wibert von Ravenna, als Papst Clemens (III.). Das so entstandene Schisma wurde bis zum Tode dieses Papstes nicht gelöst. Wibert war eine bedeutende Persönlichkeit, wie man sich überhaupt die Gegner der Kirchenreform Gregorianischer Prägung nicht als verworfene Schurken vorstellen darf, wie die Polemik Gregors und seiner Anhänger – bis heute erfolgreich – suggeriert.

1082 standen Heinrich und sein Papst vor Rom, das er aber nicht erobern konnte. Im nächsten Jahr versuchte er es erneut; wieder vergeblich. 1084 gelang dann aber die Besetzung der Stadt. Clemens (III.) wurde als Papst inthronisiert und erteilte Heinrich am 31.3.1084 die Kaiserkrönung. Gregor war in die Engelsburg geflohen. Er stand praktisch allein da, weil auch fast alle Kardinäle auf die Seite des Kaisers übergetreten waren. Gregor rief schließlich die Normannen aus Süditalien zu Hilfe, die Rom eroberten und dabei in das Trümmerfeld verwandelten, das wir heute noch sehen. Bis dahin standen die antiken Gebäude noch weitgehend aufrecht. Heinrich war zu diesem Zeitpunkt allerdings schon wieder abgezogen. Der Vandalismus der Normannen machte Gregor so unbeliebt bei den Römern, daß er mit ihnen die Stadt verlassen mußte und bald darauf am 25.5.1085 in Salerno im Exil starb.



Hier sehen Sie in einer Abbildung zur Weltchronik Ottos von Freising, wie oben Heinrich IV. und Clemens (III.) thronen, während Gregor VII. hinausgeworfen wird. Unten rechts stirbt er.

Der Bürgerkrieg in Deutschland ging aber weiter und ist praktisch während der ganzen Regierungszeit Heinrichs IV. nicht mehr zu Erliegen gekommen. Die Gegner des Kaisers stellten sich als Freunde der Kirchenreform hin, was ihnen in den eigenen Augen eine moralische Überlegenheit gab. Heinrich seinerseits setzte die gegnerischen Bischöfe ab und ersetzte sie durch eigene Anhänger, wodurch das Schisma bis in die einzelnen Diözesen getragen wurde.

Nehmen wir als Beispiel Passau. Dort war seit 1065 Altmann Bischof. Er stammte eigentlich aus Westfalen, einer Gegend, deren Bewohnern eine Dickköpfigkeit nachgesagt wird, die der niederbayrischen nicht nachsteht. Die Kaiserin Agnes hatte ihn zum Bischof gemacht, indem sie ihn mit Ring und Stab investierte, was er ohne weiteres annahm. Später wurde er einer der hartnäckigsten Anhänger Gregors VII. gegen Heinrich IV. In Passau wurde er anfangs freudig begrüßt, die Begeisterung ließ aber schnell wieder nach; so etwas soll ja heute auch noch vorkommen. Die neuen Ideen, die er aus Rom mitbrachte, stießen bei der Passauer Bevölkerung und dem Klerus auf wenig Gegenliebe. Deshalb errichtete er vor den Mauern der Stadt ein Reformkloster, das er dem heiligen Nikolaus weihte.

Der große Knall ereignete sich dann 1074. Als der Bischof an Stephani von der Domkanzel herab die neuesten päpstlichen Dekre-

te mit dem Verbot von Priesterehe, Simonie und Laieninvestitur verkündete, kam es zu einem solchen Tumult des Klerus, daß die anwesenden Ritter ihn schützen und er die Stadt verlassen mußte. In der großen Politik beginnt dann 1076/7 der Konflikt zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., in dem Altmann sofort und bedingungslos die päpstliche Partei ergreift. An der Wormser Synode, die das mit *descende, descende!* endende Schreiben beschließt, nimmt er nicht teil, dafür zählt er zu den Wählern des Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden. Ein interessantes Détail am Rande: über die römische Reaktion auf den Wormser Brief, also über die Bannung Heinrichs, läßt Altmann sich von der Kaiserin Agnes berichten, die sich damals politikfern bereits in Rom aufhält. Seine Haltung hat gravierende Konsequenzen: der Passauer Klerus tritt fast geschlossen auf die Seite Heinrichs, dieser kommt 1078 selbst nach Passau, die von Altmann gemäßregelten Kleriker werden wieder eingesetzt und im Gegenzug die Mönche von St. Nikola vertrieben.

Im weiteren Verlauf finden wir Altmann 1079 in Rom. Dort soll er, der Legende nach, auf sein Bistum verzichtet haben, weil es ihm einst von Laienhand übertragen worden war; daraufhin habe der Papst ihn erneut zum Bischof erhoben. Egon Boshof hält diese Geschichte für glaubwürdig; sie zeige Altmann als skrupulösen Vertreter der Kirchenreform. Mich überzeugt das Argument nicht, denn Altmann müßte sich fragen lassen, wieso ihm dieser Zweifel erst nach 14jährigem Pontifikat gekommen ist. 1081 gelingt es ihm, die Babenberger, also die österreichischen Markgrafen, auf die päpstliche Seite zu ziehen; dies ermöglicht ihm, von da an bis zu seinem Lebensende am 8.8.1091 im östlichen Teil der Diözese als Bischof zu wirken, während der westliche Teil in der Hand der kaiserlichen Gegenbischöfe ist. Der östliche Teil der Diözese entspricht aber Österreich; deshalb gibt es die These, daß sich da an eine speziell österreichische Identität herausgebildet habe – eine These, die insbesondere von österreichischen Historikern vertreten wird, die ich aber für überzogen halte.

Abgesehen vom lokalen Interesse zeigt das Beispiel, wie die sog. große Politik bis in die einzelnen Orte, selbst bis in die einzelnen Familien hineinwirken kann. Deshalb ist es falsch, wenn immer wieder gefordert wird, die Geschichtswissenschaft solle sich weniger mit den Haupt- und Staatsaktionen und mehr mit der Geschichte des täglichen Lebens befassen. Beides läßt sich nicht trennen; ein geruhames Leben fern der Politik war noch nie möglich und ist es auch heute nicht. Es liegt schon eine gewisse Wahrheit darin, daß man auf Griechisch denjenigen, der sich nicht für Politik interessiert und z.B. nicht zur Wahl geht, obwohl er es gefahrlos könnte, als ἰδιότης, als Idioten bezeichnet.

Die chaotischen Verhältnisse, die selbst im Kleinen jede Ordnung zusammenbrechen ließen, hatten eine doppelte Folge. Zum einen öffnete sich Deutschland der von Frankreich ausgehenden Bewegung der *treuga dei*, des Gottesfriedens. An sich war es im Mittelalter zulässig, sein gutes Recht notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen, wenn dies in den gültigen Formen der Fehde geschah, also ordnungsgemäß angekündigt usw. Die *treuga dei* versucht nun, die

Fehde auszutrocknen, indem sie ihre Ausübung zeitlich begrenzt und z.B. an Sonn- und Feiertagen verbietet, mit ständiger Ausweitung dieser Verbotszone, und diese Verbote unter strikteste religiöse Sanktionen stellt. Deshalb eben "Gottes"frieden.

Der Staat übernimmt den Gedanken, wodurch der Gottesfrieden zum Landfrieden wird; Heinrich IV. hat sich in seinen späten Jahren intensiv für die Landfriedensbewegung eingesetzt. Das alles geschieht zunächst auf lokaler Ebene. 1235 erläßt Kaiser Friedrich II. dann den ersten Reichslandfrieden. So unvollkommen diese Versuche zunächst sind und so lange ihre Durchsetzung dauert, sie führen schließlich dazu, daß heute jegliche private Gewaltanwendung unzulässig ist, ausgenommen den Fall der akuten Notwehr. Das gilt übrigens auch für verbale Gewalt in elektronischen Medien.

Die zweite Folge der chaotischen Zustände war, daß der Sohn und seit 1099 designierte Nachfolger Heinrichs IV., Heinrich V., versuchte, sich mit den Reformkräften in Rom zu arrangieren, und zwar über den Kopf seines Vaters hinweg. Das gelang in gewisser Weise, aber nur dadurch, daß er seinen Vater ganz aus der Regierung verdrängte und absetzte, indem er ihn zwang, ihm die Reichsinsignien auszuliefern. Skrupel hatte dieser Heinrich V. zu keiner Zeit, wie wir noch sehen werden.

Als Heinrich IV. dann am 14.8.1106 gestorben war, betrieb Heinrich V. seine Kaiserkrönung. Papst war seit 1099 Paschalis II., eine eher naive Gestalt. Er ließ sich auf ein Projekt ein, das die Schwierigkeiten zwischen Kaiser und Papst durch eine Art Patentlösung aus der Welt schaffen sollte. Dazu muß sich klarmachen, daß der Investiturstreit, in dem es zunächst um die Besetzung der kleinen Pfründen gegangen war, sich im Laufe der Jahrzehnte immer mehr auf die Frage verschoben hatte, wie es bei der Einsetzung der Bischöfe gehalten werden sollte. Sie erinnern sich, daß der Zwist um den Mailänder Erzstuhl 1075 den Konflikt zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. ausgelöst hatte. Sie erinnern sich auch, daß die Bischöfe in Deutschland zugleich Reichsfürsten waren – Stichwort Ottonisch-Salisches Reichskirchensystem – und als solche politische und wirtschaftliche Machtfaktoren darstellten, auf deren Einsetzung der Kaiser Einfluß nehmen mußte.

Die Patentlösung, die nun von Heinrich V. und Paschalis II. in allerkleinstem Kreise ausgehandelt wurde, lautete: die Bischöfe geben die Regalien, d.h. ihren gesamten weltlichen Besitz, und ihre politischen Funktionen an den Kaiser zurück und beschränken sich auf ihre geistlichen Aufgaben; umgekehrt unterläßt der Kaiser jegliche Einflußnahme auf ihre Wahl und Amtsführung. Diese Geheimdiplomatie führte zu einem der schlimmsten Zwischenfälle, die bei einer Kaiserkrönung je vorgekommen sind.

Zunächst verlief alles wie vorgesehen. In Sutri leistete der künftige Kaiser dem Papst den Sicherheitseid für seine Person. Am 12. Februar 1111, dem Sonntag vor Aschermittwoch, zog Heinrich V. in der Leostadt ein, leistete die vorgeschriebenen drei Römereide, wurde vom Papst empfangen und dem Volk als Kaiser vorgestellt. In der Kirche wurde nun auf der Porphyrrota die Vertragsverkündung in Angriff genommen: zunächst verlas Heinrich

die Urkunde über den Investiturverzicht, dann begann Paschalis seinerseits die Urkunde über den Verzicht auf die Regalien vorzulesen, aber er kam nicht weit, denn es brach unter den deutschen Bischöfen, die ja völlig überrascht waren, ein wilder Tumult los. Sie weigerten sich, dem Papst Gehorsam zu leisten, so daß dieser seinen Teil des Vertrages nicht erfüllen konnte. Schließlich nahm Heinrich kurzerhand Papst und Kardinäle gefangen. Die Römer versuchten, den Papst zu befreien, aber Heinrich gelang es, mit seinen Gefangenen die Stadt zu verlassen.

Die Verhandlungen begannen aufs Neue und endeten nach etwa zwei Monaten, was angesichts der veränderten Situation der Verhandlungspartner nicht verwundert, mit einem Privileg des Papstes für den König, in welchem er diesem die volle Laieninvestitur zugesteht, wenn nur eine kanonische Wahl des Bischofs vorausgegangen ist. Außerdem leistete der Papst gewissermaßen Urfehde, d. h. er versprach, den König wegen des Vorgefallenen niemals zu exkommunizieren. Nun wurde die im Februar abgebrochene Kaiserkrönung nachgeholt, und man hatte es dabei so eilig, daß man nicht einmal bis zum Sonntag abwartete, sondern die Krönung bereits am Donnerstag, dem 13. April 1111, vollzog. Dann verließ Heinrich V. eilends die Stadt.

Aber auch dieser Versuch einer Patentlösung scheiterte. Auf der Lateransynode von 1112 wurde das Privileg, das man mit einem etwas banalen Wortspiel als "Privileg" (also nicht als Freibrief, sondern als Schandbrief) bezeichnete, widerrufen und Heinrich V. zwar nicht von Paschalis II., aber doch von Erzbischof Guido von Vienne in den Bann getan.

Schließlich fand man 1122 im sog. Wormser Konkordat einen tragfähigen Kompromiß: er unterschied, in bisher nicht erreichter gedanklicher Schärfe, zwischen den *spiritualia* und den *temporalia*, zwischen den geistlichen Funktionen des Bischofs als Seelenhirte der Gläubigen, die ihm durch die sakramentale Bischofsweihe übertragen wurden, und dem weltlichen Besitz des Bistums und Bischofs, in den ihn der Kaiser durch die Investitur mit den Regalien einwies. Es sollte eine kanonische Wahl stattfinden, also die klassische Wahl durch Klerus und Volk, aber der Kaiser hatte das Recht, bei dieser Wahl anwesend zu sein. Der Kaiser sollte den Gewählten mit den Regalien investieren, und zwar in Deutschland vor der Bischofsweihe, in Burgund und Italien nach der Bischofsweihe.

Heinrich V. regierte dann recht tatkräftig und skrupellos. Er setzte vorübergehend auch einen Gegenpapst ein, aber das müssen wir im einzelnen nicht betrachten. Interessant ist seine Ehefrau: Mathilde, die Tochter König Heinrichs I. von England. Sie wurde geboren am 7.1.1102, war somit 16 Jahre jünger als der Ehemann. Die Ehe wurde 1109 vereinbart. 1110 wurde Mathilde nach Deutschland gebracht, um sie auf ihre Rolle vorzubereiten, und in Trier vom dortigen Erzbischof erzogen, wozu auch gehörte, daß sie die deutsche Sprache erlernte; am englischen Königshof sprach man damals ja normannisches Französisch. Dieser deutschen Erziehung schrieben die Engländer später ihr stolzes, hochfahrendes Wesen zu. Am

7.1.1114 – Mathilde war jetzt also gerade 12 Jahre alt – erfolgte die Eheschließung, die Heinrich V. eine Mitgift von 10000 Mark Silber einbrachte.

Politisch blieb die junge Königin neben ihrem 16 Jahre älteren Gemahl bedeutungslos; die Ehe dauerte 11 Jahre, bis zum Tode Heinrichs V. am 23.5.1125, und blieb kinderlos – die göttliche Strafe für das sakrilegische Verhalten Heinrichs V. während der Kaiserkrönung? Mathilde wurde also mit 23 Jahren Witwe und kehrte zu ihrem Vater zurück. Sie spielte dann ab 1135 eine wichtige Rolle in der englischen Geschichte, denn ihr Vater, der keine männlichen Erben hatte, setzte sie zur Nachfolgerin ein, aber das gehört nicht mehr in diese Vorlesung. Immerhin kann man spekulieren, was geschehen wäre, wenn ein Sohn aus ihrer Ehe mit dem Kaiser zugleich englischer und deutscher König geworden wäre ...

8. KAPITEL:

NISI SIT PATRIA ... – DIE SICHT DES AUSLANDES

DEUTSCHLAND LEBTE AUCH im Mittelalter nicht isoliert von der Welt. Deshalb gibt es auch damals schon Äußerungen ausländischer Quellen über Deutschland und die Deutschen, auf die wir jetzt einen ganz kurzen Blick werfen wollen.

Wir können dabei sogar bis in die Antike zurückgehen, auf die berühmteste, aber auch problematischste Beschreibung Deutschlands aus damaliger Zeit, auf Tacitus' *Germania*. Er hatte zwar gute Informationen, denn sein Schwiegervater *Cn. Iulius Agricola* war zur Zeit des Kaisers Claudius Statthalter in Britannien, was aus römischer Sicht nicht viel Unterschied machte. Aber Tacitus reproduziert auch alle südländischen Vorurteile: "Wer würde, ganz abgesehen von den Gefahren der Seereise über ein schauriges, bewegtes und unbekanntes Meer, Asien oder Afrika oder Italien den Rücken kehren und nach Germanien fahren, in ein eintöniges Land von rauhem Klima, geringer Fruchtbarkeit und niederdrückendem Gesamteindruck ...?" Aber Tacitus macht noch einen Zusatz, der beweist, daß er trotzdem ein bedeutender Schriftsteller war: *nisi si patria sit* – "wenn es nicht seine Heimat wäre."

Im weiteren Verlauf kommt dann doch ein recht positives Bild der Germanen zustande, aber wir müssen uns darüber im klaren sein, daß Tacitus eigentlich gar nicht die Germanen beschreiben will, sondern sie als "edle Wilde" seinen degenerierten römischen Zeitgenossen vorhalten will – als unverdorrene Naturburschen im Gegensatz zu spätrömischer Dekadenz. Das gleiche gilt übrigens für eine ebenso berühmte Replik der *Germania* aus dem frühen 19. Jahrhundert: damals hat Madame de Stael, die große Gegnerin Napoleons, in ihrem Buch *De l'Allemagne* genausowenig wirklich Deutschland portraituren wollen.

In der Tradition des Tacitus steht auch Petrarca. Dieser erste Vertreter der italienischen Renaissance sagt nämlich über Deutschland und die Deutschen:

*Là, su un cielo sempre nuvoloso,
nasc' una gent', a cui 'l morir non dole.*

"Dort, unter einem ewig wolkenverhangenen Himmel, wächst ein Menschenschlag heran, dem das Sterben nicht wehtut." Das ist Tacitus in zwei Verse zusammengefaßt – sprachlich schön, aber inhaltlich sinnlos; ein Satz, der nichts über die Deutschen, aber sehr viel über die Italiener aussagt.

Neben solchen anlaßlosen Formulierungen gibt es aber auch Kommentare, die auf bestimmte politische Ereignisse Bezug nehmen oder auch nur die Frustration über die Gesamtsituation widerspiegeln. Da Deutschland im 10. und 11., teils auch noch 12. Jahrhundert die europäische Hegemonialmacht war, wie wir schon gehört haben, gibt es Äußerungen, die sich genau daran reiben. So stellten die Engländer die Frage: "Wer hat denn diese plumpen Deutschen zur Herrschaft über die Welt bestimmt?" Mathilde, die Tochter König Heinrichs I., wurde, wie wir im vorigen Kapitel gehört haben, im Alter von 8 Jahren nach Deutschland gebracht und dort erzogen, um dann Kaiser Heinrich V. zu heiraten. Als sie nach dessen Tod nach England zurückkehrte und dort in die Politik eingriff, fiel den Engländern ihr stolzes und herrisches Wesen auf; sie führten dies auf ihre deutsche Erziehung zurück.

Ein halbes Jahrhundert hatten die Engländer Anlaß für noch viel größere Empörung. König Richard Löwenherz wurde auf der Rückreise vom 3. Kreuzzug in Wien gefangengenommen und eingekerkert (wofür er freilich durch eine massive Beleidigung des österreichischen Herzogs selbst den Anlaß gegeben hatte) und später nur gegen Lösegeld freigelassen. *Radulfus de Diceto*, der Dekan von St. Paul in London war und als wohlunterrichtet gilt, schreibt dazu in seiner *Ymagine Historiarum* genannten Chronik folgendermaßen:

"Den König der Engländer ergreift der Herzog von Österreich bei Wien. Wenn er auch die Füße des Königs nicht durch Fußfesseln erniedrigte, so ließ er ihn doch durch die Rücksichtslosigkeit der Wächter in ein so schlechtes Gefängnis führen, daß es schlimmer war, als wenn er ihn in harte Fesseln gelegt hätte. Die Menschen in jener Gegend" – immer noch wörtliches Zitat – "sind nämlich so sehr in Barbarei zurückgeblieben, haben eine so schreckliche Sprache, tragen so abstoßende Kleidung und starren so sehr vor Schmutz, daß sie mehr wie wilde Tiere als wie Menschen miteinander zu hausen scheinen."

Der deutsche Historiker Theodor Toeche kommentiert diese Stelle 1867 wie folgt: "Der offizielle englische Autor, der Dekan Raoul von der Londoner Paulskirche, vergilt den Österreichern ihre Feindseligkeit damit, daß er sie mit einer Selbstgefälligkeit und Ignoranz, die im modernen Zeitungsstil seiner Heimat nicht ohne Gleichen ist, also beschreibt: ..." (dann folgt das Zitat). Sie sehen, wie man die Geschichte für die Tagespolitik vereinnahmen kann.

Es ist aber noch eine Steigerung möglich. Als 1312 König Heinrich VII. nach Italien zur Kaiserkrönung zog, war sein entschiedenster Gegner König Robert von Neapel. Er ließ nicht nur in Rom

die Peterskirche besetzen, um die Krönung zu verhindern, die dann im Lateran stattfand, sondern er bearbeitete auch den Papst publizistisch. Unter anderem ließ er Clemens V. eine Denkschrift zugehen, in der er nicht weniger als die völlige Abschaffung des Kaisertums forderte. Er schreibt darin:

"Es steht jedermann vor Augen, daß die Wahl und Erhebung eines Kaisers nicht nur ein offenkundiges und drohendes Ärgernis und eine Zurücksetzung der Könige von Frankreich und Sizilien ist und einen verderblichen Umsturz ganz Italiens zur Folge hat, sondern auch ein allgemeines Ärgernis und Zerwürfnis sämtlicher christlichen Fürsten auf Erden." Als weiteres Argument fügt er noch folgende denkwürdige Bemerkung hinzu: "Außerdem pflegt man die künftigen Kaiser üblicherweise aus Deutschland zu nehmen, welches ein rohes und ungebärdiges Volk hervorbringt, das mehr barbarischer Wildheit als dem christlichen Glauben zugeneigt ist, wo auch der Straßenraub nicht als Sünde gilt." – *Preterea reges Romanorum consueverunt communiter et generaliter eligi de lingua Germanica, que consuevit producere gentem acerbam et intractabilem, que magis adheret barbarice feritati quam christiane professioni, apud quam latrocinari non consuevit reputari peccatum.* "Somit ist mit höchstem Eifer und wachem Sinn aufmerksam vorzubeugen, daß die teutonische Wildheit unter so vielen Königen und Nationen kein Ärgernis schaffe und nicht die Süße Italiens in Bitterkeit verwandele." – *Cavendum est prudenter summo studio et attento ingenio, quod Germana feritas inter tot reges et naciones non producat scandala et dulcedinem Ytalie in amaritudinem non convertat.*

Eher amüsam ist dagegen eine Äußerung des Mönchs Peter von Zittau, der im Zisterzienser-Kloster Königsaal südlich von Prag lebte und dort eine *Chronicon aulae regiae* überschriebene Verschronik verfaßte. Er beschreibt darin die deutschen Dialekte. Die Sachsen, hören wir unter anderem, zischen wie die Schlangen, und dann⁵:

*Bávarúsque loquéns boat út bos
Exaltáns vocém crassám nimis átque ferócem.*

(Wenn der Baier spricht, brüllt er wie ein Ochse, der seine fette und wilde Stimme erhebt.)

III. TEIL: DEUTSCHLAND IM HOHEN MITTELALTER

9. KAPITEL: DER ALTE BARBAROSSE, DER KAISER FRIEDERICH – DIE FRÜHEN STAUFER

DER ALTE BARBAROSSE,

⁵ Johann Losert, Die Königsaal-Geschichts-Quellen mit den Zusätzen und der Fortsetzung des Domherrn Franz von Prag [Wien 1875; Fontes rerum Austriacarum I, 8] S. 52.

der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt.
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt.
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
"Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

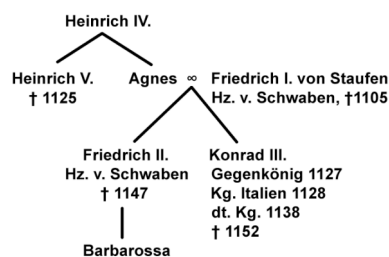
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß auch ich noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

Diese Ballade von Friedrich Rückert aus dem Jahre 1817 zeigt Kaiser Friedrich Barbarossa, wie man ihn kennt, auch wenn man von Geschichte wenig Ahnung hat: als den Herrscher, der wie kein anderer die mittelalterliche deutsche Kaiserherrlichkeit verkörperte, den Höhepunkt einer glanzvollen und zugleich romantischen Geschichtsepoche, nicht ohne nationale Züge, die man auf Mittelaltermärkten wiederaufleben lassen möchte und in einschlägigen Romanen schildert. Das ist alles nicht ganz falsch, aber eben auch nicht ganz richtig – wobei der Umstand, daß die Gestalt im Kyffhäuser ursprünglich gar nicht Friedrich Barbarossa, sondern sein gleichnamiger Enkel Friedrich II. war, noch der harmloseste Irrtum ist. Man kann einen solchen Mythos nämlich auch politisch mißbrauchen, wie wir am En-

de des Kapitels näher betrachten wollen, aber zunächst bleiben wir noch im Mittelalter.

Wir haben das 7. Kapitel mit dem Tode Heinrichs V. abgeschlossen, und so müssen wir der glanzvollen Regierung Friedrich Barbarossas zwei weniger glanzvolle Regierungen vorausgehen lassen, diejenige Lothars III. und Konrads III.

Heinrich V. war am 23.5.1125 ohne Nachkommen gestorben. Die größte Königsnähe und damit den besten Anspruch auf die Nachfolge wies deshalb die schwäbische Familie der Hohenstaufen oder Staufer auf – im Ausland sagt man meistens Hohenstaufen, in Deutschland gewöhnlich Staufer –, denn der aus ihr stammende Herzog Friedrich I. von Schwaben hatte die Schwester Heinrichs V. geheiratet:



Herzog Friedrich II. von Schwaben rechnete also damit, König zu werden, aber es kam anders. Erzbischof Adalbert von Mainz setzte für den 24.8.1125 ein Wahlversammlung an und erklärte zugleich, die Wahl solle auf den bestgeeigneten Kandidaten fallen, auch wenn dieser nicht aus der Familie des verstorbenen Königs stamme. Dieses postulierte "Idoneitätsprinzip" war eine Übertragung kirchlicher Rechtsvorstellungen auf die Königswahl, denn bislang war es gerade die Verwandtschaft mit dem Vorgänger, die einen Kandidaten als besonders geeignet erscheinen ließ. Das sollte jetzt also nicht mehr im Vordergrund stehen, sondern es sollten die persönlichen moralischen Qualitäten den Ausschlag geben, und deshalb wurden neben dem Herzog von Schwaben noch drei weitere Kandidaten benannt: der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Österreich und der Graf von Flandern.

Es gibt einen ausführlichen Bericht über die Wahl von 1125, der aber als nicht ganz zuverlässig gilt, weil er vor allem nachträglich die Vorgänge rechtfertigen will. Demnach wurde eine Wahlkommission aufgestellt, die aus je zehn Vertretern der vier Stämme Franken, Bayern, Sachsen und Schwaben bestand. Die Kandidaten sollten sich verpflichten, deren Spruch anzuerkennen. Der Herzog von Schwaben wollte darüber aber erst mit seinen Anhängern beraten; auch die Bayern hatten Bedenken. Deshalb ließ der Mainzer Erzbischof am nächsten Tag überfallartig sofort die Wahl durchführen: sie fiel auf Herzog Lothar von Sachsen, den die Franken und Sachsen und auch Bayern anerkannten. Der Preis für die Zustimmung Herzog Heinrichs von Bayern war die Hand der Tochter des neuen Königs.

Die Schwaben erkannten die Wahl Lothars nicht an, sondern sie taten das, was man im Mittelalter in einem solchen Fall immer tut: sie versuchten, an einem anderen Ort eine bessere Wahl zustande

zu bringen. So wurde 1127 Konrad, der Bruder des Herzogs, zum König gewählt. Er konnte sich aber nicht durchsetzen, sondern mußte nach Italien ausweichen, wo er sich 1128 in Mailand zum lombardischen König krönen ließ. Aber schließlich mußte er doch seinen Widerstand aufgeben.

Lothar III. verdankte seine Wahl also wesentlich den geistlichen Fürsten. Sie gilt in der Geschichte der deutschen Königswahl als erste "freie" Wahl ohne Traditionsbindung, aber wir werden noch sehen, daß dieser Gedanke, der wie gesagt aus dem kirchlichen Recht stammt, noch keineswegs allgemein anerkannt war. Der nächste Schritt für Lothar war der Erwerb der Kaiserkrone. Dabei gab es allerdings ein Problem: seit 1130 bestand ein Schisma zwischen den Päpsten Anaklet II. und Innozenz II. Wer von beiden rechtmäßig gewählt war, ist bis heute ungeklärt, aber auf die Détails kann ich hier nicht näher eingehen.

Das Schisma wurde auch nie beendet, sondern Innozenz II. setzte sich letztlich deswegen durch, weil er seinen Konkurrenten überlebte, der 1138 starb. Daß Innozenz II. so lange durchhalten konnte, hatte er im wesentlichen König Lothar zu verdanken. Dieser unternahm 1132/3 und noch einmal 1136/7 einen Italienzug zur Unterstützung Innozenz' II. Auf dem ersten Zug empfing er von ihm am 4.6.1133 die Kaiserkrone. Allerdings war die Peterskirche von König Roger II. von Sizilien, der den anderen Papst unterstützte, besetzt, den Lothar auch nicht vertreiben konnte, so daß man auf den Lateran ausweichen mußte.

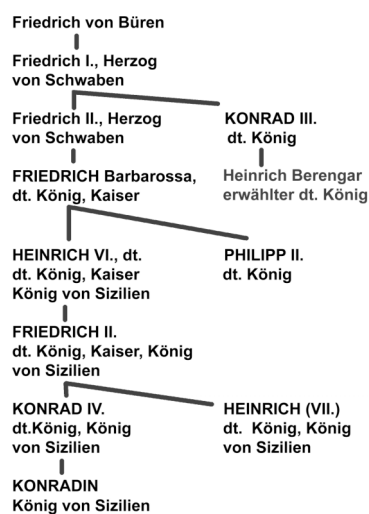
Der zweite Italienzug wurde schnell beendet, was auch daran lag, daß Lothar mit über 60 Jahren schon ein alter Mann war und dann auch am 4.12.1137 gestorben ist, und zwar in Breitenwang bei Reutte in Tirol, also schon diesseits des Alpenkamms, aber doch noch auf dem Rückweg. Begraben ist er in Königslutter in Niedersachsen, das nach ihm einen Namen hat.

Und nun scheint die Geschichte in eine Art Zeitschleife geraten zu sein, denn bei der Wahl von Lothars Nachfolger spielen sich Ereignisse ab, die den Teilnehmern wie ein Déjàvue-Erlebnis der Vorgänge von 1125 erscheinen mußten. Der aussichtsreichste Kandidat sollte eigentlich der Schwiegersohn des Kaisers sein, der bayerische Herzog Heinrich, dem Lothar kurz vor seinem Tode auch noch sein eigenes Herzogtum Sachsen übertragen hatte. Es kam aber anders, denn die Staufer waren schneller. Die eigentlich für Pfingsten vorgesehene Wahl wurde auf dem 7. März vorgezogen, und gewählt wurde jener Konrad, der ab 1127 erfolglos als Gegenkönig agiert hatte.

Konrad fand umgehend allgemeine Anerkennung, so daß sich auch Heinrich, der Doppelherzog von Sachsen und Bayern, dem *fait accompli* beugen mußte. Es wäre zu erwarten gewesen, daß er nun als Gegenkönig auftrat, aber er hatte keine Chance dafür. Warum er das nicht konnte, erkennt man, wenn man seine Person betrachtet: er trägt in der Geschichtsschreibung den Beinamen "der Stolze", und in stolzer und hochfahrender Weise ging er in der Tat mit seinen Zeitgenossen um, auch mit seinen fürstlichen Standesgenossen. Selbst mit dem Papst war er auf Lothars Italienzügen aneinander

geraten. Der Hochmut, die *superbia*, ist eine der sieben Todsünden; er ist die Eigenschaft, die am Anfang der Schöpfung zum Sturz Luzifers geführt hatte, weil dieser Gott nicht dienen wollte.

Mit Konrad III. und Heinrich dem Stolzen haben wir nun Vertreter der beiden Familien vor uns, deren Konkurrenz für die folgenden 80 Jahre die deutsche Geschichte beherrschen sollte, der Staufer und der Welfen. Dabei waren die Staufer eigentlich Parvenues, deren Stammbaum sich über den Großvater des neuen Königs hinaus nicht verfolgen läßt. Sie nahmen einen kometenhaften Aufstieg, und erloschen dann in der 8. Generation schon wieder nach 130 Jahren mit dem unglücklichen Konradin; wir kommen auf ihn zurück. In diesen acht Generationen finden wir aber nicht weniger als 9 Könige und 3 Kaiser.



Die Welfen waren dagegen eine alte, europaweit verzweigte Familie, die schon zur Karolingerzeit nachweisbar ist – ich erinnere an die Welfin Judith, die zweite Gemahlin Ludwigs des Frommen –, die es aber nur ein Mal auf den Königsthron schaffte, was dann aber in einer Katastrophe endete, aus der die Staufer sie retten mußten; mehr dazu in späteren Kapiteln. Sie haben aber überlebt, erbten Anfang des 18. Jahrhunderts sogar das Königreich England und weisen heute noch schlagkräftige Vertreter auf.

Konrad III. war nun also König, aber im Vergleich zu dem Doppelherzog Heinrich dem Stolzen, der mit Sachsen und Bayern die beiden wichtigsten Territorien beherrschte, eigentlich doch nur ein Königin, das zu tatkräftiger Politik kaum in der Lage war. Aus dieser vertrackten Situation versuchte er auf juristische Weise zu entkommen: er ließ durch ein Fürstenweistum den Grundsatz aufstellen, niemand dürfe zwei Herzogtümer gleichzeitig innehaben, und forderte Heinrich den Stolzen auf, auf eines seiner beiden Herzogtümer zu verzichten. Ob es einen solchen Rechtsgrundsatz wirklich gab, ist eine durchaus offene Frage, die wir hier aber nicht im Détail erörtern können. Heinrich weigerte sich, dem Spruch Folge zu leisten, und daraufhin erklärte der König ihn in beiden Herzogtümern für abgesetzt. Als neue Herzöge bestellte er in beiden Fällen die wichtigsten Markgrafen, nämlich für Sachsen den Askanier Albrecht

den Bären und für Bayern den Babenberger Leopold, dem schon kurz danach sein Sohn Heinrich Jasomirgott nachfolgte.

Es kam aber, wie es kommen mußte: keiner der beiden Herzöge von Königs Gnaden konnte sich in seinem neuen Herzogtum wirklich durchsetzen. Besonders in Sachsen, wo die Witwe Kaiser Lothars, Richenza, energisch für die Interessen ihres Schwiegersohns und damit auch ihres Enkels eintrat, blieb die Herzogswürde Albrechts des Bären eine bloße Fiktion. Konrad III. mußte deshalb auch bald nachgeben und schon 1142 die Welfen restituieren. In Bayern blieb dagegen alles in der Schwebe. Der eben erwähnte Enkel der Kaiserinwitwe hieß übrigens wie sein Vater Heinrich, mit Beinamen "der Löwe"; er wird uns gleich noch wieder begegnen.

Um so erstaunlicher erscheint es, daß sich Konrad III. dem 2. Kreuzzug anschloß. Auch wenn wir ihm eine ehrliche religiöse Motivation dafür nicht zugestehen wollen (wozu wir aber nicht berechtigt sind), war es dennoch eine kluge politische Entscheidung. Das klingt auf den ersten Blick widersinnig, aber bedenken Sie: der erste Kreuzzug war außerordentlich erfolgreich verlaufen; warum sollte es auf dem zweiten Kreuzzug anders sein? Ein erfolgreicher Kreuzfahrer hätte aber nach seiner Rückkehr nach Deutschland eine so gesteigerte Autorität besessen, daß sich die heimatlichen politischen Probleme quasi von selbst gelöst hätten.

Es kam wieder einmal anders, denn der zweite Kreuzzug war eine einzige Blamage. Konrad III. hat dann noch seinen Sohn Heinrich Berengar zum Mitkönig und Nachfolger wählen lassen, aber der junge Mann starb noch vor seinem Vater. Schließlich plante er den Romzug zur Kaiserkrönung, aber da war es schon zu spät, und er selbst starb kurz vor dem festgesetzten Aufbruchstermin am 15.2.1152. Im Grunde war ihm nichts wirklich gelungen, und Horst Fuhrmann charakterisiert seine Regierungszeit treffend als "Königtum ohne Glanz".

Das änderte sich schon drei Wochen später. Die jüngere Generation kam offenbar zu der Einsicht, daß aus der verfahrenen Situation zwischen Staufern und Welfen nur ein Kompromiß herausheilen konnte. Und dieser Kompromiß, der zweifellos schon vor der Wahl in allen wesentlichen Punkten ausgehandelt war, sah so aus: gewählt wurde ein Staufer, Friedrich, der Neffe Konrads III., der aber eigentlich ein halber Welfe war, denn seine Mutter stammte aus dieser Familie.



Im Gegenzug erhielt Heinrich der Löwe als Herzog von Sachsen freie Hand bei allen Unternehmungen, das Reich nach Osten auf slawisches Gebiet hin zu erweitern. Nach erfolgter Kaiserkrönung Friedrichs sollte er auch Bayern zurückerhalten. Entsprechend verliefen die Wahl in Frankfurt/Main am 4.3. und die Krönung in Aachen

am 9.3.1152 problemlos. Die Kaiserkrönung lief nicht ganz so glatt, denn zunächst starb Barbarossa der Papst weg, und mit dem Nachfolger mußte neu verhandelt werden, und direkt nach der Krönung am 18.6.1155 kam es zu einem Aufstand der Römer, der blutig niedergeschlagen werden mußte, wobei sich übrigens Heinrich der Löwe hervortat.

Bei dieser oder einer späteren Gelegenheit sah der Italiener Acerbus von Morena die deutschen Fürsten und hat sie in seiner Chronik portraitiert, mit traditionellen Formulierungen, aber auch mit einigen individuellen Zügen:⁶ *Imperator ... mediocriter longus erat, pulcre stature ... alba facie rubeo colore suffusa, capillis quasi flavis et crispis, hilari vultu, ut semper ridere velle putaret, dentibus candidis, pulcheribus manibus, ... tardus ad iracundiam, ... velocis ingenii ...* (Der Kaiser war von mittlerer Größe und schöner Gestalt. Er hatte ein weißes Gesicht und errötete leicht. Die Haare waren fast gelb und gekräuselt. Sein Antlitz war heiter, so daß aussah, als wolle er ständig lachen. Er hatte weiße Zähne und schöne Hände. Er geriet nur selten in Zorn und war von rascher Auffassungsgabe.) Wir vermissen natürlich den roten Bart, aber vielleicht hat er sich den ja erst später wachsen lassen.

Über Heinrich den Löwen lesen wir: *Henricus dux Saxonie ... erat mediocriter magnus, ... oculis magnis et nigris, capillis quoque quasi nigris, alti cordis, in divitiis et potentia pollens ...* (Herzog Heinrich von Sachsen war mittelgroß. Er hatte große Augen und fast schwarze Haare. Er war hochgemut und rühmte sich seiner Reichtümer und seiner Macht.)

Und jetzt noch Otto von Wittelsbach, wobei der italienische Autor mit dem deutschen Wort "Pfalzgraf" so seine Probleme hatte: *Otto comes palatinus de Guitelenspac, qui et pallizusgravus dicebatur, erat magne stature, ... spissa membra habens, ... longis capillis quasi quasi nigris, oculis magnis, facie lunga et rubicunda ...* (Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der *pallizusgravus* genannt wurde, war sehr groß und hatte kräftige Gliedmaßen, lange fast schwarze Haare, große Augen und ein langes rotes Gesicht.) Letzteres läßt auf ein heftiges Temperament schließen.

Aus Italien zurückgekehrt, ging der Kaiser das Problem Bayern an. Auch das lief nicht ganz so glatt, denn der Babenberger Heinrich Jasomirgott wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, sein Herzogtum Bayern aufzugeben. Deshalb mußte schließlich ein Kompromiß gefunden werden, zu dem auch Heinrich der Löwe beizutragen hatte. Barbarossa erhob die Markgrafschaft Österreich, also das bayerische Grenzterritorium gegen die Ungarn, das dem heutigen Bundesland Niederösterreich entspricht, zu einem eigenen, von Bayern getrennten Herzogtum unter den Babenbergern als Herzögen. Das restliche Bayern erhielt Heinrich der Löwe zurück.

Dieser Vorgang wurde in typisch mittelalterlicher Weise durch eine ausgeklügelte Belehnungsszene während eines Reichstags bei Regensburg optisch sichtbar gemacht, wie wir dem Bericht Ottos von Freising mit allen Détails entnehmen können. Zunächst übergab der

⁶ MGH SSrerGerm N. S. 7, S. 167–170.

Babenberger sein Herzogtum symbolisch durch sieben Fahnen dem Kaiser; dieser gab dieselben sieben Fahnen Heinrich dem Löwen; dann gab dieser zwei der sieben Fahnen an den Kaiser zurück, der sie nun dem Babenberger überreichte.

Da letzterer bei dem ganzen Handel entschieden das schlechtere Geschäft machte, wurde ihm der Verzicht noch durch Privilegien versüßt, die damals zwar nicht völlig neu, aber doch ungewöhnlich waren. Das wichtigste Privileg war dabei die Möglichkeit der weiblichen Erbfolge, was der Idee des Lehnsrechtes eigentlich widerspricht, denn dabei handelt es sich ja ursprünglich um ein militärisches Treueverhältnis. Darüber hinaus erhielt die neue Herzogsdynastie das sog. *ius affectandi*, d.h. sie durfte im Falle der völligen Kinderlosigkeit selbst einen anderen zum Erben bestimmen. Da diese Privilegien wie gesagt noch sehr ungewöhnlich waren, wurden sie in einer Urkunde niedergelegt. Für die Belehnung selbst war eine schriftliche Fixierung im 12. Jahrhundert weder üblich noch erforderlich. Diese Zusatzurkunde trägt in der Geschichtswissenschaft den Namen *privilegium minus*, das kleinerer Privileg. Wenn es ein kleineres Privileg gibt, muß er logischerweise auch ein größeres Privileg geben, aber das werde ich im 17. Kapitel erläutern. Dann erfahren Sie auch, warum ich Ihnen jetzt keine Abbildung der Urkunde zeige.

Heinrich dem Löwen dürfte der Verzicht auf Österreich auch deshalb nicht übermäßig schwer gefallen sein, weil er sich überhaupt nur wenig für Bayern interessierte, das ihm als Territorium im Innern des Reiches keine Aktionsmöglichkeiten nach außen bot; in Sachsen war das, wie vorhin schon erwähnt, anders. Nur eine Maßnahme des Herzogs in Bayern darf ich nicht übergehen, nämlich die Gründung Münchens.

Die alte Römerstraße von Augsburg nach Wels überquerte bei Föhring (heute Oberföhring), gut 20 km südlich von Freising, die Isar. Die Straße war auch im Mittelalter von Bedeutung, weil auf ihr das Salz aus den Alpen in Richtung Schwaben transportiert wurde. Föhring war bereits in karolingischer Zeit im Besitz der Freisinger Kirche, die die hölzerne Brücke instand hielt und dort einen Markt und eine Münzstätte besaß. Für die Benutzung mußte, wie das im Mittelalter üblich war, Brückenzoll bezahlt werden – eine wichtige Einnahmequelle des Freisinger Bischofs.

Diese Brücke ließ nun Heinrich der Löwe im Frühjahr 1158 überfallen und niederbrennen. Die Salzstraße verlegte er einige Kilometer weiter südlich zu einem bis dahin völlig unbedeutenden Ort auf herzoglichem Gebiet namens *Munichen*. Der Bischof führte über den Gewaltakt Klage vor dem Kaiser, aber dieser, der damals noch in bestem Einvernehmen mit Heinrich lebte und dieses Einvernehmen nicht gefährden wollte, verschaffte dem Bischof kein Recht, sondern zwang ihm einen Kompromiß auf: er erhielt forthin ein Drittel der herzoglichen Einnahmen aus Zoll und Münze. Die Urkunde, die darüber ausgestellt wurde, sieht so aus:

Es ist also schon etwas eigenartig, wenn die Stadt München heute den Jahrestag dieser Urkunde als fröhliches Brückenfest begeht und die Brücke dabei zum Symbol von Verbindung und Einigkeit hochstilisiert.

Aber zurück zu Friedrich Barbarossa. Seinem ersten Italienzug zur Kaiserkrönung folgten im Laufe der Jahrzehnte noch fünf weitere Züge. Damit stellt sich erneut die Frage, die wir schon bei Otto dem Großen angesprochen haben – Stichwort: Sybel-Ficker-Streit –, ob dieses Engagement in Italien im deutschen Interesse lag oder ob sich der König nicht besser auf den Ausbau des eigenen Landes konzentriert hätte. Barbarossa kann man hier die Handlungsweise Heinrichs des Löwen entgegenhalten, der sich für Italien nicht interessierte, sondern gegen die Slawen jenseits der Elbe kämpfte, teils in den 1140er Jahren in Form eines regelrechten Kreuzzuges, und dort 1154 das Bistum Ratzeburg, 1158 das Bistum Schwerin gründete. Ich lasse die Frage hier offen, verweise aber darauf, daß das Engagement in Italien in der gebieterischen Tradition sowohl Karls des Großen als auch Ottos des Großen stand.

Das Verhältnis des Kaisers zu Papst und Kurie erwies sich auf die Dauer als ziemlich schwierig. Es gab an der Kurie zwei Parteien: eine, die für eine politische Zusammenarbeit mit dem Kaiser eintrat, und eine andere, die die Selbständigkeit der Kurie zu bewahren und zu steigern wünschte. Ein Zwischenfall zeigte schlaglichtartig das Problem. Der schwedische Erzbischof Eskil von Lund befand sich auf dem Rückweg von Rom, wo ihm der Papst bedeutende Privilegien erteilt und unter anderem den Primat über Schweden verliehen hatte. Dies war ein bewußt unfreundlicher Akt gegenüber dem Reich, denn der Erzbischof von Bremen besaß oder beanspruchte zumindest schon seit langem die Primatrechte über ganz Skandinavien. Als der Schwede durch Burgund kam, wurde er gefangengenommen. Ob dies mit oder ohne Wissen des Kaisers geschah und ob Heinrich der Löwe, der als Herzog von Sachsen an der Sache besonders interessiert war, seine Hände im Spiel hatte, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Papst erfuhr selbstverständlich von der Gefangennahme des Erzbischofs und schrieb sofort an den Kaiser, um die Freilassung Eskils zu erwirken. Barbarossa reagierte offenbar nicht darauf. Deshalb sandte der Papst zwei Kardinallegaten zum Kaiser, den Kanzler der römischen Kirche Roland Bandinelli und einen weiteren Kardinal namens Bernhard.

Sie trafen Barbarossa an, als er in Besançon im Oktober 1157 einen Reichstag abhielt. In Anwesenheit der Fürsten überreichten sie auch ein Schreiben des Papstes, das der Kaiser durch seinen Kanzler Rainald von Dassel verlesen und übersetzen ließ. Der Papst beklagt sich einleitend über die Untätigkeit des Kaisers, die um so unverständlicher sei, da er, der Papst, sich nicht der geringsten Unfreundlichkeit ihm gegenüber bewußt sei. Vielmehr habe er ihn stets mit äußerstem Wohlwollen behandelt. "Du mußt dir nämlich", ich zitiere jetzt wörtlich, "vor Augen führen, ruhmreichster Sohn, wie gern und freudig dich in einem früheren Jahr die heilige Mutter Kirche empfangen hat, mit welcher herzlicher Liebe sie dich behandelt hat, welche Fülle der Würde und Ehre sie dir hat zuteil

werden lassen und wie sie sich, indem sie dir bereitwilligst die Insignie der Kaiserkrone verlieh, bemüht hat, in ihrem allgütigen Schoß deine Größe und Erhabenheit zu erhöhen. Wir bereuen es nicht, die Wünsche deines Willens in allem erfüllt zu haben, sondern, wenn deine Hoheit auch noch größere Wohltaten aus unserer Hand empfangen hätte, wenn das möglich wäre, ... würden wir uns mit Recht darüber freuen."

An dieser Stelle brach in der Versammlung ein ungeheurer Tumult los. Was war geschehen? An der Stelle, wo es heißt "wenn deine Hoheit noch größere Wohltaten aus unserer Hand empfangen hätte", steht im Lateinischen das Wort *beneficium*. Dieses Wort ist nun im Lateinischen ein ziemlich vieldeutiger Ausdruck: es kann ganz allgemein "Wohltat" bedeuten – *bene facere* –, es kann aber auch als juristischer Terminus verwendet werden und hat dann die Bedeutung "Lehen" oder "Pfründe". Der weitere Verlauf der Angelegenheit läßt nun erkennen, daß Rainald von Dassel *beneficium* tatsächlich hier mit "Lehen" übersetzt hat. Der Papst hat also in der Version Rainalds geschrieben: "Wir haben dir die Kaiserkrone verliehen, und es würde uns nicht reuen, wenn wir dir noch größere Lehen übertragen hätten." Damit ist das Kaisertum als Lehen des Papstes bezeichnet, und das ist nun wirklich eine Ungeheuerlichkeit – jedenfalls in der Mitte des 12. Jahrhunderts und gegenüber einem Friedrich Barbarossa.

Versuche von Seiten der Kurie, das Verhältnis zwischen Papst und Kaiser irgendwie in dieser Richtung zu deuten, gab es bereits. Rahewin, dessen Darstellung ich im wesentlichen folge, berichtet, damals in Besançon hätten sich viele an ein berühmtes Gemälde im Lateranspalast in Rom erinnert. Hier eine Nachzeichnung aus dem 16. Jahrhundert:



Dort ist die Kaiserkrönung Lothars dargestellt, und im begleitenden Text heißt es: *Homo fit pape* – "Er wird Lehnsman des Papstes." Nun ist Lothar tatsächlich ein lehnsähnliches Verhältnis zum Papst eingegangen, aber selbstverständlich nicht für das Kaisertum, sondern für die das Erbe der Markgräfin Mathilde von Tuszien, und auch nicht Lothar selbst, sondern sein Schwiegersohn an seiner Statt hat die Lehnshuldigung geleistet; aber in – man ist geneigt zu sagen: journalistischer Vergrößerung – kam das heraus, was im Lateran geschrieben stand.

Rainald von Dassel war seit dem Mai 1156 Kanzler Barbarossas. In dieser Rolle zeigte er Tatkraft und Intelligenz, aber er erwies sich doch als ausgesprochener politischer Scharfmacher, der des öfteren mögliche Kompromißlösungen verhinderte und dabei mitunter selbst Barbarossa überspielte; er war gewissermaßen kaiserlicher als der Kaiser. Man kann beobachten, daß Barbarossa später, als der Kanzler nicht mehr am Leben war, vieles durch kluge Verhandlungs- und Verständigungspolitik erreicht hat, wo der Kanzler die Dinge übers Knie brechen wollte und dabei scheiterte. Diese Rolle Rainalds war auch an der Kurie wohlbe-

kannt. In dem schon zitierten Brief vermutet der Papst, Barbarossa sei zu seiner Haltung "durch die Einflüsterung eines bösen Menschen, der Unkraut sät" – *suggestione perversi hominis zizania seminantis*, veranlaßt worden; man vermutet wohl nicht zu Unrecht, daß damit Rainald gemeint ist. Rainald war es übrigens auch, der sich 1164 aus der Mailänder Kriegsbeute von Barbarossa die Reliquien der Heiligen Drei Könige schenken ließ und nach Köln brachte.

Aber zurück nach Besançon. Wir haben die beiden Legaten nämlich in einer sehr gefährlichen Situation zurückgelassen. Die Erregung, die der Brief in Rainalds Übersetzung hervorrief, war ungeheuer, und Kardinal Roland goß noch Öl ins Feuer, indem er provozierend fragte: "Von wem hat er denn das Kaisertum, wenn er es nicht vom Papst hat?" Diese Frage versetzt den bayerischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach so in Erregung, daß er mit gezogenem Schwert auf den Kardinal losgeht. Der Kaiser selbst muß die Legaten schützen. Der Papst ruderte schließlich zurück und interpretierte das Wort *beneficium* ganz harmlos als "Wohltat" ohne irgendwelche Hintergedanken.

Der Vorfall war aber nur der Auftakt zu noch dramatischeren Ereignissen. Am 1. September 1159 starb Papst Hadrian IV., jener, der Barbarossa zum Kaiser gekrönt hatte. Aus der Neuwahl gingen am 7. September **zwei** Päpste hervor; es entstand also ein Schisma. Einer der beiden rivalisierenden Päpste war aber niemand anderer als Roland Bandinelli, den wir soeben in Besançon kennengelernt haben. Zur Beilegung des Schismas war selbstverständlich in erster Linie der Vogt der römischen Kirche, der Kaiser Friedrich Barbarossa aufgerufen. Das gelang ihm aber nicht, so daß sich Kirchengeschichte und Italienpolitik verhängnisvoll miteinander verquickten, was ich aber im einzelnen nicht schildern will.

Die Italienpolitik Barbarossas war es auch, die schließlich zum Bruch zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen führte. Das Stichwort lautet hier: Chiavenna. Anfang 1174 benötigte Barbarossa in einer militärisch kritischen Situation die Truppenhilfe des baye-risch-sächsischen Herzogs in Italien. Der Herzog war dazu formalrechtlich nicht verpflichtet – eine solche Verpflichtung bestand nur für den Romzug zur Kaiserkrönung –, aber moralisch gesehen durfte er den Kaiser nicht im Stich lassen. Es kam zu einer Begegnung der beiden eben in Chiavenna, einer kleinen Stadt im äußersten Norden Italiens, 15 km nördlich des Comer Sees. Anwesend sind außer Friedrich und Heinrich auch die Kaiserin Beatrix und ein Truchseß des Herzogs namens Jordan und weitere Personen.

Das Gespräch nimmt einen lebhaften Verlauf, denn der Herzog stellt für seine Hilfe unverschämt hohe Gegenforderungen. Schließlich bittet der Kaiser den Herzog in einer dramatischen Geste um seine Hilfe; wahrscheinlich hat er vor ihm einen Kniefall gemacht. Als der Herzog, nun doch überrascht, den Kaiser aufheben will, soll der besagte Truchseß gesagt: "Laßt ihn liegen! Wenn die Kaiserkrone vor Eure Füße kommt, kommt sie eines Tages auch auf Euer Haupt." Damit sind die Verhandlungen geplatzt; Barbarossa ent-

schließt sich zu einem Kompromißfrieden in Italien. Die Kaiserin soll in Chiavenna noch gesagt haben: "Mein Herr, vergiß nie, was hier geschehen ist!"

Ob es sich genau so abgespielt hat, wissen wir nicht. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Szene folgendermaßen vor:



Der Herzog, rechts im Bild, hält es also nicht einmal für nötig, vom Pferd abzusteigen. Ich weiß nicht, ob es eine Oper über Barbarossa und Heinrich den Löwen gibt; es ist schade, daß niemand Verdi dieses Sujet vorgeschlagen hat.

Die Begegnung von Chiavenna ist aber ein Lehrstück für die Quellenkritik. Es gibt nicht weniger als neun unabhängige Berichte darüber, die aber alle den Nachteil haben, erst entstanden zu sein, als die Folgen von Heinrichs Weigerung bereits sichtbar geworden waren. Heinrich dem Löwen war es nämlich gelungen, in seinen beiden Herzogtümern zum bestgehaßten Fürsten des Mittelalters zu werden. Die *nota superbia*, der typische Hochmut der Welfen, der schon seinem Vater den Beinamen gegeben hatte, war nämlich auch ihm zu eigen, aber solange das Arrangement Heinrichs mit Barbarossa funktionierte, konnte niemand etwas gegen ihn ausrichten.

Damit war es jetzt vorbei, und der Kaiser lieh den Anklagen des sächsischen Adels gegen ihn sein Ohr. Es kam zum Prozeß gegen ihn, der schließlich 1180 mit dem Absetzungsurteil für beide Herzogtümer endete. Damit war Heinrich der Löwe ein Herzog ohne Land, der zeitweise sogar nach England ins Exil gehen mußte. Sein eigenes Selbstverständnis zeigen sehr schön seine Siegel:

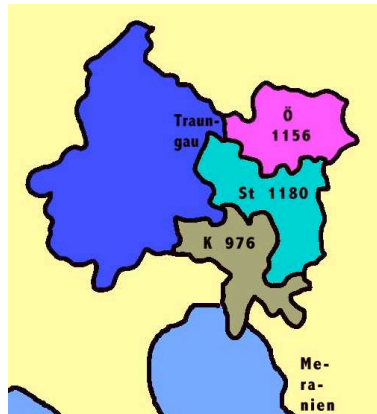


Sie sehen links sein Siegel als Doppelherzog mit der Umschrift *HEINRICVS DEI GRACIA DVX BAWARIE ET SAXONIE*. Das rechte Siegel führte er nach 1180: der Reiter ist seinem Symboltier, dem Löwen gewichen, und die Umschrift lautet nur noch: *SIGILLVM HENRICI DVCIS*, ohne Angabe eines Landes.

Anders als 1138, als Konrad III. Heinrich den Stolzen abgesetzt hatte, rührte sich jetzt keine Hand für den Welfen. Barbarossa konnte die Herzogtümer also neu vergeben, aber er setzte nicht zwei neue Herzöge ein, sondern er zerteilte sie zusätzlich noch. Das Herzogtum Sachsen erhielt zur Hälfte Bernhard III., der Sohn Albrechts des Bären, und zur anderen als Herzogtum Westfalen der Erzbischof von Köln.

In Bayern würde man eigentlich erwarten, daß die Babenberger wieder in ihre Rechte, die sie ja 1156 gezwungenermaßen hatten aufgeben müssen, restituiert würden, aber das geschah nicht. Vielmehr ließ der Kaiser das Herzogtum Österreich bestehen und setzte in Bayern den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach als neuen Herzog ein, wobei er von Bayern außerdem noch die Steiermark als eigenes Herzogtum unter den dortigen Markgrafen als Herzögen abtrennte. Das wittelsbachische Bayern umfaßte also – man übersieht das ger-

ne – nur noch die Hälfte des ursprünglichen Bayern, wie es etwa seinerzeit Heinrich Porphyrogenitus innegehabt hatte:



Die Politik Barbarossas, unterhalb des Königtums nicht wenige große, sondern viele kleine Territorien zu errichten, hatte also durchaus Methode.

Kommen wir noch einmal kurz auf Chiavenna zurück. Die vorhin erwähnten neun Quellen sind folgende:

1. die Paderborner Annalen um 1182;
2. die Marbacher Annalen um 1184;
3. die Chronik des Giselbert von Mons um 1196;
4. die Chronik des Arnold von Lübeck um 1209/12;
5. die Chronik des Otto von St. Blasien, nach 1209;
6. die Chronik des Burchard von Ursberg, um 1230;
7. die Chronik von Lauterberg, ebenfalls um 1230;
8. die Chronik des Eike von Repgow, um 1240;
9. die Chronik des Albert von Stade, nach 1240.

Sie sind also alle nach dem Sturz Heinrichs des Löwen niedergeschrieben und zeigen, daß die Mahnung der Kaiserin, nicht zu vergessen, Erfolg hatte. Mehr noch: wie wir im nächsten Kapitel hören werden, wurde der Sohn Heinrichs des Löwen 1198 tatsächlich zum deutschen König gewählt (wenn auch im Zwiespalt mit dem Staufer Philipp von Schwaben), so daß sich auch der Truchseß als gutinformierter Prophet erweist, was aber von der 4. Quelle an nicht verwunderlich ist.

Nach dem Sturz Heinrichs des Löwen sehen wir Friedrich Barbarossa auf dem Gipfel seiner Macht und die mittelalterliche Kaiserherrlichkeit in ihrem höchsten Glanze. Dieser Glanz zeigt sich etwa darin, daß der Kaiser für das Aachener Münster einen Radleuchter stiftete, der dort heute noch zu sehen ist:



Ich zeige Ihnen auch gleich noch sein Goldsiegel, wenn auch die Abbildung nicht sehr gut ist:



Schon 1169 hatte er problemlos seinen ältesten Sohn Heinrich zum Mitkönig wählen lassen, für den er 1184 eine äußerst vorteilhafte Ehe aushandelte, aber dazu mehr im nächsten Kapitel. Den Höhepunkt seiner Regierungszeit bildet der Mainzer Hoftag von 1184, auf dem neben vielen Staatsgeschäften auch die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne gefeiert wurde. Er dürfte das Vorbild praktisch aller Schilderungen von Hoftagen in den deutschen Ritterromanen bilden.

Hier die bekannteste Abbildung des Kaisers mit seinen beiden ältesten Söhnen Heinrich (links mit der Krone) und Friedrich:



In medio prolis residet pater imperialis (immitten seiner Nachkommenschaft thront der kaiserliche Vater) lesen wir am oberen Rand in Form eines Hexameters mit Binnenreim.

Danach konnte eigentlich nur noch die Apotheose des Kaisers folgen. Und diese Apotheose war der 3. Kreuzzug. Anlaß dieses Unternehmens war die christliche Niederlage in der Schlacht von Hattin am 3./4.7. 1187 gegen den Sultan Saladin. Infolge der Niederlage fiel fast das gesamte Königreich Jerusalem in muslimische Hand, auch am 2.10.1187 die namensgebende Stadt Jerusalem selbst. Nur ein ganz schmaler Küstenstreifen blieb in christlicher Hand. Sowohl der Kaiser als auch die Könige von Frankreich und England setzten daraufhin einen neuen Kreuzzug in Gang, wobei der deutsche ein Jahr früher begann als die westeuropäischen Unternehmungen.

Wir dürfen unterstellen, auch wenn es dafür keinen direkten Quellenbeleg gibt, daß Barbarossa, der 1189 immerhin 67 Jahre alt war, nach einem Erfolg des Unternehmens nicht nach Hause zurückkehren, sondern in Jerusalem sein Leben beschließen wollte. Zur Vorbereitung des Zuges hielt der Kaiser am 27. März 1188 in Mainz einen Hoftag ab, der als "Hoftag Jesu Christi" in die Geschichte einging: der Thron des Kaisers blieb leer, auf ihm nahm virtuell Christus selber Platz und leitete durch seinen irdischen Stellvertreter, den Kaiser, die Versammlung.

Neben dieser spirituellen Vorbereitung war der Zug auch im irdischen Bereich gut organisiert. Barbarossa hatte den Vorteil, von seiner Teilnahme am 2. Kreuzzug her genau zu wissen, worauf er sich einließ und wo eventuell Probleme auftauchen konnten. Zudem war seine Autorität unbestritten; es gab deshalb unterwegs auch nur geringe Probleme. Als seinen Stellvertreter in der Heimat ließ er seinen ältesten Sohn, den schon zum Mitkönig und Nachfolger erhobenen Heinrich VI., zurück. Sein zweitältester Sohn Herzog Friedrich begleitete ihn auf den Kreuzzug.

Das Unternehmen startete im Mai 1189 in Regensburg und kam am 15./16. Mai durch Passau. Dort schlossen sich ihm der Passauer Bischof Diepold und der Passauer Domdekan Tageno an; letzterer hat während des Kreuzzuges ein Tagebuch geführt, das erhalten ist. Das Heer überwinterte in Adrianopel, dem heutigen Edirne, und kam im Juni 1190 an die Mittelmeerküste bei Seleukia.



In diesen Zusammenhang gehört übrigens die Ballade von Ludwig Uhland "Schwabenstrieche":

"Als Kaiser Rotbart lobesam
 Ins Heil'ge Land gezogen kam,
 Da muß' er mit dem frommen Heer
 Durch ein Gebirge, hoch und schwer.
 Davon erhob sich große Not:
 Viel Steine gab's und wenig Brot."

Ein schwäbischer Ritter muß mit Rücksicht auf sein Pferd zurückbleiben und sieht sich einem türkischen Angriff ausgesetzt, den er aber abwehrt. Einen von ihnen besiegt er, indem er ihn der Länge nach spaltet:

"Zur Rechten sieht man wie zur Linken
 Einen halben Türken heruntersinken."

Dies dürfte, wenigstens bei der älteren Generation, der bekannteste Text über die Kreuzzüge überhaupt sein. Die Ballade beschreibt aber recht zutreffend, daß die Nachhut und Nachzügler besonders gefährdet waren.

Dann aber ereignete sich eine Katastrophe, die den weiteren Verlauf des Kreuzzuges entscheidend beeinflusste: am 10. Juni 1190 ertrank Friedrich Barbarossa im Fluß Saleph. Die genaueren Umstände – ob er sich erhitzt ins kalte Wasser gewagt hat oder was auch immer – sind unbekannt, aber auch ohne Bedeutung. Wichtig sind die Folgen: man konnte darin ein Gottesurteil sehen (aus christlicher oder muslimischer Sicht), vor allem aber war der neue Anführer, Herzog Friedrich, mit viel geringerer Autorität ausgestattet, und einige Teilnehmer kehrten sofort nach Europa zurück. Steven Runciman (Geschichte der Kreuzzüge S. 788) charakterisiert die Situation wie folgt: "Aber die Deutschen mit ihrem seltsamen Verlangen, einen Führer zu verehren, büßen für gewöhnlich ihren Kampfgeist ein, wenn der Führer verschwindet." Ein Kommentar dazu dürfte überflüssig sein.

Das arg zusammengeschmolzene Heer gelangte am 21. Juni nach Antiochia und zog dann weiter nach Akkon, das 1187 von Saladin erobert worden war und nun – als erster Schritt der Wiedererrichtung des Königreichs Jerusalem – von christlichen Truppen belagert wurde. Dort starb am 20. Januar 1191 auch Herzog Friedrich, so daß als nunmehr ranghöchster Fürst Herzog Leopold V. von Österreich das deutsche Kontingent befehligte. Er stand aber, und das wird später noch wichtig, im Rang deutlich unter den Königen von Frankreich und England, Philipp II. Augustus und Richard Löwenherz, deren Unternehmen jetzt endlich auch in Gang gekommen war.

Am 20. April bzw. am 8. Juni waren beide Könige vor Akkon. Akkon wurde, wie schon erwähnt, seit 1189 von den Truppen des Königreichs Jerusalem belagert, die seit 1190 von den deutschen Kreuzfahrern verstärkt wurden. Die Belagerer fanden sich aber bald ihrerseits von Sultan Saladin belagert, wobei sich eine Art labiles Gleichgewicht einstellte. Das änderte sich mit der Ankunft der französischen und englischen Flotte. So kapitulierte die Stadt, und am 11. Juli 1191 konnten die Kreuzfahrer in die Stadt einziehen.

Dabei ereignete sich ein folgenschwerer Zwischenfall: zum Zeichen der Inbesitznahme ließen der französische und der englische König ihre Standarten auf der Stadtmauer aufpflanzen. Herzog Leopold von Österreich stellte als Anführer des deutschen Kontingents seine Standarte daneben – zu Recht, wenn wir bedenken, daß das deutsche Kontingent, so sehr es auch seit dem Tode Barbarossas geschrumpft war, immerhin die ganze Belagerung mitgetragen hatte, während die beiden Könige erst ganz am Schluß gekommen waren. Richard Löwenherz aber ließ die Fahne herunterreißen und in den Graben werfen: eine tödliche Beleidigung für den Herzog, der daraufhin sofort das Kreuzheer verließ und nach Hause zurückkehrte. Wir wissen nicht, was sich Richard Löwenherz bei seiner Tat gedacht hat und ob er sich überhaupt etwas gedacht hat; aber selten hat die Geschichte eine unbedachte Handlung strenger bestraft als diese.

Im Herbst 1192 kehrte Richard Löwenherz nach England zurück, wo sein Bruder Johann Ohneland allzu deutliches Interesse am Königtum zu zeigen begann. Aufgrund der vorgerückten Jahreszeit war ihm aber der Weg durchs Mittelmeer verschlossen, so daß er den tollkühnen Plan faßte, sich inkognito von der dalmatinischen Küste aus nach Böhmen durchzuschlagen und von dort über Norddeutschland durch die Gebiete seiner welfischen Freunde die Nordseeküste zu erreichen. Die Verkleidung als Kaufmann gelang aber nicht überzeugend genug – vor allem ist er wohl zu großzügig mit dem Geld umgegangen –, und so kam es, daß er am 21.12.1192 ausgerechnet in der Nähe von Wien erkannt und verhaftet wurde.

Das war nun das Schlimmste, was ihm passieren konnte, denn welche Empfindungen der Herzog von Österreich ihm gegenüber hegte, habe ich ja bereits beschrieben. Es folgte eine längere Gefangenschaft, seine Weitergabe an den deutschen König Heinrich VI. und schließlich seine Freilassung gegen ein Lösegeld von 50 t

Silber, was in heutiger Währung mindestens 5 Milliarden € entspricht. Was Heinrich VI. mit dem Geld angefangen hat, hören wir im nächsten Kapitel.

Aber ist Friedrich Barbarossa wirklich im Saleph ertrunken? Kann es nicht sein, daß sein Tod nur vorgetäuscht war und er andernorts weiterlebt? Das zu Beginn des ganzen Kapitels zitierte Gedicht behauptet das ja, und so wurde er noch einmal historisch relevant, als man sich 1871 daranmachte, die mit Barbarossa versunkene Kaiserherrlichkeit zu erneuern und dem neuen oder besser gesagt wiedergegrundeten deutschen Nationalstaat eine emotionale Krönung zu geben, indem der preußische König den Titel eines "Deutschen Kaisers" erhielt.

Dabei wurde Wilhelm I.



als "Barbablanca" in Parallelität zu dem mittelalterlichen "Barbarossa" gesetzt; hier sehen Sie beide hoch zu Ro vor der Goslarer Kaiserpfalz:



Diese "Kaiserei" wurde vor allem von der Gruppe um den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm betrieben und fand ihren Ausdruck u.a. in dem Buch von Gustav Freytag "Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone".

Es konnte nicht ausbleiben, daß am angeblichen Aufenthaltsort Barbarossas, am Kyffhäuser, von 1888 bis 1896 ein Denkmal errichtet wurde. Hier sehen Sie die Gesamtanlage:



Wir nähern uns



und stehen schließlich vor dem eigentlichen Denkmal, das oben Wilhelm I. 11 m hoch und unten, wesentlich kleiner, nur 6,50 m, Friedrich Barbarossa zeigt:



Der Kyffhäuser, der übrigens im 19. Jahrhundert auch "Kiffhauser" geschrieben wurde – was damals noch nicht mißverständlich war, obwohl es die Sache selbst in erheblichem Umfang gab –, der Kyffhäuser und sein Denkmal also sind auch heute noch ein beliebtes touristisches Ziel; es gibt sogar eine Internetseite www.kyffnet.de, die gar nicht einmal schlecht ist.

Die Kyffhausererei wurde aber auch schon vor hundert Jahren ironisiert. Dafür steht etwa folgender Gedichtanfang:

Kyffhäuser heißt ein Hügel zu Schwarzburg-Rudolstadt,
Dort haust in Spinnweben die Kaisermajestat.

Und auf die Interpretation Wilhelms I. als Erfüller von Barbarossas
historischer Mission spielt folgende Karikatur an:



Und mit Barbarossa als Kaiser emeritus wollen wir dieses Kapitel
schließen. Im nächsten Kapitel weht ein ganz anderer Wind.

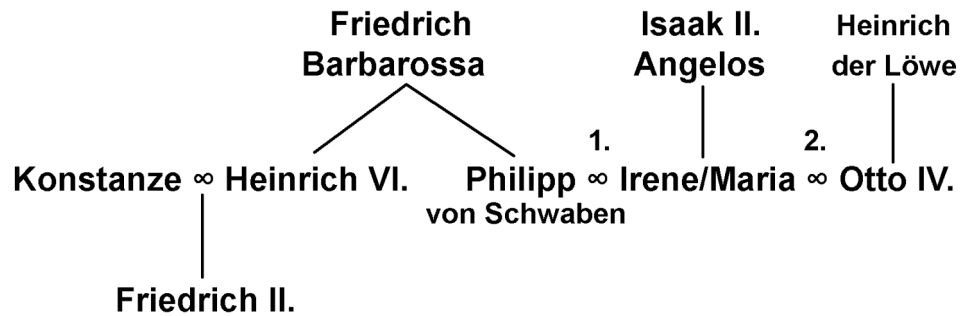
10. KAPITEL: *UNIO REGNI AD IMPERIUM – HEINRICH VI.*

AM 28. SEPTEMBER 1197 STARB, zur Erleichterung nahezu des
gesamten Erdkreises, im Alter von 32 Jahren Kaiser Heinrich VI.
Der griechische Chronist Niketas Choniates nimmt dies zum An-
laß, ihn wie folgt zu charakterisieren: "Dieser Tod war nicht nur den
Römern höchst willkommen, sondern kam auch denen im Westen
überaus gelegen." Ου Ρωμαιοις δε μονον πολυεραστος
ουτος γεγενηται, αλλα

και τοις εσπεριοις μαλιστα τρισασπασιος εθνεσιν. Unter den
Ρωμαιοι, den Römern, sind dabei selbstverständlich die Byzantiner
zu verstehen, die sich ja als die wahren Römer und ihren Staat als
das wahre Römische Reich ansahen. Dann folgt die Beschreibung
Heinrichs:

"Man sah ihn immer in Sorgen angespannt und jedem Ge-
nusse feind, wie er eine Alleinherrschaft errichten und sich zum
Herrn aller Reiche ringsum machen könne. Im Geiste dachte er an
die Cäsaren Antonius und Augustus, trachtete verlangend nach
ihrem Reich und sprach beinahe wie Alexander der Große: 'Dieses
und jenes, alles ist mein.' Bleich und gedankenvoll sah er aus. Als
er erst spät abends Essen zu sich nahm und man ihn mahnte, er
müsse sich vorsehen, daß er dadurch seine Gesundheit nicht
schädige, antwortete er, für einen Privatmann eigne sich jede Zeit
zum Speisen ...; der König aber, der durch so viele Sorgen in An-
spruch genommen sei, müsse, wenn er seinen Titel nicht zu Un-
recht führen wolle, zufrieden sein, wenn er sich abends um die Er-
holung seines Körpers kümmern könne."

Das ist eine Charakteristik, die sich nicht eben um Objektivität
bemüht; wir werden gleich noch hören, warum. Aber auch die Wer-
tungen der modernen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahr-
hunderts klingen nicht wesentlich anders. Heinrich erscheint als der
dunkle Sohn eines strahlenden Vaters, Friedrich Barbarossas. Hier
gleich einmal die Familienverhältnisse, wobei auch die anderen Per-
sonen eingetragen sind, die uns in diesem Kapitel noch beschäftigen
werden.



Heinrich VI. hat sich auch als Minnesänger betätigt, was ihm den prominenten Platz gleich zu Beginn der Manesseschen Liederhandschrift eingebracht hat, die ihre Autoren in hierarchischer Reihenfolge anordnet.



Die Lieder sind keine Meisterwerke; ihr Wert liegt in ihrem Autor, nicht in ihrer literarischen Qualität. Ich will ein paar Verse aus dem ersten Lied zitieren, die deshalb ganz interessant sind, weil Heinrich dabei mit seinem Königtum spielt und es in die Minnethematik mit einbezieht:

"Mir sind die Reiche und die Länder untertan, wenn ich bei der Liebwerten bin. Wenn ich aber von ihr scheide, dann ist alle meine Macht und mein Reichtum dahin, und ich besitze nur noch sehnsüchtigen Kummer."

*Mir sint diu rîch und diu lant undertân,
Swenne ich bî der minneclîchen bin.
Unde swenne ich gescheide von dan,
Sô ist mir aller mîn gewalt und mîn rîchtuom dâ hin,
Wan senden kumber, den zele ich mir danne ze habe.*

Und etwas später heißt es: "Ehe ich auf sie verzichtete, verzichtete ich eher auf die Krone."

E ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Aufregend sind diese Verse nicht; sie halten sich wohl auf dem Niveau, auf dem damals jeder Schüler Gedichte schrieb. Und heute ist das wohl auch nicht viel anders.

Um zu verstehen, warum Heinrichs Tod eine solche Erleichterung auslöste, müssen wir eine kurze Tour d'horizon durch seine verschiedenen Reiche und Unternehmungen machen. Heinrich war zunächst einmal deutscher König und als solcher zugleich Herrscher von Burgund und Reichsitalien. Im Dezember 1196 hatte er seinen zweijährigen Sohn, den nachmaligen Friedrich II., zum Mitkönig und Nachfolger wählen lassen.

Verheiratet war Heinrich VI. seit 1186 mit Konstanze von Sizilien. Konstanze war gewissermaßen die Erbtochter des normanni-

schen Königsgeschlechtes auf Sizilien, denn ihr Vorgänger, Wilhelm II., brachte keinen männlichen Erben zustande. Deshalb ließ er kurz vor seinem Tode die Barone schwören, Konstanze als seine Nachfolgerin anzuerkennen. Das geschah dann aber doch nicht, denn als Wilhelm 1189 starb, konnte ein entfernterer Verwandter, Tankred von Lecce, die Krone usurpieren. Heinrich VI. mußte die Rechte seiner Gemahlin gewaltsam durchsetzen, was ihm mit Hilfe des Lösegeldes gelang, das Richard Löwenherz hatte zahlen müssen.

Die Ehe zwischen Heinrich und Konstanze und Heinrichs Machtergreifung auf Sizilien berührten unmittelbar das Verhältnis zum Papsttum. Das Königreich Sizilien war seit 1059 Lehen des Heiligen Stuhles, der also bei der Neubesetzung, insbesondere wenn es sich nicht um eine einfache Sohneserfolge handelte, ein Wort mitzureden hatte. Heinrich hat diese Lehensbindung nicht anerkannt. Er nahm die Krone von Sizilien nicht nur als Ehemann Konstanzes in Anspruch, sondern berief sich auch auf angebliche alte Rechte des Kaiserreichs auf dieses Gebiet (*ex antiquo iure imperii*); auf eine Erörterung dieser Rechte, die nicht ganz so aus der Luft gegriffen sind, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, muß ich hier verzichten.

Was die Vereinigung des Kaiserreich und des Königreichs Sizilien aber politisch bedeutete, zeigt ein Blick auf die Karte:



Der Kirchenstaat war zwischen den beiden Reichen förmlich eingeklemmt, und das Papsttum lief Gefahr, politisch stranguliert zu werden. Deshalb war gerade in Rom die Erleichterung über den Tod Heinrichs VI. besonders groß, denn das bedeutete ja die Auflösung dieser Verbindung. Ihre Wiederholung zu vermeiden, mußte künftig das oberste Ziel der päpstlichen Politik in weltlichen Angelegenheiten sein, und dafür schien nahezu jedes Mittel recht.

In Rom war es fast zeitgleich mit dem Tode Heinrichs ebenfalls zu einem Personalwechsel gekommen. Dazu kann ich eine zeitgenössische publizistische Quelle zitieren, nämlich einen der Reichssprüche Walthers von der Vogelweide, die uns jetzt eine Weile begleiten werden. Er beginnt mit den Worten: "Heimlich beobachtete ich mit eigenen Augen Männer und Frauen, so daß ich hörte und sah, was man tat und sprach."

Ich sach mit mînen ougen

*Mann und wibe tougen,
Daz ich gehôrte und gesach,
Swaz iemen tet, swaz iemen sprach.*

Was der politische Geheimkorrespondent sieht und hört, wird uns später noch beschäftigen. Im Augenblick ist nur der Schluß interessant: "Von ferne hörte ich in einer Klause lautes Wehklagen: dort weinte ein Klausner. Er klagte Gott sein Leid: 'O weh, der Papst ist zu jung! Hilf, Herr, deiner Christenheit!'"

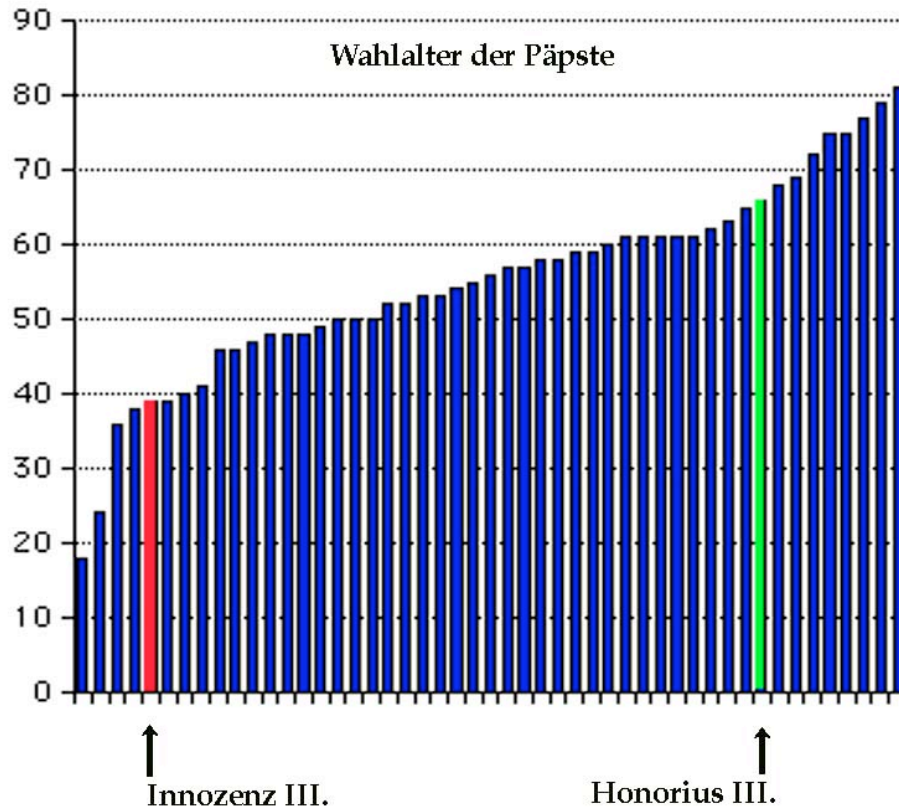
*Ich hôrte verre in einer klûs
Vil michel ungebaere:
Dâ weinte ein klôsenaere.
Er klagete gote sîniu leit:
"Owê, der bâbest ist zu junc!
Hilf, hêrre, dîner kristenheit!"*

Der Papst, dessen Jugend Walter hier beklagt, ist natürlich Innozenz III.,

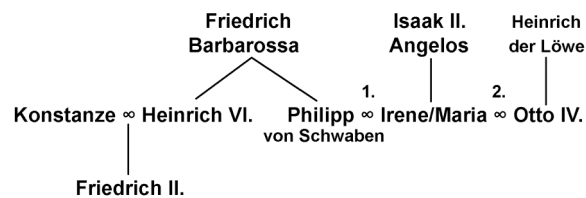


zweifelloos der bedeutendste Papst des Mittelalters, wenn nicht der bedeutendste Papst überhaupt, wobei dieses Urteil aber nicht als uneingeschränktes Lob zu verstehen ist.

Am 8. Januar 1198, also gerade drei Monate nach Heinrich VI., starb in Rom nämlich auch Papst Cölestin III. im Alter von fast 100 Jahren. Und noch am selben Tag und bereits in der zweiten Abstimmungsrunde wurde Lothar Graf von Segni gewählt, als Papst eben Innozenz III. Die Wahl erregte allgemeines Erstaunen, denn der Kontrast zu seinem Vorgänger hätte kaum größer sein können: auf den uralten Cölestin III. folgte ein junger, wenn nicht gar der jüngste aller Kardinäle. Innozenz ist 1160 oder Anfang 1161 geboren, war also zum Zeitpunkt seiner Wahl 37 Jahre alt. Die folgende Grafik stellt ihn in die Reihe der mittelalterlichen Päpste überhaupt; auch hier finden Sie ihn am unteren Ende:



In Byzanz, um die tour d'horizon fortzusetzen, war Isaak II., der angeheiratete Onkel Kaiser Heinrichs VI.



von seinem Bruder gestürzt und anschließend geblendet und ins Gefängnis geworfen worden. Alexios III., der neue Kaiser, sah sich aber bald einer kaltblütigen Politik Heinrichs VI., gegenüber, welcher als Rächer Isaaks II. auftrat: mit der Drohung militärischer Gewalt erpreßte er nämlich von Alexios einen Tribut in Höhe von jährlich 10 Zentnern Gold, die dieser nur dadurch aufbringen konnte, daß er die Kirchen plünderte. Außerdem schrieb er eine eigene "Deutschensteuer" (griechisch *αλαμανικον*) aus, um die geforderten Summen aufzubringen. Entsprechend groß war die Erleichterung, als Heinrich VI. jetzt wegfiel und der Westen mit sich selbst beschäftigt war.

**11. KAPITEL:
SWER NÚ DES RÍCHES IRRE GÉ – DIE DOPPELWAHL VON 1198**

ZU HEINRICHS VI. Weltherrschaftsplänen hatte auch ein neuer Kreuzzug gehört, der die Ziele erreichen sollte, die der 3. Kreuzzug nicht zuletzt durch den vorzeitigen Tod Barbarossas verfehlt hatte. Das Unternehmen war bereits angelaufen, als Heinrich starb. Konkret befand sich eine ganze Reihe von Reichsfürsten bereits im Heiligen Land, darunter auch der Erzbischof von Mainz. Dessen Rolle war die des Leiters der Wahlversammlung, die nach dem Tode des Kaisers stattzufinden hatte; aber er konnte dieser Aufgabe nun nicht nachkommen.

Für die Neuwahl des deutschen Königs gab es nun mehrere Möglichkeiten:

1. man hielt an der Wahl Friedrichs II., des Sohnes Heinrichs VI. und Konstanzes, aus dem Jahr 1196 fest. Allerdings war diese Wahl nur widerwillig und unter Zwang erfolgt, und Friedrich war auch nicht im Reich anwesend.

2. man wartete ab, bis die Fürsten aus dem Heiligen Land zurückkehrten.

3. man unternahm sofort einen Wahlversuch, ähnlich den staatsstreichartigen Wahlen, die seinerzeit Lothar III. und Konrad III. auf den Thron gebracht hatten.

In der Tat ereignete sich die dritte Variante, jedoch kam es nicht zu einer einheitlichen Wahl, sondern es fanden **zwei** Wahlversammlungen statt, aus denen **zwei** Kandidaten hervorgingen. Dabei zeigte sich, daß der staufisch-welfische Gegensatz noch nicht überwunden war. Gewählt wurde am 8. März 1198 durch die staufische Partei der Bruder des verstorbenen Kaisers, Herzog Philipp von Schwaben – hier eine Abbildung aus einer Handschrift in St. Gallen, aber ohne Anspruch der Portraitähnlichkeit:



und am 9. Juni 1198 durch die welfische Partei der Sohn Heinrichs des Löwen, Herzog Otto von Braunschweig. Von dem kleinen Friedrich II. war nicht mehr die Rede.

Das ist also die verhängnisvolle Doppelwahl von 1198. Die Frage war nun damals und ist auch noch heute: wer von beiden war rechtmäßiger König? Die Antwort lautet ganz einfach: derjenige, der sich durchsetzen konnte. Dahinter steht immer noch die uralte Vorstellung, daß es gar nicht die Fürsten sind, die die Wahl vornehmen, sondern daß Gott selber den ihm genehmen König bestimmt und die Wähler nur die Aufgabe haben, diesen göttlichen Willen herauszufinden und zu vollstrecken. Leider äußert sich Gott nicht immer ganz eindeutig, und so können auch menschlicher Ehrgeiz und Irrtum mit einfließen. Außerdem ist die Königswahl immer noch ein Stufenvorgang, d.h. es gibt mehrere Akte nacheinander, die gelingen müssen bzw. deren Mißlingen anzeigt, daß der göttliche Wille mißverstanden wurde.

Der zweite Akt, der auf die Wahl folgen muß, ist die Krönung. Wenn sie überzeugend gelingt, sind eventuelle Unvollkommenheiten der Wahl geheilt; den Gesalbten des Herrn kann niemand mehr antasten. Für eine gelungene Krönung sind drei Bedingungen zu

erfüllen: die Krönung am richtigen Ort, durch den richtigen Koronator und mit den richtigen Insignien. Der richtige Ort ist Aachen, in der Tradition Karls des Großen. Der richtige Koronator ist der Erzbischof von Köln, eventuell auch derjenige von Mainz, aber der war 1198 noch im Heiligen Land. Die richtige Krone ist jene achteckige Krone, die heute in Wien aufbewahrt wird, in die ein einzigartiger Edelstein (der Waise) eingelassen ist.

Wie sah es damit nun 1198 aus? Otto hatte Zugang zum richtigen Ort, Aachen, und wurde gekrönt vom richtigen Koronator, dem Erzbischof von Köln; aber er verfügte nicht über die richtigen Insignien. Diese standen vielmehr dem Staufer Philipp zur Verfügung, denn sein Vorgänger und Bruder hatte sie ja in Besitz gehabt und an sicherer Stelle aufbewahrt. Als Ort mußte Philipp auf Mainz ausweichen, was zwar nicht ganz ohne Tradition war – z.B. waren Heinrich II. und Konrad II. dort gekrönt worden –, aber gegenüber Aachen stellte Mainz die zweite Wahl dar. Probleme hatte Philipp damit, einen Koronator zu finden, wofür nur ein Erzbischof in Frage kam. Das führte dazu, daß Philipp zwar vor Otto gewählt, aber erst nach ihm gekrönt wurde:

	Philipp	Otto
Wahl	8.3.	9.6.
Krönung	8.9.	12.7.

Philipp mußte schließlich auf den Erzbischof von Tarantaise zurückgreifen. Dieses Bistum liegt heute in der Westschweiz, gehörte damals zum Königreich Arelat, also dem dritten der drei Teilregna des Heiligen Reiches. Es ist also nicht so, daß Philipp von einem Franzosen gekrönt wurde, wie man manchmal lesen kann, aber peinlich waren diese Schwierigkeiten schon. Wenn wir das Ganze in eine Tabelle fassen wollen, könnte das etwa so aussehen:

	Otto	Philipp
Ort	Köln +++	Mainz ++
Koronator	Erzbischof von Köln +++	Erzbischof von Tarantaise -
Insignien	Nachgemachte Krone --	Echte Krone +++

Die Sache ging also unentschieden aus. Aber es ist sicher kein Zufall, daß die staufische Seite den Besitz der echten Insignien propagandistisch aufs Stärkste hervorkehrte.

Walther von der Vogelweide schreibt (wobei in der Schlußzeile der "Waise" für die ganze Krone steht):

*Diu krône ist elter danne der künec Philippes sî.
Dâ mugent ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wies im der smit sô ebene habe gemacht.
Sîn keiserlîchez houbet zimt ir alsô wol,
daz si ze rehte nieman guoter scheiden sol. ...
Swer nû des rîches irre gê,
der schouwe, wem der wise ob sîme nacke stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.*

"Die Krone ist älter als der König Philipp. Da sollt ihr alle ein Wunder darin erblicken, wie der Schmied sie so paßgenau für ihn angefertigt hat. Sie paßt so gut auf sein kaiserliches Haupt, daß sie rechtens niemand von einander trennen darf. ... Wer nun wegen des Anspruchs auf die Herrschaft Zweifel hat, der schaue, wem der Waise über dem Nacken steht. Dieser Stein ist aller Fürsten Leitstern."

Nachdem Wahl und Krönung ist also kein eindeutiges Ergebnis gebracht hatten, blieb nur noch die kriegerische Auseinandersetzung zwischen den Kandidaten, und hier hatte Otto zwar anfangs die Nase vorn, aber je mehr Fürsten aus dem Heiligen Land zurückkehrten, um so mehr neigte sich die Waage zugunsten Philipps.

Allerdings haben wir bislang einen Mitspieler noch nicht erwähnt, der, zumindest nach seinem eigenen Selbstverständnis, ein gewichtiges, wenn nicht sogar entscheidendes Wörtchen mitzureden hatte: den Papst. Beide Kandidaten hatten Innozenz III., ihre Wahl mitgeteilt, allerdings Otto wesentlich devoter als Philipp. Wahrscheinlich wurde ihm bzw. seinen Beratern recht schnell klar, daß man sich ohne zusätzliche Hilfe nicht gegen Philipp würde durchsetzen können; und daß der Papst (nach den Erfahrungen der Kurie mit Heinrich VI.) nicht die Staufer favorisierte, war offenkundig.

Indes betrat Innozenz mit seiner Einmischung in den Thronstreit rechtliches Neuland, denn noch nie zuvor hatte es eine Doppelwahl gegeben, bei der beide Parteien auf den Sieg hoffen konnten. Innozenz mußte also völlig neu argumentieren und stand dabei zugleich vor dem Problem, daß das Ergebnis seiner juristischen Argumentation seinen politischen Wünschen entsprechen mußte. Das Ergebnis war die berühmte *deliberatio super tribus electis*, die er zur Jahreswende 1200/1 vor dem Konsistorium vortrug – eines der glänzendsten, zugleich aber auch unredlichsten Aktenstücke der Weltgeschichte.

Der volle Titel lautet: *Deliberatio domini pape Innocentii super facto imperii de tribus electis*, also "Erwägung des Herrn Papstes Innozenz über die Tatsache des Reiches bezüglich der drei Gewählten". Die drei Gewählten sind natürlich zunächst einmal Otto IV. und Philipp von Schwaben. Diesen beiden fügt Innozenz als dritten aber noch den kleinen Friedrich II. hinzu, der 1196 auf Befehl Heinrichs VI. zum deutschen König gewählt worden war, dessen Rechte man 1198 aber übergangen hatte.

Innozenz geht in seiner Rede in 18 Argumentationsschritten vor, und zwar so, daß er für jeden der drei Gewählten drei Fragen stellt, also insgesamt neun Fragen, und bei jeder Frage erörtert,

was dafür und was dagegen spricht; das gibt zusammen 18 Schritte. Die drei Gewählten sind, wie gesagt, Friedrich, Philipp und Otto, um sie in der Reihenfolge zu nennen, in der der Papst ihren Anspruch abhandelt. Die drei Fragen sind, *an liceat, an deceat, an expediat* – "ob es erlaubt ist, ob es geziemend ist, ob es nützlich ist", sich für oder gegen ihr Recht auszusprechen.

Der achtzehnteiligen Erörterung schickt der Papst noch eine grundsätzliche Bemerkung über das Verhältnis von Kaisertum und Papsttum voraus, die wichtig ist, weil sie das Folgende bereits präjudiziert und die Schlüsse in eine bestimmte Richtung lenkt. Er bedient sich also der berühmten Argumentationstechnik, die in die Frage bereits eine Behauptung einschleust, die als bewiesen hingestellt wird, obwohl sie es nicht ist, und nur noch nach Folgerungen aus dieser Behauptung fragt. Eine solche Frage könnte z.B. lauten: "Trifft es zu, daß Sie in Zukunft Ihre Frau nicht mehr verprügeln wollen?"

Aber nun zu Innozenz. Er beginnt: "Der apostolische Stuhl ist verpflichtet, sorgfältig und klug über die Sorge für das römische Reich nachzudenken, weil das Reich bekanntlich vom Ursprung und vom Ziel her zu ihm gehört." – *Interest apostolice sedis diligentet et prudenter de imperii Romani provisione tractare, cum imperium noscatur ad eam principaliter et finaliter pertinere*. Der Ausdruck *provisio imperii* läßt sich auch noch schärfer übersetzen: *provisio* bedeutet nicht nur unspezifisch die Sorge oder die Vorsicht für etwas, sondern auch ganz konkret die Verleihung, z.B. die Verleihung einer Pfründe oder eines Lehens, *imperium* ist speziell das Kaiserreich oder das Kaisertum; *provisio imperii* läßt sich also als die Kaiserkrönung übersetzen. Sie gehört, nach Innozenz, *principaliter et finaliter*, von Anfang und Endzweck her, dem apostolischen Stuhl zu. Dies erläutert er im nächsten Satz: "Vom Ursprung her, weil das Kaisertum durch den heiligen Stuhl und um seinetwillen von Griechenland her übertragen wurde, und zwar hat der heilige Stuhl diese Übertragung bewirkt, um besser verteidigt zu werden. Vom Ziel her, weil ja der Kaiser vom Papst die abschließende oder letzte Handauflegung seiner Erhebung zum Herrscher empfängt, wenn er von ihm gesegnet, gekrönt und mit dem Kaisertum investiert wird." Die Begründung des *principaliter* ist also die berühmte Theorie von der *translatio imperii*: das römische Kaisertum wurde von Konstantin zu den Griechen übertragen, von Karl dem Großen zurück in den Westen auf die Franken, schließlich von Otto dem Großen auf die Deutschen. Das ist mittelalterliches Allgemeingut, und gerade die Staufer sahen sich ganz bewußt in der Nachfolge der antiken Caesaren.

Was der Papst sagt, ist insgesamt nicht falsch, aber doch nur die halbe Wahrheit, denn er verengt die Frage völlig auf das Verhältnis von Kaiser und Papst und läßt die gesamte Tradition des römischen Reiches außer Betracht. Falsch ist, wie Innozenz die Rolle des Papstes bei der Krönung Karls des Großen beschreibt, denn Leo III. war nicht der aktive Teil; vielmehr war es Karl, der die Kaiserherrschaft auch *de iure* annehmen wollte, nachdem er sie *de facto* bereits besaß. Der Papst war, wie auch später bei

der Krönung Ottos des Großen, nur der politisch völlig unselbständige Vollzieher eines Ritus'. Freilich kann man Innozenz eine Fälschungsabsicht nicht vorwerfen, denn die politischen Hintergründe von 800 und 962 waren ihm nicht mehr bekannt. Bekannt war damals nur noch das, was offen in die Augen fiel, nämlich, daß der Papst dem Kaiser die Krone aufsetzte und ihn damit vollgültig in die Reihe der römischen Kaiser stellte, die mit Cäsar ihren Ausgang nahm und mit dem letzten römischen Kaiser unmittelbar vor dem jüngsten Gericht ihr Ende finden wird.

Im nächsten Satz ruft Innozenz seinen Hörern ein Détail der Kaiserkrönung Heinrichs VI. in Erinnerung, an der er und seine Kardinäle 1191 ja teilgenommen haben, gleichsam als Beweis für seine bisherigen Behauptungen. Er sagt: "Das hat auch Heinrich genau erkannt" – oder auch: anerkannt – "und hat, nach Empfang der Krone, nachdem er ein wenig zur Seite gegangen war und dann zurückkam, darum gebeten, von Papst Cölestin, guten Angekens, unserem Vorgänger, mit dem Reich durch den goldenen Reichsapfel investiert zu werden." Es muß also bei der Krönung Heinrichs VI. ein Spektakel gegeben haben, eine Auseinandersetzung über die Bedeutung der Insignien und ihrer Überreichung. Dahinter steckt die Streitfrage, ob der Papst den König zum Kaiser macht, ihm also ein Kaisertum, das er noch nicht besitzt, überträgt; oder ob er einer bereits eingenommenen Stellung nur noch die sakramentale Weihe, das *nomen imperatoris*, den Kaisernamen, hinzufügt. Beides läßt sich mit dem Wort *investire* beschreiben.

Damit sind wir im Kern des Problems und können zwei konträre Rechtsauffassungen gegenüberstellen: nach der einen Auffassung hat der deutsche König (und nur der **deutsche** König) einen Rechtsanspruch auf die Kaiserkrönung; er hat bereits die politische und rechtliche Kaiserherrschaft, nur die sakramentale Kaiserkrönung mit ihrer historischen und apokalyptischen Komponente fehlt ihm noch. Wer König wird, darüber entscheiden allein die Reichsfürsten. Wenn der von ihnen rechtmäßig gewählte König in Rom erscheint, muß der Papst ihn krönen. Diese Auffassung kann sich auf die Geschichte bis hinauf zu Otto dem Großen stützen: alle deutschen Könige, die nach Italien gezogen sind, wurden auch Kaiser.

Nach der anderen Auffassung ist es allein der Papst, der das Kaisertum verleiht, und zwar wem er will. Der deutsche König ist, als Herrscher über Oberitalien, zwar der nächstliegende Kandidat, aber wie Leo III. seinerzeit das Kaisertum den Griechen entzogen hat, könnte es auch der jetzige Papst einem anderen König übertragen. Auch diese Position hat historische Gründe für sich, denn, wenn auch bisher stets die deutschen Könige Kaiser geworden sind, so doch nicht automatisch, sondern immer erst nach Verhandlungen mit und Zugeständnissen an den Papst.

Wie verhalten sich nun die Parteien des Jahres 1200? Die staufische Partei hält sich streng an die erste Auffassung und fordert vom Papst die Anerkennung Philipps und seine Kaiserkrönung. Die welfische Partei vertritt im Prinzip auch diese Auffassung, aber da ihre Position in Deutschland sehr schwach ist, bittet sie

den Papst um Bestätigung der Wahl. Das ist früher auch schon gelegentlich geschehen, so etwa bei Lothar III. Es bedeutet aber nicht etwa, daß man dem Papst ein Entscheidungsrecht oder eine Schiedsrichterrolle zugesteht, sondern es soll lediglich seine Autorität als zusätzliches Gewicht in die Waagschale zugunsten des Kandidaten geworfen werden, den man ohnehin für den rechtmäßigen hält.

Interessant ist nun Innozenz' Haltung: er vertritt nämlich keineswegs ausschließlich die zweite Auffassung, sondern er erkennt an, daß der deutsche König der rechtmäßige Kaiserkandidat ist. Daraus zieht er aber eine Folgerung, die weit über alle bisherigen Auffassungen hinausgeht: wenn durch die deutsche Königswahl die Person des künftigen Kaisers präjudiziert wird, dann hat der Papst bereits bei der Königswahl ein Mitwirkungsrecht. Das heißt, nur der kann rechtmäßiger deutscher König werden, dessen Wahl der Papst approbiert. Und durch diese Überlegung kommen wir zurück zu unserem Text, denn die Beurteilung der drei **Königskandidaten** ist ihr Inhalt, auch wenn am Anfang vom Kaisertum die Rede ist. Das besondere Verhältnis zwischen Papst und **Kaiser** dient ihm also als Vehikel, um einen Approbationsanspruch der Königswahl zu erheben, einen Anspruch, den er in seiner Rede gar nicht erst diskutiert, sondern als bereits bewiesen unterstellt.

Nach dieser Einleitung mit ihren expliziten und impliziten Behauptungen kommt Innozenz also zu den Personen, wobei er mit einem etwas billigen rhetorischen Effekt wie folgt parallelisiert: "Wie nun aber neulich drei zu Königen gewählt worden sind: der Knabe, Philipp und Otto, so sind drei Aspekte bei jedem von ihnen zu beachten: was erlaubt ist, was geziemend ist, was nützlich ist." Sie beachten bitte, daß der Papst Friedrich nicht mit Namen nennt; die Gründe, warum er ihn gewissermaßen als Unperson behandelt, werden Sie gleich erfahren. Daß er ihn überhaupt mit einbezieht, gibt schon einen Fingerzeig auf das Ergebnis der Überlegungen: es schwächt natürlich die Position Philipps.

An erster Stelle handelt Innozenz also über "den Knaben": "Bezüglich des Knaben also, des Sohnes Kaiser Heinrichs, scheint es auf den ersten Blick, es sei nicht erlaubt, gegen seine Wahl vorzugehen, die ja durch den Eid der Fürsten bekräftigt ist. Denn, wenn dieser Eid auch gewaltsam erpreßt erscheint, so heißt das nicht, daß er nicht zu beachten wäre." – wofür ein Beispiel aus der Bibel folgt. "Außerdem, selbst wenn er zunächst erpreßt war, so hat der Vater doch schließlich eingesehen, daß er überstürzt vorgegangen war, und hat die Fürsten von dem Eid entbunden und sie schriftlich gebeten, die Wahl zu wiederholen; schließlich haben sie den Knaben, in Abwesenheit des Vaters, freiwillig und einmütig gewählt, ihm fast alle den Treueid geschworen und einige sogar die Lehnshuldigung geleistet. Deshalb scheint es nicht erlaubt zu sein, gegen diese erlaubten Eide vorzugehen."

Auf das *licere* folgt das *decere* und das *expedire*: "Es scheint sich auch nicht zu ziemen, daß er, da er ja dem Schutz des apostolischen Stuhles anvertraut und unter seinen Schirm aufgenommen ist, ausgerechnet von dem des Reiches beraubt wird, durch den er

vielmehr in seinem Recht zu fördern wäre, zumal es in der heiligen Schrift heißt: 'Dem Waisen wirst du ein Schützer sein.' Daß es nicht **klug** ist, gegen ihn vorzugehen, scheint sich vor allem aus der Überlegung zu ergeben, daß, wenn der Knabe in ein verständiges Alter kommt und dann sich dessen bewußt wird, daß er durch die Römische Kirche der Ehre des Kaisertums beraubt worden ist, er ihr nicht nur die gewohnte Ehrerbietung nicht erweisen, sondern ihr vielmehr auf alle mögliche Art und Weise zuwiderhandeln und das Königreich Sizilien aus ihrer Abhängigkeit entziehen und ihr die gewohnten Dienste nicht leisten wird."

An dieser Stelle war zweifellos jeder überzeugt, daß Innozenz Friedrich anerkennen werde. Nun folgen aber die Gegengründe: "Im Gegensatz dazu scheint es im Gegenteil, daß es erlaubt, geziemend und nützlich ist, gegen seine Wahl vorzugehen. Daß es erlaubt ist, ergibt sich daraus, daß jene Eide unerlaubt und die Wahl unverständlich war. Sie wählten nämlich eine Person, die nicht nur für das Kaisertum, sondern auch für jedes andere Amt ungeeignet war, einen Knaben nämlich von kaum zwei Jahren, der noch nicht einmal getauft war. ... Dem widerspricht nicht, wenn dagegegengehalten wird, jene Eide seien entsprechend der Absicht der Schwörenden erlaubt gewesen. Sie hatten nämlich, auch wenn sie ihn damals zum Kaiser wählten, nicht im Sinn, daß er damals schon regieren sollte, sondern erst, wenn er das gesetzmäßige Alter erreicht hätte. Aber wie konnten sie über seine Eignung urteilen? Hätte er nicht ein Narr oder ein so ungeeigneter Mensch werden können, daß er selbst für ein geringeres Amt unwürdig wäre? Aber gesetzt den Fall, sie hätten gemeint, er solle nur dann die Regierung antreten, wenn er sich als geeignet erweisen würde, das Kaiserreich zu lenken und daß gegebenenfalls der Vater eine andere Nachfolgeregelung treffen solle – es ist ein Ereignis dazwischen gekommen, infolgedessen der Eid weder gehalten werden kann noch darf, was die Fürsten nicht bedacht haben, nämlich der Tod des Vaters. Da nun das Kaisertum durch einen Stellvertreter nicht ausgeübt werden kann und niemand Kaiser auf Zeit werden kann und die Kirche eines Kaisers weder entbehren kann noch will, ist es offenkundig, daß es erlaubt ist, für das Kaisertum in einer anderen Person Vorsorge zu treffen."

Dazu ist nun einiges zu kommentieren. Zunächst ist jetzt das Geheimnis gelüftet, warum Innozenz Friedrich nicht mit Namen nennt: der Knabe hatte noch gar keinen Namen, als er gewählt wurde, er war ja noch nicht einmal getauft. Daß die Taufe von Königskindern aufgeschoben wurde, weil man sich einen möglichst hochstehenden Taufspender wünschte, kommt im Mittelalter öfter vor. Im konkreten Fall sollte natürlich Papst Cölestin III. das Kind taufen und dadurch gleichzeitig als Heinrichs Nachfolger anerkennen.

Trotzdem ist dies ein schwerwiegendes Argument, denn der Ungetaufte war ja als Christ eigentlich noch gar nicht existent und folglich auch nicht wählbar. Dabei ist die Tauffrage nur ein Nebenargument. In der Hauptsache führt Innozenz hier einen direkten Angriff gegen die Methode, mit der man im Mittelalter den reibungslo-

sen Übergang der Herrschaft auf den Nachfolger zu sichern bemüht war: die Bestellung zum Mitregenten schon zu Lebzeiten des Vorgängers. Der entscheidende Begriff, den der Papst hier in die Debatte bringt, ist *idoneus* – "geeignet". Er behandelt das König- und Kaisertum dadurch wie eine kirchliche Funktion, z.B. das Bischofsamt oder eine Pfarrei. Hier hatte der Vorgesetzte nun allerdings zu prüfen, ob der Kandidat geeignet war, und das geht natürlich nur bei einem Erwachsenen. Die weltliche Tradition der Königswahl geht hier von ganz anderen Voraussetzungen aus. Die Eignung des Kandidaten erweist sich hier aus der Herkunft aus der königlichen Familie, der *stirps regia*, die mit dem Königshaus ausgestattet ist. Gerade wenn es dem Vater gelingt, seinen Sohn noch zu Lebzeiten zum Nachfolger wählen zu lassen, ist das ein deutlicher Beweis für die Wirksamkeit des Königshaus.

Natürlich hatten diese Vorstellungen im 12. Jahrhundert bereits einen Sprung bekommen, nicht zuletzt durch die Ereignisse von Canossa, aber gerade unter den Staufern wird dies kompensiert durch apokalyptische Vorstellungen, nach denen die Staufer das letzte Kaisergeschlecht seien; dies spielt dann bei Friedrich II. und seinen Nachkommen eine wichtige Rolle. Als Beispiel für einen im Kindesalter gewählten König, der dann als Erwachsener nicht hielt, was man sich von ihm versprach, schwebt Innozenz zweifellos Heinrich IV. vor.

Unsinn ist das, was der Papst über die angebliche Unmöglichkeit einer Regentschaft sagt: gerade die gekrönte Kaiserin hatte nach mittelalterlicher Auffassung originäre Herrschaftsrechte, die mit dem Tod des Kaisers nicht erloschen. Die Kaiserin Konstanze war zwar schon gestorben, als Innozenz seine Rede hielt; aber als Friedrich gewählt wurde und als Heinrich starb, war sie noch am Leben. Bemerkenswert ist schließlich noch der Hinweis, die Kirche könne und wolle des Kaisers nicht entbehren: der Papst steht hier in der traditionellen Auffassung vom einträchtigen Zusammenwirken von Papst und Kaiser bei der Regierung der Welt; kaiserliche Rechte nimmt er, wie das z.B. 100 Jahre später Bonifaz VIII. tat, nicht für sich in Anspruch.

Aber zurück zum Text. "Daß es sich nicht geziemt", fährt Innozenz fort, "daß jener regiere, ist allen offenkundig. Kann etwa der andere lenken, der selbst noch der Lenkung durch andere bedarf? Kann der das christliche Volk schützen, der selbst fremdem Schutz anvertraut ist?" Anschließend setzt sich Innozenz gegen den Vorwurf zur Wehr, er selbst, dem Konstanze den Knaben anvertraut habe, beraube ihn seiner Rechte auf das Kaisertum, denn zu Friedrichs Vormund sei er nicht für die Kaiserwürde, sondern für die sizilische Königswürde eingesetzt.

Seine Haltung sei auch nicht unklug (also die dritte Frage), denn: "Wird etwa jemand ernsthaft behaupten könne, die Kirche habe ihm die kaiserliche Würde weggenommen, wo doch sein Onkel nicht nur in das Kaisertum, sondern auch in sein väterliches Erbe eingefallen ist und es auch darauf anlegt, ihm sein mütterliches Erbe durch seine Komplizen zu besetzen, für dessen Verteidigung die römische Kirche nicht ohne viele Mühen und Kosten

klug und kraftvoll eintritt?" Der Onkel ist natürlich Philipp, die Komplizen sind die noch in Sizilien tätigen Ministerialen Heinrichs VI.

Damit kommt Innozenz zu Philipp, der sich im deutschen Bürgerkrieg bereits weitgehend durchgesetzt hatte. Der Abschnitt über ihn ist der längste der ganzen Rede, und es fällt gleich auf Anheb auf, daß die Argumente **gegen** ihn ca. achtmal so viel Raum in Anspruch nehmen wie die positiven, während sich bei Friedrich beides noch in etwa die Waage hielt.

"Philipp betreffend hat es gleichfalls den Anschein, daß es nicht erlaubt sei, gegen seine Wahl vorzugehen. Weil nämlich bei den Wahlen in Hinsicht auf die Wähler Eifer, Würde und Zahl beachtet wird und über den Eifer nicht leicht zu urteilen ist, weil er aber von mehr und von würdigeren Leuten gewählt wurde und bisher mehr und würdigere Fürsten seine Anhänger sind, scheint er rechtmäßig gewählt. Deshalb scheint es nicht erlaubt zu sein, gegen seine recht- und gesetzmäßige Wahl vorzugehen."

Wenn wir einmal den Eifer weglassen, den Innozenz selbst beiseite schiebt, so sind Würde und Zahl, die uns wohlbekannten Begriffe der *pars sanior* und der *pars maior*, des verständigeren und des größeren Teils der Wähler, die zusammenfallen können, aber nicht müssen. Der Papst gibt also selbst zu, daß die *pars sanior et maior* für Philipp gestimmt hat. Natürlich ist für ihn damit das letzte Wort noch nicht gesprochen, und wir werden später noch sehen, wie er, in verfassungsgeschichtlich höchst interessanter Weise, dieses Argument beiseite schiebt. Daß ein Widerstand gegen Philipp nicht geziemend sei, begründet Innozenz, obwohl Philipps Vater und Bruder, Barbarossa und Heinrich VI., die Kirche verfolgt hätten, mit dem christlichen Gebot der Feindesliebe. Unklug sei es schließlich, gegen ihn vorzugehen, da er *de facto* die Macht in Händen habe.

Es folgen sehr ausführlich die Gegengründe: "Er (Philipp) ist nämlich rechtmäßig und feierlich durch unseren Vorgänger exkommuniziert worden. Rechtmäßig, weil er den Kirchenstaat teils gewaltsam besetzte, teils durch Brand und Raub schädigte und, obwohl er einmal und ein zweites Mal durch unsere Brüder ermahnt wurde, keine Genugtuung leistete." Dies bezieht sich auf die Besetzung des Kirchenstaates in Heinrichs Auftrag 1196; der Seelsorger in Innozenz hätte freilich daran denken müssen, daß Philipp damals gerade 19 Jahre alt war. Die zweimalige Mahnung ist wichtig, weil Innozenz damit betont, man sei genau nach dem Prozeßrecht vorgegangen, das sich wiederum auf die Vorschrift des Apostels Paulus stützt, der für den Umgang mit Ketzern vorschreibt, man solle sie zweimal ermahnen und dann meiden. Dieses Meiden, die Aufkündigung der Gemeinschaft also, ist eben die Exkommunikation. Die erwähnten Brüder des Papstes sind, beiläufig bemerkt, die Kardinäle.

Damit ist im Grunde die ganze Frage der Thronkandidaturen bereits gelöst, denn beide Staufer fallen als nicht wählbar aus, weil beide zum Zeitpunkt ihrer Wahl außerhalb der christlichen Gemeinschaft gestanden haben: Friedrich als noch nicht Getaufte, Philipp als Exkommunizierter.

Innozenz geht aber noch einen Schritt weiter: er wirft Philipp nämlich vor, durch die eigene Wahl seinen Treueid gegenüber Friedrich gebrochen zu haben. Das ist nun schon ein starkes Stück, hat er doch zuvor selbst bewiesen, daß jener Eid unzulässig gewesen sei. Dieses Gegenargument führt der Papst selbst an, um es zu widerlegen: "Selbst wenn jener Schwur unerlaubt war, hätte er dennoch nicht aus eigener Verwegenheit von ihm abste- hen dürfen, sondern er hätte zuvor unsere (des Papstes) Entsch- eidung einholen müssen." Damit bringt der Papst, ohne es aus- drücklich zu sagen, die Binde- und Lösegewalt des Heiligen Stuh- les ins Spiel, aber er verschiebt zugleich das Argument, denn die Frage lautet ja, ob der unerlaubte Eid überhaupt zustande gekom- men ist. Die populäre Auffassung des Mittelalters war hier zweifel- los eine andere als die juristische Deduktion des Papstes, wobei speziell bei den Eiden auch noch magische Vorstellungen mit hin- einspielen. Aber wir können das hier nicht weiter erörtern. Innozenz versucht dann auch noch zu beweisen, daß Philipp selbst den Eid für bindend erachtet habe.

Es folgen die Gründe, warum die Anerkennung von Philipps Wahl nicht geziemend sei: "Daß es sich geziemt, uns ihm zu wi- dersetzen, geht offenkundig daraus hervor, daß, wenn, wie einst dem Vater der Sohn, nun der Bruder dem Bruder unmittelbar nach- folgt, es den Anschein hätte, das Reich werde ihm nicht durch die Wahl übertragen, sondern stehe ihm durch die Erbfolge zu. Und so würde das erblich werden, was freiwillig sein muß, zumal nicht nur Friedrich (Barbarossa) seinen Sohn zum Nachfolger gemacht hat, sondern auch Heinrich seinen Sohn sich nachfolgen lassen wollte, und so würde vielleicht in Zukunft ein Mißbrauch zur Gewohnheit werden." Daß Innozenz hier den Fürsten den Erbreichsplan in Erin- nerung ruft und sich zum Verteidiger des Wahlrechts aufschwingt, hat selbstverständlich politische Gründe. Darüber hinaus behan- delt der Papst das Kaisertum wieder wie eine kirchliche Pfründe, und dort galt eine Vererbung in der Tat als einer der am heftigsten bekämpften Mißbräuche.

Nun schließt sich die Begründung an, warum es unklug sei, Philipps Königtum anzuerkennen. Dies ist der längste und heftig- ste Abschnitt der ganzen Rede. Gleich der erste Satz gibt den Te- nor: "Da er also ein Verfolger (der Kirche) ist und aus einem Ge- schlecht von Verfolgern hervorgegangen ist, würden wir, wenn wir uns ihm nicht wersetzen, einen Rasenden wider uns bewaffnen und ihm ein auf unsere Häupter zielendes Schwert in die Hand ge- ben." Innozenz will also beweisen, daß Philipp einer Familie ent- stammt, die schon immer die Kirche verfolgt hat, und daß deshalb auch von ihm nichts anderes zu erwarten sei.

Dazu gibt er ein regelrechtes Repetitorium über die Bezie- hungen zwischen Kaiser und Papst in den letzten 100 Jahren. Er geht zurück bis auf Heinrich V., der bekanntlich Paschalis II. wäh- rend der Kaiserkrönung gefangen nahm und dann das berühmte "Privileg" von ihm erpresste. Dann folgt Friedrich Barbarossa, un- ter dessen Regierung die Kardinallegaten auf dem Reichstag von Besançon in Lebensgefahr gerieten, der Alexander III. gegenüber

drei Gegenpäpste unterstützte und im Streit mit Lucius III. lag. Heinrich VI. hat gleich zu Beginn seiner Herrschaft den Kirchenstaat besetzt, zahlreiche Grausamkeiten gegen Bischöfe begangen und als König von Sizilien den Verkehr des Klerus' mit Rom verhindert. "Philipp aber, um den es hier geht, hat von Anfang an die Kirche verfolgt und tut es noch immer. Einst hat er sich nämlich bemüht, den Kirchenstaat an sich zu reißen, indem er sich Herzog von Tuszien und der Campagna nannte und behauptete, er habe bis vor die Tore Roms die Regierungsgewalt erhalten und sogar der Teil Roms, der Trastevere heißt, sei seiner Macht unterworfen worden. Auch jetzt verfolgt er durch Markward, Diebald und deren Anhänger uns und die römische Kirche und versucht, uns das Königreich Sizilien wegzunehmen." Was werde er, fragt Innozenz eindringlich, noch alles tun, wenn er erst Kaiser sei? Abschließend verwahrt sich der Papst mit einer Fülle von Bibelziten – einer zu großen Fülle, wie mir scheint – noch gegen den Vorwurf der Sippenhaftung.

Der Abschnitt über Otto ist viel kürzer, und es gibt noch einen Unterschied: bei Friedrich und Philipp bringt Innozenz zuerst die Argumente, die für sie sprechen, und dann die Gegenargumente. Bei Otto macht er es umgekehrt. Da ja immer das am besten im Gedächtnis bleibt, was zuletzt gesagt wurde, ist das sicher kein Zufall. Der Papst sagt: "Bei Otto scheint es, daß es nicht erlaubt ist, ihn zu begünstigen, weil er von weniger Wählern gewählt ist; daß es sich nicht ziemt, damit wir uns nicht den Anschein geben, wir würden nicht um seinetwillen, sondern aus Haß gegen einen anderen ihm die apostolische Gunst zuwenden; daß es nicht klug ist, weil im Vergleich mit dem anderen sein Anhang schwach und gering ist."

Es folgen sofort die Gegengründe, also das, was für Otto spricht: "Aber, weil sich ebenso viele oder sogar mehr von denen, denen die Wahl des Kaisers vor allem zusteht, bekanntlich für ihn ausgesprochen haben, wie gegen ihn; weil in solchen Angelegenheiten die Eignung und Würde der gewählten Person mehr zu beachten ist als die Zahl der Wähler; und weil nicht so sehr die Mehrheit in Bezug auf die Zahl, sondern die Verständigkeit in Bezug auf den Ratschluß bei den Wählern erfordert wird, und weil Otto für die Regierung des Reiches geeigneter ist als Philipp; weil der Herr auch die Sünden der Väter an den Söhnen bis in die dritte und vierte Generation bestraft bei denjenigen, die ihn hassen, d.h. bei denjenigen, die den Sünden der Väter folgen, und Philipp in der Tat den Sünden seiner Vorfahren bei der Verfolgung der Kirche nachfolgt; weil, wenn wir auch Böses nicht mit Bösen vergelten, sondern unseren Übeltätern Gutes tun sollen, wir dennoch nicht Unrecht durch Ehre belohnen sollen bei denen, die in ihrer Bosheit verharren; weil schließlich der Herr nach dem Zeugnis der Schrift das Niedrige erwählt, um das Starke zu verwirren: deshalb scheint es erlaubt, geziemend und nützlich, ihm die apostolische Gunst zuzuwenden." Insgesamt ist das eine blasse Argumentation, die eigentlich wieder nur Gründe gegen Philipp vorbringt, aber keine für Otto.

Interessant ist nur das erste Argument, also das über die Wahl. Innozenz spielt wieder das Gegensatzpaar von *pars maior* und *pars sanior* aus; aber, wie Sie wissen, beginnt diese Vorstellung um 1200 bereits zu veralten. Für die Papstwahl ist sie seit 1179 definitiv aufgegeben. Innozenz versucht deshalb für Otto auch eine Stimmenmehrheit nachzuweisen, indem er den Wahlkörper definiert: von denjenigen, denen die Wahl **hauptsächlich** zukommt, hätten mehr für Otto gestimmt als für Philipp: *plures ex hiis, ad quos principaliter spectat imperatoris electio*. Auch dieser Gedanke, den Wahlkörper genauer zu definieren, lag damals in der Luft: für die Papstwahl ist die Beschränkung auf die Kardinäle eingetreten; für die Bischofswahlen verengt sich das Wahlgremium gerade damals auf die Domkapitel, und die altehrwürdige, aber juristisch unpräzise Formel von der Wahl durch Klerus und Volk gerät in Vergessenheit. An welche Wählergruppe Innozenz bei der Königswahl dachte, ist umstritten. Es könnte sich um den ersten Hinweis auf die späteren Kurfürsten handeln, aber das ist unsicher. Soweit also die 18 Schritte der Argumentation.

Und nun folgt noch ein seltsamer Schlußabschnitt, in dem Innozenz so tut, als seien dies alles nur theoretische Überlegungen und die Entscheidung sei noch offen: man dürfe aus den dargelegten Gründen auf der Wahl Friedrichs nicht beharren, Philipp sei daran zu hindern, das Kaisertum zu usurpieren. Er werde einen Legaten zu den Fürsten schicken mit dem Auftrag, sie zu veranlassen, entweder eine geeignete Person zum König zu wählen oder sich dem Schiedsspruch des Papstes zu unterwerfen. Wenn sie keines von beidem täten, dann müsse er, "da Otto sowohl selbst der Kirche ergeben ist und von beiden Vorfahren her aus (der Kirche) ergebenen Geschlechtern abstammt, nämlich von Mutterseite her aus dem Haus der Könige von England, von Vaterseite her aus dem Geschlecht der Herzöge von Sachsen, die alle der Kirche ergeben waren, besonders sein Urgroßvater Kaiser Lothar, der zweimal um der Ehre des apostolischen Stuhles willen nach Apulien gezogen ist und im Dienste der römischen Kirche verstarb" – aus allen diesen Gründen müsse er dann Otto seine Gunst zuwenden, ihn zum König annehmen und, nach erfolgreichem Abschluß der erforderlichen Verhandlungen und Verträge, zur Kaiserkrone berufen. Es fällt auf, daß er über Otto selbst, außer seiner kirchentreuen Verwandtschaft, eigentlich nichts Positives vorzubringen weiß. Persönlich hat er ihn damals noch nicht gekannt; das geschah erst 1209 unter völlig veränderten Umständen. Philipp kannte er womöglich, aber Genaueres wissen wir nicht darüber. Zudem spielten die persönlichen Charaktereigenschaften bei Innozenz' Überlegungen keine Rolle.

Soweit also die berühmte *deliberatio super tribus electis*. So interessant sie für die päpstlichen und indirekt auch die fürstlichen Rechtsauffassungen ist, so wichtig als möglicherweise erste Quelle für die Kurfürsten – auf die konkreten Abläufe des Thronstreites hatte sie wenig Einfluß. Otto erhielt nur kurzzeitig Auftrieb und mußte sich, was er bisher vermieden hatte, auch auf die sonstigen Forderungen des Papstes festlegen, insbesondere den Bestand des Kirchenstaa-

tes unter alleiniger päpstlicher Herrschaft garantieren. Das tat er im sog. Neußer Versprechen vom 8.6.1201; allerdings gab er nur ein Versprechen für seine Person ab, fürstliche Zeugen wurden nicht hinzugezogen, ein Umstand, der später noch wichtig wird.

Wie das ganze Hin und Her von der normalen Bevölkerung empfunden wurde, dafür können wir noch einmal Walther von der Vogelweide hören. In einem seiner bekanntesten Sprüche, der mit den Worte *Ich hörte ein wazzer diezzzen* (Ich hörte ein Wasser rauschen) beschreibt er zunächst, wie selbst im Tierreich eine klar geregelte Ordnung bestehe, und fragt dann (bitte lesen Sie mit in der 8. Zeile von unten, am rechten Rand):



*Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stât dîn ordenunge?
Daz nû diu mugge ir künig hât
und daz dîn êre alsô zergât?
Bekêrâ dich, bekêre!
Die cirkel sin ze hêre,
die armen kûnege dringent dich:
Philippe, setze den weisen ûf,
und heis si treden hinder sich!*

"So weh dir, deutsche Zunge! Wie steht deine Ordnung? Daß nun die Mücke eine Ordnung hat, und daß deine Ehre derart zugrunde geht? Bekehre dich, bekehre!" (Man könnte auch übersetzen: Wach endlich auf!) "Die Zirkel sind zu hochmütig, die armen Könige bedrängen dich." Mit den Zirkeln dürften die Fürsten gemeint sein, die ja auch einen Stirnreif tragen; sie trotzen der Zentralgewalt. Unter den armen Königen sind diejenigen der Nachbarkönigreiche zu verstehen, v.a. Frankreich und England. Rainald von Dassel bezeichnet sie einmal ausdrücklich als *reguli provinciarum*, als Kleinkönige mit einem begrenzten Wirkungsbereich, im Gegensatz zum Kaiser, der für die ganze Welt zuständig ist. Und dann kommt die Pointe: "Philipp, setze den Waisen auf, und heiße sie hinter dich treten." (Verweise sie also auf den ihnen zukommenden geringeren Rang.) Der Waise steht natürlich als *pars pro toto* für die Reichskrone.

12. KAPITEL: DER FLUCH DER PRÄLATEN – DIE SPÄTEN STAUFER

IR HABEN DAS VORIGE KAPITEL und die Darstellung der Folgen der Doppelwahl von 1198 am Neujahrstag 1201 abgebrochen, als Innozenz III. im Konsistorium sein Rechtsgutachten über die Wahl vortrug. Ob er selbst an die Stringenz seiner Argumentation glaubte oder ob wir es mit einen Fall von juristischer Autosuggestion zu tun haben, lasse ich dahingestellt. Tatsächlich machte die weitere Entwicklung die Überlegungen des Papstes schnell zu Makulatur. Nicht der Favorit des Papstes, Otto IV., setzte sich im Kampf der Kandida-

ten durch, sondern sein Gegner Philipp; dessen Sieg schien so sicher, daß sogar der Papst selbst Verhandlungsführer zu ihm ausstreckte. Als mögliches Arrangement wurde die Anerkennung Philipps als deutscher König erwogen, der aber gleichzeitig auf alle denkbaren Ansprüche auf Sizilien hätte verzichten müssen. Ebenso viceversa der dort regierende kleine König Friedrich II. auf alle deutschen Ansprüche – also eine Trennung der beiden staufischen Linien. Das wäre eine vernünftige Regelung gewesen, die die von der Kurie gefürchtete Umklammerung des Kirchenstaates auf alle Zeit ausgeschlossen hätte.

Es kam aber anders. Im Juni 1208 heiratete Herzog Otto von Andechs-Meranien Beatrix, die Nichte König Philipps von Schwaben. Eine solche Verschwägerung mit dem staufischen Königshaus paßte glänzend in den Aufstieg, den diese Adelsfamilie seit etwa hundert Jahren geschafft hatte, und zwar durch unbedingte Treue zu den Staufern. Die Andechser waren im 12. Jahrhundert, noch vor den Wittelsbachern, das bedeutendste Adelshaus in Bayern. Zuletzt hatte ihnen Friedrich Barbarossa 1180 den Titel "Herzog von Meranien" verliehen. Eine Schwester des Bräutigams hatte sogar den König von Ungarn geheiratet. Gastgeber der Hochzeitsfeier, an der der König selbst teilnahm, war Bischof Ekbert von Bamberg, auch er ein Angehöriger der Andechs-Meranier.

Die Hochzeitsfeier in Bamberg am 21. Juni 1208 endete aber auf unerwartete, dramatische und höchst tragische Weise. Am Nachmittag dieses Tages drang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach in das Schlafzimmer des Königs ein und ermordete ihn. Dieser Pfalzgraf Otto darf nicht mit seinem Onkel, dem Herzog Otto, verwechselt werden; hier noch die Verwandtschaftsverhältnisse:



Das Motiv für diese Gewalttat ist unbekannt. Die zeitgenössischen Quellen führen Privatrache an. Die Nichte des Königs sei ursprünglich dem Mörder als Braut versprochen gewesen, dann aber von Philipp zur Braut des Andechasers bestimmt worden. Der Zeitpunkt der Tat spricht für diese Deutung: mit der vollzogenen Hochzeit waren Pfalzgraf Ottos Aussichten definitiv zunichte gemacht. Die Détails werden sich nie mehr klären lassen, denn der Mörder konnte zwar zunächst entkommen, wurde dann aber doch gefaßt und dabei sofort seinerseits getötet. In dem Raum, in dem der Mord geschah, waren außer dem König übrigens noch zwei weitere Personen an-

wesend, ein Graf und ein Bischof, wobei sich alle drei von einem gerade vollzogenen Aderlaß ausruhten; der Graf wurde verletzt, der Bischof konnte sich in der Kapelle verstecken.

Der Königsmord von 1208 war ein unerhörtes Ereignis und erschütterte die Zeitgenossen aufs Äußerste. Noch nie war in Deutschland ein König ermordet worden (und es sollte auch nur noch einen zweiten solchen Mord geben, denjenigen an Albrecht I. 1308; Deutschland bildet damit die große und durchaus rühmliche Ausnahme unter den europäischen Staaten). Selbst in den Carmina Burana findet sich ein Text, der den Tod des Königs beklagt.

Dum Philippus moritur Als Philipp starb

tur

Palatini gladio Durch das Schwert des Pfalzgrafen,

Virtus mox contertur Ging auch zugleich die Tugend

tur zugrunde

Scelerosi vitio. Durch den Makel des Verbrechens.

Dulcis mos obtegitur Der gute Brauch ging unter

A doli diluvio. In der Flut der Hinterlist.

Hëu, quo progreditur Wehe, wie weit ist schon

tur

Fidei transgressio! Der Verfall der Treue fortgeschritten!

Lex amara legitur, Das bittere Gesetz herrscht,

Dum caret principio. Wenn die Grundsätze mißachtet werden.

Mel in fel convertitur. Der Honig wandelt sich in Galle.

tur.

Nulla viget ratio. Keinerlei Ordnung herrscht mehr.

Die *lex amara* in der dritten Strophe spielt an auf den *morsus*, den Biß Adams und Evas in den Apfel, der zu *mors*, dem Tode, führte. Der Königsmord wird also dem Sündenfall der ersten Menschen gleichgesetzt. Zu Honig und Galle kann man die Elegie Walthers von der Vogelweide vergleichen: *ich sihe die galle mitten in dem honege sweben*. Papst Innozenz III. allerdings bezeichnete den Mord als

göttliche Entscheidung, wobei wir freilich nicht wissen, wie ihm der Vorgang berichtet wurde.

Unter dem Schock der Tat entstanden sofort Verschwörungstheorien, wie dies in solchen Fällen immer geschieht. In den Verdacht der Mitwisserschaft oder gar Mittäterschaft gerieten auch die Gastgeber der Hochzeitsfeier, Bischof Ekbert von Bamberg und seine Brüder. Eine ordnungsgemäße Verteidigung war in der aufgeheizten Stimmung nicht möglich; ihnen blieb nichts anderes übrig, als zu ihrer Schwester nach Ungarn zu fliehen. Ihre Länder wurden ihnen aberkannt und anderen verliehen, so die bayerischen Besitzungen an den bayerischen Herzog Ludwig I. Die Brüder wurden zwar später rehabilitiert und erhielten ihre Güter auch teilweise zurück, aber die politische Rolle der Andechs-Meranier war ausgespielt. Die Familie ist dann auch in der fünften Generation mit 1248 erloschen.

Neben der Ahndung des Verbrechens stellte sich 1208 auch die Frage, wie es politisch weitergehen sollte. Eine erneute Wahl eines Staufers (aber welches Kandidaten?) und eine Fortführung der Auseinandersetzung mit Otto IV., der machtpolitisch jetzt wieder besser dastand? Es kam nicht dazu, vielmehr wurde Otto IV. jetzt allgemein als König anerkannt, was zweifellos die vernünftigste Lösung war. Der neue König verstand die Situation und zeigte besonderen Eifer bei der Verfolgung der Königsmörder. Zusätzlich heiratete er die Witwe Philipps – ein zur Erhöhung der Legitimität damals gängiges Verfahren. Die Königin aber verfiel in Depressionen und starb schon am 27. August desselben Jahres. Zeugnis dafür ist eine Urkunde, in der sie über das Erbe ihres ermordeten Mannes verfügt und dabei – singulär in der gesamten Urkundenüberlieferung – statt der üblichen Grußformel *salutem et omne bonum* oder dergleichen schreibt: *iudicia dei abyssus multa* (die Wege des Herrn sind unerforschlich).

Besonders delikater war die Situation des bayerischen Herzogs Ludwig I. aus dem Hause Wittelsbach. Immerhin war der neue König der Sohn Heinrichs des Löwen, also jenes Herzogs, den Ludwigs Vater aus der bayerischen Herzogswürde verdrängt hatte. Würde Otto IV. jetzt Bayern für die Welfen zurückfordern und die Wittelsbacher – als Verwandte eines Königsmörders! – in die politische und historische Bedeutungslosigkeit stoßen? Die Gefahr war zweifellos gegeben, zumal das intellektuelle Niveau des Welfen nicht übermäßig hoch anzusetzen war. Ludwig I. entschied sich deshalb für die "Vorwärtsverteidigung" und handelte schnell und entschlossen. Er war einer der ersten, die Otto IV. als König anerkannten, und sein Schritt zog viele noch Unentschlossene mit sich. Er hatte Erfolg, denn König Otto erneuerte ihm das bayerische Lehen und verzichtete so auf alle welfischen Ansprüche – was Ludwig allerdings nicht hinderte, später noch mehrmals zwischen der welfischen und der staufischen Partei hin- und herzuwechseln.

Es bleibt die Frage: ist Philipp wirklich einer Verschwörung zum Opfer gefallen, oder ist er der Wahnsinnstat eines einzelnen erlegen? Und wenn es eine Verschwörung gab: waren die Andechs-Meranier daran beteiligt? Eine Möglichkeit, sich einer Antwort zu nähern, ist die Frage nach dem *cui bono*: wer hatte einen Nutzen von

der Tat? Ins Visier geraten dabei, neben dem Täter selbst, nicht weniger als fünf Personen(gruppen):

1. der neue König Otto IV. selbst. Sein Motiv liegt auf der Hand. Das Werkzeug der Tat, den Pfalzgrafen, anschließend eifrig zu verfolgen, würde ins Bild passen.
2. der Papst, der auf diese Weise seine ursprüngliche Entscheidung doch noch durchsetzt. Die Verhandlungen mit Philipp wären dann Scheinverhandlungen gewesen. Das ist nicht abwegig, denn auch Innozenz IV. hat 1243/4 Friedensverhandlungen mit Kaiser Friedrich II. geführt, obwohl er längst entschlossen war, nach Lyon zu fliehen und den Kaiser abzusetzen. Aber ein Papst als Mordanstifter? Es gab später einen Mordanschlag auf Friedrich II., bei dem Innozenz IV. in den Verdacht der Mitwisserschaft geriet, und es gab auch das Gerücht, Gregor IX. habe den ägyptischen Sultan zum Mord an dem Kaiser anstiften wollen, als dieser während des fünften Kreuzzuges mit ihm Verhandlungen führte (was der Sultan edelmütig zurückgewiesen habe). Aber zur Zeit Friedrichs II. war die Stimmung zwischen den Staufern und dem Papsttum schon so ideologisch aufgeheizt, daß die Quellenkritik an ihre Grenzen stößt. Ich persönlich glaube nicht, daß Innozenz III. etwas mit dem Mord an König Philipp zu tun hatte. Er wäre – wenn überhaupt – offen vorgegangen, wobei ich nicht ausschließen möchte, daß er sich durch eine raffinierte scholastisch-juristische Argumentation selbst eingeredet hätte, im Recht zu sein.
3. Landgraf Hermann I. von Thüringen. Der Landgraf war Anhänger Ottos, ein Angriff auf sein Territorium, in dem er höchstwahrscheinlich unterlegen wäre, stand unmittelbar bevor. Das Motiv liegt also auf der Hand.
4. die Andechs-Meranier waren tatsächlich an einer Verschwörung beteiligt. Ein Autor gibt als Motiv die Sorge um ihre Bamberger Kirchenlehen an, die in Gefahr gewesen seien, und Differenzen mit Philipps Balkanpolitik, die die Interessen ihres ungarischen Schwagers berührt hätte, aber das scheint zu weit hergeholt. Näher liegt die Verbindung zu Thüringen, wo ihre Nichte Elisabeth die künftige Landgräfin war.
5. Herzog Ludwig I. von Bayern. Er profitierte am meisten von der Tat, denn er konnte zur Arrondierung seines Besitzes die Andechs-Meranischen Güter einziehen, wurde die schärfsten Konkurrenten los und war eigentlich erst seit dieser Zeit ein ernstzunehmender Herzog in Bayern. Freilich setzt dies einen eiskalt kalkulierten Plan voraus. Der kühle Rechner und Realpolitiker Ludwig hetzt seinen heißblütigen Verwandten in eine Mordtat, die auch diesen selbst das Leben kosten muß, setzt die Gerüchte gegen die Andechs-Meranier selbst in Umlauf und kann, weil er im Voraus informiert und daher nicht durch das Verbrechen konsterniert ist, sich sofort dem Welfen anschließen, der ihm dafür noch dankbar sein muß? Wie viel Zynismus und Skrupellosigkeit kann man einem bayerischen Herzog zutrauen?

Die Frage muß also offenbleiben. Selbst wenn wir die mittelalterliche Neigung einbeziehen, für ein Unglück oder eine politische Katastrophe immer möglichst einen einzigen Schuldigen zu suchen,

der dann abgrundtief böse ist, darf im konkreten Fall nicht vergessen werden, daß es sich nicht um einen "gewöhnlichen" Mord handelte, sondern um die im wörtlichen Sinne unerhörte Tat eines Königsmordes. Ich halte es daher für am wahrscheinlichsten, daß es wirklich die persönlich motivierte Tat eines Einzeltäters war, die dann unverdienterweise die Andechs-Meranier mit in den Abgrund gerissen hat. Aber die Geschichte ist eben ungerecht.

Otto IV. war nun allgemein anerkannter König. Er wiederholte sofort die Versprechungen, die er dem Papst hinsichtlich des Kirchenstaates gemacht hatte, um seine Unterstützung zu gewinnen, und schon 1209 war er in Rom, um die Kaiserkrone zu empfangen. Unmittelbar vor der Kaiserkrönung spielte sich zwischen Otto und dem Papst folgende bemerkenswerte Szene ab: der Papst erinnerte Otto an seine politischen Zusagen aber der wußte plötzlich von nichts mehr. Innozenz bot an, die entsprechenden Urkunden des Königs zu holen, aber Otto fiel ihm ins Wort und sagte: "Mensch, laß den Wisch im Kasten!" Innozenz berichtet darüber selbst in einem Brief an den französischen König, aus dem noch seine Fassungslosigkeit hervorgeht. Dennoch hat er seinen Wunschkandidaten, der sich als intellektuell dermaßen primitiv erwiesen hatte, zum Kaiser gekrönt – man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen.

Otto zog dann bald wieder aus Rom ab, aber plötzlich kehrte er in Pisa um und zog – gegen alle Zusagen und Versprechen – nach Süden, um das Königreich Sizilien zu erobern und den jungen Friedrich II. zu entthronen, also die Politik Heinrichs VI. wieder aufzunehmen. Innozenz reagierte darauf mit der Exkommunikation des vor wenigen Wochen von ihm zum Kaiser Gekrönten. Dieser wartete nur noch an der Südspitze des Festlandes auf die Schiffe, die ihn und sein Heer auf die Insel übersetzen sollten, als er die Nachricht erhielt, in Deutschland sei ein Gegenkönig gegen ihn gewählt worden. Sofort verlor Otto die Nerven und zog eilends nach Deutschland zurück.

Was war geschehen? Und vor allem: wer war dieser Gegenkönig? Nun: kein anderer als Friedrich II., der Sohn Heinrichs VI. und Neffe jenes Philipp von Schwaben, der bis vor kurzem sein Thronrival gewesen war, bis das Schicksal zugeschlagen hatte. Es ist nicht klar, wer diese Wahl inspiriert hat. Einiges spricht für den französischen König, der im Dauerkonflikt mit dem englischen König stand. Da Otto und die Welfen überhaupt mit den Engländern verbündet waren, stand der französische König auf Seiten der Staufer. Der Papst, an den man zuallererst denkt, hat die Wahl irgendeines Gegenkönigs, der Otto Schwierigkeiten machen sollte, sicher gewünscht und gefördert; mit dem konkreten Kandidaten war er aber wohl weniger glücklich, denn nun erneuerte sich in Friedrich II. jene Vereinigung des Kaiserreiches mit dem Königreich Sizilien, die die Kurie seit zwei Jahrzehnten bekämpfte.

Es kam nun alles darauf an, wie sich der neue König, der gerade 1209 einmal 15 Jahre alt war, dem Papst gegenüber verhalten würde und ob er in Erinnerung behielt, daß Innozenz ihm 1201 das deutsche Königtum abgesprochen hatte.

Es sollte sich zeigen: er hatte es nicht vergessen, aber zunächst einmal ließ sich alles gut an. Friedrich gelang es, von Sizilien nach Deutschland zu kommen, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Kaiser Otto verschwand in der Bedeutungslosigkeit. 1220 wurde Friedrich problemlos zum Kaiser gekrönt und beschäftigte sich dann hauptsächlich mit seinem Königreich Sizilien. In Deutschland vertrat ihn sein 1213 geborener Sohn Heinrich, natürlich unter Vormundschaft, und zwar zunächst des Kölner Erzbischofs Engelbert und dann, als dieser 1225 erschlagen wurde, unter der Aufsicht Herzog Ludwigs I. von Bayern, bis auch dieser 1231 auf der Donaubrücke in Kelheim ermordet wurde.

Bei seiner deutschen Königskrönung in Aachen legte Friedrich II., durchaus überraschend, das Gelübde ab, auf Kreuzzug zu gehen. Die Motive dafür können wir hier nicht erörtern, aber dieses Gelübde führte zu einem Konflikt mit dem Papst, hauptsächlich mit Gregor IX. (seit 1227), der auf einer baldigen Einlösung des Gelübdes bestand, während Friedrich zuerst die Verhältnisse in Sizilien ordnen wollte. Schließlich schloß der Kaiser mit der Kurie einen Vertrag ab, spätestens im Herbst 1227 aufzubrechen, andernfalls der Papst berechtigt sein solle, ihn zu exkommunizieren. Als sich das Kreuzheer in Apulien sammelte, brachen Seuchen aus; auch Friedrich selbst erkrankte und mußte den Zug auf das nächste Jahr verschieben. Der Papst nahm ihm diese Entschuldigung aber nicht ab und verhängte tatsächlich die Exkommunikation über ihn. Friedrich führte 1228 trotz des Bannes den Kreuzzug durch und schaffte es durch geschickte Verhandlungen mit dem ägyptischen Sultan, daß die Christen wieder freien Zugang zu den Heiligen Stätten in Jerusalem erhielten. Schließlich mußte der Papst 1230 die Exkommunikation zurücknehmen.

In Deutschland wuchs währenddessen der junge König Heinrich heran und begann, eine selbständige Politik zu betreiben, die derjenigen des Kaisers zuwiderlaufen konnte. Unter anderem verlieh er den Fürsten eine Reihe von Privilegien, die deren Stellung im Sinne eines mehr föderativen und weniger zentralistischen Staatsaufbaus befestigten. 1235 mündeten die Spannungen zwischen dem König und dem Kaiser in einen offenen Aufstand Heinrichs, der aber schnell zusammenbrach, als Friedrich persönlich in Deutschland erschien. Heinrich wurde als Mitkönig abgesetzt und nach Italien deportiert, wo er 1242 unter ungeklärten Umständen ums Leben kam. Er wäre als Enkel Heinrichs VI. eigentlich als Heinrich VII. zu zählen gewesen, wurde aber offiziell ignoriert, so daß es zu Anfang des 14. Jahrhunderts einen richtigen Heinrich VII. gab. Es ist deshalb üblich, um die Ordnungszahl unseres Heinrich eine Klammer zu setzen: Heinrich (VII.).

1239 brach der Konflikt des Kaisers mit Papst Gregor IX, erneut aus. Der Papst, der sich und seinen Kirchenstaat zwischen Reichsitalien im Norden und dem Königreich Sizilien im Süden eingeklemmt sah – hier noch einmal die Karte:



verbündete sich mit den Städten in der Lombardei, die gegen Friedrich rebellierten. Um diese Städte zu unterstützen, verhängte er am Palmsonntag 1239 erneut die Exkommunikation über den Kaiser, die auch nicht wieder aufgehoben wurde. Sein Nachfolger Innozenz IV. berief schließlich 1245 ein Konzil nach Lyon ein, auf dem er Friedrich als Kaiser, als deutschen König und auch als König von Sizilien für abgesetzt erklärte. Lyon gehörte damals formal noch zum Deutschen Reich, stand aber de facto unter dem Schutz des französischen Königs, so daß sich Innozenz IV., der persönlich ausgesprochen feige war, dort einigermaßen sicher fühlen konnte.

Mit der Absetzung des Kaisers begann das, was man oft als "Endkampf" zwischen den Staufern und dem Papsttum bezeichnet, obwohl man mit Ausdrücken wie "Endkampf" oder "Endsieg" etwas vorsichtig umgehen sollte. Der Streit war auch von einer gewaltigen Propagandaschlacht begleitet, in der sich beide Parteien als Vorläufer des Antichristen diffamierten. Die Texte sind aber so lang und sprachlich so kompliziert, daß ich hier nichts daraus zitieren kann.

Nach der Absetzung Heinrichs (VII.) hatte der Kaiser seinen Sohn aus zweiter Ehe, Konrad IV., zum Mitkönig wählen lassen. Dieser trug die Last des Kampfes gegen die Kurie in Deutschland, weil Friedrich Italien nicht mehr verließ. Zunächst hatte dabei die Kurie die Nase vorn: es gelang ihr, am 22.5.1246 den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zum Gegenkönig wählen zu lassen. Es kam zu einer Schlacht zwischen Konrad IV. und Heinrich, der sog. Schlacht um das Reich, am 5.8.1246, in der der Gegenkönig siegte, weil die schwäbischen Ministerialen König Konrad auf dem Schlachtfeld verließen. Aber schon am 16.2.1247 starb Heinrich Raspe, und dann brauchte die Kurie bis zum 1.11.1248, bis sie in der Person des Grafen Wilhelm von Holland einen neuen Gegenkönig wählen lassen konnte.

Es war also noch alles im Fluß, als am 13.12.1250 überraschend der Kaiser starb. 1251 traute sich Papst Innozenz IV., nach Italien zurückzukehren. Zur gleichen Zeit fuhr auch Konrad IV. nach Italien, denn er wollte jetzt vor allem seine Nachfolge auf Sizilien sichern. Es ist fast komisch zu sehen, wie die beiden Reisegesellschaften sorgfältig vermieden, einander zu begegnen.

Aber ist Friedrich II. im Dezember 1250 wirklich gestorben? Er war erst 56 Jahre alt und zeit seines Lebens in guter gesundheitli-

cher Verfassung. Ist er also gestorben, oder ist er, des ewigen Streites müde, in den Orient gezogen und wird von dort zu gegebener Zeit zurückkehren? Oder hat er sich vielleicht in den Kyffhäuser zurückgezogen, wo er, in sympathischer Verbindung mit Kaiser Karl dem Großen im Untersberg, wartet, bis er wiederkehrt und des Reiches Herrlichkeit wieder aufrichtet? Weitere Teilnehmer dieses irdischen Netzwerkes sind übrigens Theoderich der Große und König Artus im Ätna.

Aber haben Sie keine Angst: als im 17. Jahrhundert Friedrichs Sarg geöffnet wurde, war seine Leiche noch vorhanden und sah so aus:



Das paßt auch recht gut zu den verbalen Beschreibungen, die es von ihm gibt.

Oder ist er es, auf den sich die Weissagung der erythräischen Sibylle bezieht? Etwa in der Mitte des Textes heißt es:

*Oculos eius morte claudet abscondita
Supervivetque.
Sonabit et in populis:
"Vivit, non vivit"
Uno ex pullis pullisque pullorum superstite.*

(Er wird seine Augen in verborgenem Tode schließen und weiterleben. Und es wird in den Völkern klingen: 'Er lebt, er lebt nicht.' Denn eines von seinen Kindern und den Kindern seiner Kinder wird übrigbleiben.)

Das bedeutet zunächst nur, daß sein Geschlecht mit seinem Tode nicht ausgestorben ist, weil er Kinder und Enkel hat. Aber eine hinreichend erregte Phantasie kann dies so deuten, wie bereits gesagt wurde, daß er sich nur zurückgezogen hat, scheinbar also tot ist, in Wirklichkeit aber lebt und wiederkommen wird.

Diese Erwartung war so lebhaft, daß sie sich materialisierte; mit anderen Worten: es traten in den folgenden Jahren eine ganze Serie von Personen auf, die sich als der zurückgekehrte Friedrich ausgaben und zumindest vorübergehend auch Glauben fanden. Rudolf von Habsburg hatte mit einer Reihe von ihnen zu tun, und einer dieser falschen Friedrichs (mit echtem Namen Dietrich Holzschuh), der 1283 – 1285 zunächst in Neuß am Rhein, dann in Wetzlar Hof hielt und sogar ein eigenes Siegel führte und Urkunden ausstellte, war recht gefährlich. Die entlarvten Betrüger wurden gründlich vernichtet; mit anderen Worten: sie wurden verbrannt.

Wo aber hält sich der echte Friedrich verborgen? Die Antwort lautet sehr einfach: im Kyffhäuser. Im Laufe der Jahrhunderte wurde dabei Friedrich II. mit seinem populäreren Großvater gleichen Namens verwechselt, was auch dazu führt, daß sich sein Bart, der in den ältesten Berichten noch weiß ist, ins Rötliche verfärbt und schließlich durch den Tisch wächst. Warum es dann 630 Jahre später zur Geschäftsaufgabe kam, haben wir schon im 9. Kapitel gehört.

13. KAPITEL: DIE SCHRECKLICHE, DIE KAISERLOSE ZEIT – DEUTSCHLAND IM INTERREGNUM

MIT DEM TODE Friedrichs II. brach eine Welt zusammen, ganz ähnlich wie 1789 oder 1914. Es dauerte 62 Jahre, bis es wieder einem deutschen König gelang, die Kaiserkrone zu erwerben, und diese Aktion erwies sich, wie wir im 18. Kapitel sehen werden, als großartiger Anachronismus. Zunächst aber sind wir im banalen 13. Jahrhundert, genauer in seiner zweiten Hälfte. Das 13. Jahrhundert war etwa unter dem Gesichtspunkt der Naturwissenschaften eine ausgesprochen produktive Zeit – nicht zufällig ist an seinem Ende die moderne, gleichmäßig laufende Uhr erfunden worden, die die Voraussetzung der heutigen Naturwissenschaft bildet –, aber politisch herrschten Chaos und Planlosigkeit.

Wilhelm von Holland, der seit 1248 als Gegenkönig gegen den Kaiser und Konrad IV. fungierte, blieb nach dessen Abzug nach Italien in Deutschland allein übrig und scheint seine Sache auch gar nicht so schlecht gemacht zu haben, aber er kam schon am 28.1.1256 im Alter von etwa 30 Jahren ums Leben, als er auf einem Winterfeldzug in Friesland im Eis einbrach und ertrank.

Dann passierte erst einmal gar nichts. Erst 1257 rafften sich die Kurfürsten zu einer Neuwahl auf. Jetzt wird also klar sichtbar, daß nur noch die sieben Kurfürsten den König wählen, wobei wir tatsächlich nicht wissen, wie es zu dieser Verengung des Wählerkreises gekommen ist. Schon Innozenz III. hatte 1201 von den Fürsten gesprochen, denen hauptsächlich die Wahl oblag, aber weitere Wähler nicht ausgeschlossen. Die wahrscheinlichste und zugleich banalste Erklärung lautet, daß nur diejenigen überhaupt zur Wahl kamen, die dabei Funktionen hatten, nämlich die Erzkanzler und die Inhaber der Erzämter, die diese beim anschließenden Krönungsmahl ausüben mußten. Geringe und immer geringer werdende Wahlbeteiligung ist ja auch ein heutiges Phänomen; moralische Entrüstung über das Desinteresse der übrigen Wähler ist also nicht angebracht.

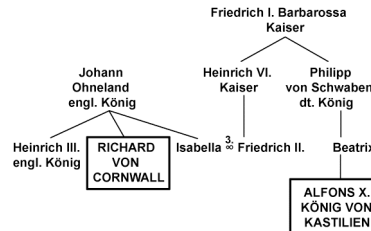
Die sieben Kurfürsten sind, um dies der Vorsicht halber namhaft zu machen:

1. der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler für Deutschland;
2. der Erzbischof von Köln als Erzkanzler für Italien;
3. der Erzbischof von Trier als Erzkanzler für Burgund bzw. das Arelat.

Die übergreifende Rechtskonstruktion, daß der deutsche König zugleich auch König von Reichsitalien und von Burgund ist, bleibt also aufrechterhalten, und zwar bis zum Ende des Ancien Régime, auch wenn der politische Gehalt immer mehr abnimmt. Zu diesen drei geistlichen Kurfürsten gesellten sich

4. der König von Böhmen als Erzmundschenk;
5. der Herzog von Sachsen als Erzmarschall;
6. der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchseß und
7. der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.

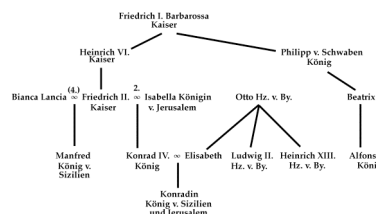
Diese sieben Herren wählen jetzt also, aber es gelingt ihnen, wieder einmal eine zwiespältige Wahl zustande zu bringen. Gewählt werden zudem zwei "Ausländer", nämlich Richard von Cornwall, der Bruder des englischen Königs, und Alfons X., König von Kastilien. Wenn wir uns die Genealogie der beiden Kandidaten ansehen, erscheint ihre Wahl aber gar nicht mehr so abwegig:



Beide sind also eng mit den Staufern verwandt. Trotzdem war von keinem der beiden eine aktive Politik in und für Deutschland zu erwarten. Tatsächlich ist Richard nur einmal kurz hier aufgetaucht, Alfons überhaupt nicht. Es ist also berechtigt, von einem Interregnum, einer königslosen Zeit zu sprechen.

Man darf aber nicht nur die negativen Aspekte betonen: das Fehlen der Zentralmacht führte dazu, daß sich die staatliche Entwicklung stärker auf die Territorien verlagerte, also eine Stärkung des föderalistischen Prinzips, das für Deutschland ja bis heute charakteristisch ist. Diejenigen, die den Föderalismus heute madig machen, sollten daran denken, daß sowohl die Nazis als auch die Kommunisten in der DDR als erste Maßnahme zur Errichtung ihrer Diktatur den Föderalismus beseitigt haben.

Lassen Sie mich nun als zweiten und längeren Teil dieses Kapitels auf eine Gestalt eingehen, die auf die deutsche Geschichte eine erhebliche Wirkung ausgeübt hätte, wenn sie denn dazu Zeit und Gelegenheit gehabt hätte. Als Konrad IV. 1251 nach Italien aufbrach, ließ er seine Königin Elisabeth im 4. Monat schwanger zurück. Am 25. März 1252 kam auf der heute verschwundenen Burg Wolfstein bei Landshut ein männliches Kind zur Welt, das den Namen Konrad erhielt. Die Form Konradin ist zwar zeitgenössisch, wurde aber erst in Italien gebraucht, wie aus der Wortform ja auch hervorgeht. Elisabeth war die Tochter des bayerischen Herzogs Otto II. des Erlauchten; die Brüder Elisabeths, Ludwig II. der Strenge und Heinrich XIII., waren also seine Onkel.



Als Konrads IV. seinerseits schon 1254 starb, erbte Konradin dessen Titel eines Königs von Jerusalem und Sizilien und eines Herzogs von Schwaben sowie auch das gesamte staufische Hausgut, also den Allodialbesitz der Familie. Darüber hinaus erwarb er auch

einen gewissen Anspruch darauf, zu gegebener Zeit zum deutschen König gewählt zu werden, wenn dies auch zunächst kein konkreter Rechtstitel war. Da Konrad IV. in Sizilien als Konrad I. gezählt werden muß, ist Konradin dort der zweite König dieses Namens; entsprechend bezeichnet er sich selbst in seinen Urkunden als *Conradus secundus dei gratia Ierusalem et Sycilie rex*.



Ebenso auf seinem Siegel:



Über Konradins Jugend wissen wir fast nichts, wie überhaupt irgendwelche persönlichen Züge gänzlich unbekannt bleiben. Auch später läßt sich nie entscheiden, inwieweit er selbst handelte oder von anderen zum Handeln veranlaßt wurde. Konradin erhielt eine gute Ausbildung. In Italien wurden seine Lateinkenntnisse wohlgefällig vermerkt. Auch in den ritterlichen Kenntnissen wurde er unterrichtet, wenn er auch so jung war, daß er erst kurz vor seiner Katastrophe bereits in Italien den Ritterschlag erhielt. Auch einige sehr konventionelle Minnelieder sind von ihm überliefert. Hier sehen Sie ihn als Minnesänger in der Manesseschen Liederhandschrift:



Seine bayerischen Oheime fungierten als Vormünder und betrieben eine vorsichtige Politik, die in erster Linie darauf zielte, seine deutschen Ansprüche zu wahren. Sie wären allerdings keine Wittelsbacher gewesen, wenn sie ihre Vormundschaft aus völlig uneigennütigen Motiven geführt hätten. Auch wenn man es zunächst nicht voraussehen konnte, hat sich für sie Konradins Untergang im Nachhinein als lukratives Geschäft erwiesen. Überhaupt darf man sich die Verhältnisse am bayerischen Hof nicht allzu idyllisch vorstellen: Konradins älteste Jugenderinnerung dürfte es gewesen sein, daß Herzog Ludwig am 18. Januar 1256 seine Frau Maria von Brabant auf einen bloßen Verdacht hin hinrichten ließ, was ihm den Beinamen Ludwig "der Strenge" einbrachte; zur Sühne mußte er übrigens das Kloster Fürstenfeld stiften.

Zu Pfingsten 1262 ließen seine Vormünder Konradin einen Hoftag in Ulm abhalten, auf dem er förmlich Besitz vom Herzogtum Schwaben ergriff. Damals kam er auch zum ersten Mal politisch mit Italien in Berührung, denn es erschienen Gesandtschaften der Städte Lucca und Florenz.

An dieser Stelle muß ich nun den großen Gegner Konradins einführen: Karl von Anjou. Er war ein Bruder König Ludwigs IX., allerdings der jüngste, und hatte als solcher in Frankreich kaum Karrierechancen. Deshalb griff er zu, als der Papst ihm anbot, neuer König von Sizilien zu werden, anstelle des abgesetzten Friedrich II. Da die Kurie seit 1059 Lehnsherr des Königreichs Sizilien war, sah der Papst sich als berechtigt an, diese Königskrone neu zu vergeben,

nachdem sie Friedrich II. aberkannt worden war. Das Problem war allerdings, daß die päpstliche Absetzungsverfügung in Sizilien völlig wirkungslos blieb. Friedrichs II. Herrschaft war bis zu seinem Tode unangefochten, ebenso die seines Sohnes Konrad IV., und danach regierte als Statthalter Konradins ein unehelicher Sohn des Kaisers, Manfred. Aus unbekanntem Gründen nahm dieser Manfred dann 1258 für sich selbst die Krone an.

Gegen diese fest etablierte staufische Herrschaft mußte sich Karl von Anjou also durchsetzen, wenn er sein neues Reich tatsächlich in Besitz nehmen wollte. Karl von Anjou hat in Deutschland einen ausgesprochen schlechten Ruf – Sie werden am Ende dieses Kapitels hören, warum, wenn Sie es nicht bereits wissen –, und das müssen wir auch bedenken, wenn wir sein Bild betrachten:



Nun ja, sympathisch wirkt dieses Gesicht nicht.

Karl von Anjou wurde also vom Papst mit Sizilien belehnt:



und am 6.1.1266, also dem Tag der Heiligen drei Könige, in Rom gekrönt. Anschließend drang er mit seinem Heer in das Königreich Sizilien ein. Vorsichtshalber möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß dieses Königreich nicht nur die Insel, sondern auch das ganze süditalienische Festland bis fast vor die Tore Roms umfaßte; auf der Karte das geprenkelte Gebiet:



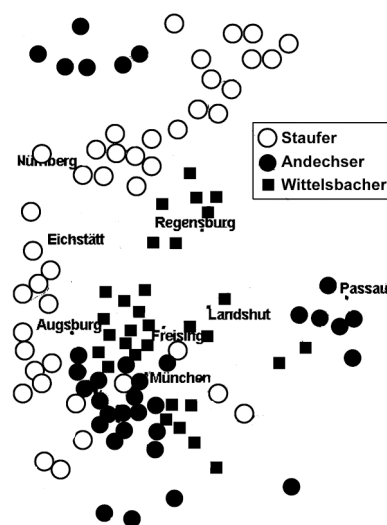
König Manfred trat ihm erst bei Benevent entgegen – offenbar unterschätzte er die Bedrohung –, unterlag ihm aber dort in der Schlacht am 26.2.1266, wobei er auch selbst ums Leben kam. Damit war durch einen einzigen militärischen Erfolg die Entscheidung zugunsten Karls gefallen. Da König Manfred als Sohn Friedrichs II. und Gegner des vom Papst gemanagten Karl von Anjou exkommuniziert war und im Kirchenbann starb, kann Dante in seiner Divina Comedia ihn weder ins Paradies noch auch nur ins Purgatorium versetzen. Er läßt ihn in einem Zwischenzustand auftreten, bei jenen, die noch auf

die Überfahrt zum Purgatorio warten müssen. Als Dante ihn darauf anspricht, antwortet er, er sei zwar im Bann gestorben, aber die Gnade Gottes sei stärker als der Fluch der Prälaten.

Die Niederlage Manfreds in der Schlacht von Benevent änderte auch Konradins Lage schlagartig. Nun war er der Hoffnungsträger der staufischen Partei, und im Laufe der Zeit fand sich eine ganze Reihe sizilischer Exulanten bei ihm ein, die Karl von Anjou entkommen waren. All diese Exulanten drängten den jungen Konradin zum militärischen Eingreifen in Italien. Ihre Position war auch deshalb günstig, weil Konradin vier Wochen nach der Schlacht von Benevent am 25.3.1266 vierzehn Jahre alt wurde. Das bedeutete nach damaligem schwäbischem Recht seine Volljährigkeit und das Ende der Vormundschaft seiner Onkel. Die Exulanten drängten zweifellos auch mit dem Argument zur Eile, man dürfe nicht warten, bis sich Karl in seinem neuen Reich festgesetzt habe, sondern müsse ihn attackieren, solange seine Position noch ungesichert sei.

Im Oktober 1266 fand in Augsburg ein Hoftag statt, um über den Italienzug zu beraten. Die bayerischen Herzöge, vor allem Heinrich XIII., warnten vor dem Unternehmen, konnten sich aber nicht durchsetzen. Vielmehr wurde der Zug beschlossen und der Aufbruch für den Herbst nächsten Jahres festgesetzt. Konradin verteilte auch gleich die obersten Hofämter seines noch gar nicht eroberten Königreichs an seine italienischen Anhänger. Das hatte allerdings auch Karl von Anjou bereits vor seinem Aufbruch nach Italien getan. Im Gegensatz zu Karl und auch zu Konrad IV. fällt aber auf, daß Konradin seinem Hof ein eindeutig italienisches Gepräge geben wollte.

Konradins wichtigste Aufgabe war aber zunächst die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Die Exulanten versprachen die Unterstützung der italienischen Bankiers, aber es war unsicher, ob sich das würde realisieren lassen. Konkreter war die Hilfe der bayerischen Herzöge, die allerdings auch mit der Möglichkeit rechneten, daß der Zug scheitern könnte und sich deshalb praktisch den gesamten Besitz Konradins nördlich der Alpen als Sicherheit verpfänden ließen.



Da Konradin nicht in der Lage war, diese Pfänder wieder einzulösen, führte die Transaktion auf die Dauer zu einer vorteilhaften Abrundung des wittelsbachischen Besitzes.

Auf dem Augsburger Hoftag wurde auch ein politisches Manifest erlassen, in dem Konradin die Ziele seiner Politik offenlegt. Es ist zwar nicht sicher, ob diese *protestatio* jemals publiziert wurde, aber ihr Inhalt ist dennoch wichtig für unsere Kenntnis seiner Ziele – oder der Ziele, die er nach Ansicht seiner Ratgeber verfolgen sollte. Konradin schildert darin alles Unrecht, das die Päpste im Laufe der Vergangenheit ihm zugefügt haben, betont aber dennoch, daß sich der Zug nicht gegen den Papst richte, sondern nur gegen den Räuber seines Erbes, Karl von Anjou. Daß der Papst es war, der Karl nach Italien gerufen hatte, wird dabei nicht erwähnt. Das Manifest gipfelt in der rhetorischen Frage des Staufers an den Papst: "Wodurch haben wir dich verletzt, heiliger Vater, daß du wie ein Stiefvater so vielfältig und ungerecht gegen uns vorgehst – es sei denn, du hältst es bereits für eine schwere Beleidigung, daß wir überhaupt auf Erden leben?" – *verum tamen gravem offensam reputas, quod sumus super terram?*

Diese Frage trifft den Nagel auf den Kopf, denn die Kurie hatte sich von Gregor IX. an so sehr ihre apokalyptische Feindschaft gegen die gesamte staufische Familie hineingesteigert, daß sie selbst die bloße Existenz eines Mitgliedes dieser Familie als Bedrohung empfand, der sie sich nur die physische Vernichtung dieses Mitgliedes erwehren konnte. In der Politik der Kurie lag eine furchtbare Konsequenz und zugleich eine Zwangsläufigkeit, der sich selbst die besonnenen Kardinäle im entscheidenden Augenblick nicht entziehen konnten. Nur durch diese apokalyptische Vergiftung ist es zu erklären, daß die Möglichkeiten einer Versöhnung, die sich wiederholt boten, nicht ergriffen wurden.

Die beste Chance hätte sich nach dem Tode Konrads IV. geboten. Damals bestand erneut die Möglichkeit einer Teilung der staufischen Familie in zwei Linien: eine italienische unter Manfred und eine deutsche unter Konradin. Manfred hatte kein Interesse an Deutschland; er wäre in die traditionelle normannische Mittelmeerpolitik eingeschwenkt und hätte so die lateinische Komponente im Orient gestärkt, was die Kurie nur hätte begrüßen können.

Der damals zweijährige Konradin wäre zunächst gar nicht zu fürchten gewesen. Später hätte die Kurie durchaus seiner eventuellen deutschen Königswahl zustimmen und ihm sogar die Kaiserkrone in Aussicht stellen können. Bis Konradin sich in Deutschland durchgesetzt hätte, wäre die Trennung der Linien schon so fest etabliert gewesen, daß Konradin ohne Zustimmung des Papstes gegen Manfred nichts hätte unternehmen können. Das wäre zwar auch eine Enterbung Konradins in Bezug auf Sizilien gewesen, aber für alle Teile doch immer noch das kleinere Übel.

Übrigens hätte es für eine solche Lösung sogar ein politisches Vorbild gegeben: den Vertrag zwischen Innozenz III. und Philipp von Schwaben, der Philipp gegen Verzicht auf alle sizilischen Ansprüche die päpstliche Anerkennung der deutschen Krone bringen sollte und der nur deshalb unerfüllt blieb, weil Philipp ermordet wurde. Die apokalyptische Vergiftung der Auseinandersetzung zwischen Gregor IX.

und Friedrich II. hat eine solche Lösung 1254 unmöglich gemacht, und es blieb beim totalen Krieg zwischen den Staufern und dem Papsttum.

Auf die Beschlüsse des Augsburger Hoftages reagierte Clemens IV. denn auch mit einem Prozeß gegen Konradin. Er lud ihn für das nächste Frühjahr zur Verantwortung nach Rom vor und drohte für den Fall des Ungehorsams mit der Exkommunikation. Desungeachtet brach Konradin planmäßig im September 1267 von Augsburg aus nach Italien auf. Am 21. Oktober 1267 traf er in Verona ein. In seiner Begleitung befand sich ein relativ kleines Heer, dem auch einige deutsche Fürsten angehörten. Die beiden wichtigsten von ihnen, Herzog Ludwig von Bayern und der reiche schweizerische Graf Rudolf von Habsburg, kehrten aber bereits in Verona wieder um. Konradin selbst saß dort erst einmal 3 Monate fest, weil es Finanzprobleme gab. Während dieser Zeit verhängte der Papst tatsächlich die Exkommunikation über ihn. Am 17. Januar 1268 konnte Konradin schließlich aus Verona abreisen, am 20. Januar war er in Pavia. Von dort brach er am 22. März auf und gelangte zu Schiff nach Pisa, wo er am 7. April 1268 eintraf. Das Heer kam zu Lande nach und langte am 2. Mai ebenfalls in Pisa an. Von dort aus durchquerte er die Toskana.

Während der ganzen Zeit wurde er in den staufisch gesinnten Städten begeistert empfangen, während die päpstlich gesinnten Kommunen sich gleichgültig verhielten und ihm keine Hindernisse in den Weg legten. Der Papst sagte allerdings in einer Predigt vom 27. Mai 1268: "Fürchtet euch nicht, denn wir wissen, daß dieser Jüngling von nichtswürdigen Menschen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird." Er hatte im Endeffekt recht, und wir werden uns noch fragen müssen, wie weit er auf die Erfüllung seiner Prophezeiung Einfluß genommen hat.

Zunächst sah es aber nicht danach aus. Vielmehr errang das Heer Konradins am 25. Juni bei Siena sogar einen Sieg über eine Truppenabteilung Karls von Anjou, wobei deren Anführer, der Marschall Jean de Braiselves, gefangengenommen wurde. Konradin selbst kam am 24. Juni in Siena an, das er am 7. Juli in Richtung auf Rom wieder verließ. Er zog in Sichtweite an der päpstlichen Residenz Viterbo vorbei. Die Kurie attackierte er jedoch nicht, gemäß seinem Grundsatz, er kämpfe nicht gegen den Papst, sondern nur gegen Karl von Anjou. Am 24. Juli zog er in Rom ein, wo er mit den einem römischen Kaiser zustehenden Ehren empfangen wurde.

Wir müssen an dieser Stelle einen Augenblick innehalten und uns fragen: wie waren denn die Aussichten des ganzen Unternehmens? Wurde hier ein schwärmerischer Jüngling von seinen eigenen geldgierigen Onkeln ins sichere Verderben geschickt, die sich dann auch noch sein Erbe unter den Nagel rissen? In der älteren Literatur wurde dies in der Tat oft so dargestellt, und erstaunlich viele Bücher über Konradin enthalten bereits im Titel Ausdrücke wie "Traum" und dergleichen.

Heute sieht man das differenzierter: Karl war in seinem neuen Reich kein beliebter Herrscher. Es wurde schnell klar, daß er es eigentlich nur als Finanzquelle für viel weiterreichende Pläne ansah,

die ihn auf den Thron eines erneuerten lateinischen Kaiserreiches in Byzanz führen sollten. Daß er zum Kaisertum berufen sei, leitete er aus der Namensgleichheit mit dem abendländischen Kaiser schlechthin, Karl dem Großen, ab. Und in Karls Vorstellung führte sein von der Vorsehung vorgezeichneter Weg schließlich von Byzanz weiter nach Jerusalem.

Besonders unbeliebt war Karl auf der Insel Sizilien. Sie war zur Zeit der Normannen und auch noch unter Friedrich II. das Zentrum des Reiches gewesen, mit Palermo als Haupt- und Krönungsstadt. Karl von Anjou hat Sizilien nur zweimal kurz betreten, auf der Hinreise und der Rückreise zum 7. Kreuzzug seines Bruders König Ludwigs des Heiligen. Das Zentrum seiner Herrschaft lag in Neapel. Verhaßt war Karl selbstverständlich bei den Sarazenen von Lucera in Apulien. Dorthin hatte Friedrich II. die sizilischen Moslems umgesiedelt, deren Aufstand er zu Beginn seiner Regierung niedergeschlagen hatte. Sie durften dort aber bei ihrem Glauben bleiben und bildeten eine Art militärische Reserve, die gegen alle Bannflüche des Papstes immun war. Diese Sarazenen gaben sich zweifellos keinen Illusionen hin, wie es ihnen unter dem bigotten Karl ergehen würde, und so ist es dann auch tatsächlich eingetreten.

Sobald Konradin also in die Nähe von Karls Reich kam, begann dessen Haus an allen Ecken zu brennen. Auf Sizilien kam es zu Aufständen, und die Sarazenen von Lucera erklärten sich sofort für Konradin. Eine einzige verlorenene Schlacht hatte 1266 zum Sturz des seit Jahrzehnten in seinem Reich fest etablierten König Manfred geführt – eine Niederlage des in seinem Reich unbeliebten Karl oder auch nur ein unklarer Ausgang der Schlacht hätte seine Herrschaft sofort zum Einsturz gebracht.

Es kam indes anders, denn Konradin unterlag am 23. August 1268 in der Schlacht von Tagliacozzo. Die Schlacht fand in einer propagandistisch aufgeheizten Atmosphäre statt; daß z.B. Konradin von den Sarazenen von Lucera unterstützt wurde, veranlaßte Karl dazu, seine Truppen als das "christliche Heer" zu apostrophieren. Der Papst trat dieser Argumentation bei und erklärte die Abwehr Konradins zum Kreuzzug. Die Kampfhandlungen wurden staufischerseits dadurch eröffnet, daß der bei Siena gefangengenommene Heerführer Karls vor den Augen der gegnerischen Truppen hingerichtet wurde. Karl seinerseits bediente sich einer Kriegslist und staffierte einen seiner Ritter mit den königlichen Insignien aus, die er selbst nicht trug.

Der erste Teil der Schlacht endete mit der Niederlage von Karls Truppen; ein Teil von ihnen suchte sein Heil in der Flucht. Unter den Toten war auch der vermeintliche König. Konradins Truppen begannen, wie das im Mittelalter üblich war, mit der Plünderung der Gefallenen. Sie taten das mit um so größerer Sorglosigkeit, als sie ja glauben mußten, der gegnerische Feldherr sei gefallen und sie hätten die Schlacht gewonnen. Dem war aber nicht so, denn Karl hatte unter seinem eigenen Kommando eine Abteilung zurückgehalten und für die Feinde unsichtbar aufgestellt, mit der er jetzt über die sorglos Plündernden herfiel. Außerdem war die vorhin erwähnte Flucht nur eine Scheinflucht gewesen, die die Kräfte des Gegners zersplittern

sollte. Mit einem Wort: der schon sicher geglaubte staufische Sieg verwandelte sich in eine vollkommene Niederlage, und nun war es an Konradin, seinerseits die Flucht, und diesmal eine echte Flucht, anzutreten. Sie endete mit seiner Gefangennahme durch einen römischen Adligen und seine Auslieferung an Karl von Anjou.

Was sollte Karl mit seinem prominenten Gefangenen nun machen? Wir wissen, was geschah: Karl verurteilte ihn zum Tode und ließ ihn am 29. Oktober 1268 auf dem Marktplatz von Neapel öffentlich köpfen. Konradin war sechzehneinhalb Jahre alt, als er starb. Diese Exekution hat aber eine politische und eine rechtlich-moralische Seite, mit der wir uns jetzt befassen müssen. Die politische Frage lautete ganz brutal: konnte Karl es sich leisten, Konradin am Leben zu lassen? Die Antwort auf diese Frage lautete, zumindest aus seiner Sicht, ebenso brutal: nein, er konnte es nicht. Selbst ein noch so gut bewachter, lebenslang gefangen gehaltener Konradin wäre eine ständige Gefahr für ihn gewesen, ein Kristallisationspunkt aller anjoufeindlichen Bestrebungen. Tatsächlich gab es später Betrüger, die sich als der entkommene Konradin ausgaben. So gesehen, mußte der Knabe beseitigt werden, und zwar auf eine Weise, die an seinem Tod keinen Zweifel ließ, also durch die öffentliche Hinrichtung.

Man muß aber doch die Frage stellen, ob sich die Erfüllung dieses politischen "Sachzwanges", diese "alternativlose" Entscheidung, mit der Rolle eines christlichen Königs vertrug, die Karl ausdrücklich für sich in Anspruch nahm. Wäre er als solcher nicht zu einem Gnadenakt verpflichtet gewesen, auch wenn dies politische Gefahren in sich barg? Und hätte nicht der Lehnsherr Karls, Papst Clemens IV., für Konradin eintreten müssen?

Über die Rolle des Papstes ist viel gerätselt worden. Wir wissen nicht, ob er Konradins Tod gewünscht oder nur geduldet hat oder ob er nicht damit gerechnet hat, daß Karl das Todesurteil tatsächlich würde vollstrecken lassen. Wir wissen nur, daß er den verurteilten Konradin von der Exkommunikation losgesprochen hat. Davon, daß er zu seinen Gunsten interveniert hat, ist aber in keiner Quelle in irgendeiner Form die Rede. Ich fürchte daher, daß die Kurie so sehr in ihrem Haß gegen die Staufer gefangen war, daß sie tatsächlich die physische Vernichtung des jungen Mannes wünschte. Dies war auch schon den Zeitgenossen bewußt; ich erinnere Sie an das Manifest Konradins vor seinem Aufbruch, in dem er den Papst fragt, ob dieser denn seine bloße Existenz bereits als Verbrechen ansehe.

Trotzdem muß man überlegen, ob die Hinrichtung Konradins nicht auch aus politischer Sicht, langfristig gesehen, ein Fehler war. Karls Herrschaft in Süditalien und vor allem auf Sizilien konnte nach dieser Maßnahme nur eine Gewalt- und Fremdherrschaft sein; es war unmöglich, daß er in ein normales Verhältnis zu seinen Untertanen trat. Die Folgen zeigten sich nach 14 Jahren, also innerhalb einer historisch gesehen recht kurzen Frist: 1282 kam es zu einem Aufstand auf Sizilien, der sog. Sizilischen Vesper, die auf der Insel Sizilien die Herrschaft Karls und seiner Dynastie auf Dauer beendete.

Werfen wir noch einen ganz kurzen Blick auf das, was man als Konradins Nachleben bezeichnen könnte, d.h. auf das Interesse, das seine Gestalt bei Politikern und Schriftstellern gefunden hat. Dieses Interesse entzündet sich vor allem an zwei Aspekten: einmal daran, daß hier ein deutscher Fürst von einem Franzosen in den Tod geschickt wurde, und zweitens daran, daß hinter diesem Franzosen der Papst stand. Die Perspektive verschiebt sich dabei so weit, daß schließlich der Papst wie in einem Inquisitionsprozeß das Urteil fällt und Konradin dann der weltlichen Gewalt zur Hinrichtung ausliefert. Dieser Aspekt wird selbstverständlich in der konfessionellen Polemik der Reformationszeit hervorgehoben. Es gibt ein Flugblatt, das von Lucas Cranach gezeichnet und von Martin Luther mit Text versehen ist, auf dem der Papst Konradin eigenhändig den Kopf abschlägt.



*Gros gut die Keiser han gethan | Dem bapst: vnd vbel gelegt an. |
Dafür jm der Bapst gedäckt hat | Wie dis bild dir die warheit sagt. |
Mar(tin) Luth(er) D(octor) | 1545*

Vom 19. Jahrhundert an tritt der nationalistische Aspekt in den Vordergrund: der ruchlose gallische Thronräuber, der den edlen deutschen Jüngling, der nur sein gutes Recht verlangt, heimtückisch fängt und ermorden läßt. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an verbindet sich die Konradin-Frage aber mit dem berühmten Sybel-Ficker-Streit, also mit der Kontroverse über Wert oder Unwert des deutschen Engagements in Italien. Unter diesem Gesichtspunkt wird Konradins Zug zur politisch-historischen Torheit und zu einer Episode ohne weltgeschichtliche Bedeutung. Daß diese Sicht falsch ist, habe ich Ihnen, so denke ich, hinlänglich gezeigt.

In Bayern ist die Erinnerung an ihn nicht ganz erloschen, wenn auch mehr im romantischen Sinne. Der bayerische Kronprinz Maximilian ließ sein Grab mit einer Statue des Bildhauers Thorwaldsen versehen:



Ob es zutrifft, daß Hitler seine Leiche nach Deutschland habe bringen lassen wollen – also gewissermaßen "heim ins Reich" –, aber von den Neapolitanern darin gehindert worden sei, konnte ich nicht näher ermitteln.

Opern und Schauspiele über Konradin gibt es meines Wissens nicht; sie wären mit einem Helden, der eigentlich nichts anderes tut als sich köpfen zu lassen, auch dramaturgisch schwierig. Es gibt aber etliche Balladen über Konradin, die aber so kitschig sind, daß ich sie damit verschonen will (wenigstens in dieser Vorlesung).

IV. TEIL: INTERMEZZO – SPRACHE UND KULTUR IM DEUTSCHEN MITTELALTER

**14. KAPITEL:
DEUTSCH, GERMAN, ALLEMAND, NĚMECKÝ – WAS SIE
SCHON IMMER ÜBER DIE DEUTSCHE SPRACHE WISSEN
WOLLTEN, SICH ZU FRAGEN ABER NIE GETRAUT HABEN**

DEUTSCHE SPRACHE, schwere Sprache – dieses beliebte Diktum ist wahr und falsch zugleich. Es ist falsch, denn es ist leicht möglich, sich so viel an deutschen Wörtern anzueignen, daß man sich irgendwie verständigen kann. Außerdem hat die deutsche Sprache eine sehr robuste phonetische Struktur: man muß ein deutsches Wort schon arg mißhandeln, bis es unverständlich wird. Der Stoßseufzer trifft aber zu, wenn es darum geht, ein grammatisch und syntaktisch richtiges und kultiviertes Deutsch zu sprechen und zu schreiben – so wie man es etwa von einem Studenten erwarten kann. Wir wollen im folgenden zunächst die Herkunft und Struktur der deutschen Sprache betrachten und uns dann mit einigen interessanten, mitunter aber auch lästigen Eigenarten befassen.

Zunächst einmal: wie heißt diese Sprache eigentlich? Ich konnte Ihnen im Titel des Kapitels gleich vier Bezeichnungen angeben, die ich hier noch einmal in eine Tabelle fassen will:

	Land	Bewohner
deutsch	Deutschland	Deutsch
englisch	Germany	German
französisch	Allemagne	Allemand
spanisch	Alemania	Alemán
portugiesisch	Alemanha	Alemão
italienisch	Germania	Tedesco
tschechisch	Německo	Německý
lateinisch		theotiscus

Das Wort "deutsch" kommt von althochdeutsch *thiutisk*, abgeleitet von *thiut*, *thiot*, *thiet* und später *diet*, was man auch als ersten Bestandteil von Namen wie "Theoderich" = "Dietrich" kennt. Es bedeutet einfach "Volk". Das Deutsche ist also die volkstümliche Sprache, die im Gegensatz zum gelehrten Latein auch von den normalen Leuten verstanden wird. Die englischen Ausdrücke sind im Grunde sinnlos, denn die Engländer sind selbst ebenfalls Germanen; pikanterweise gibt es im Englischen auch das Wort *dutch*, das dort aber die Holländer bezeichnet. Die Franzosen (und mit ihnen die Spanier und Portugiesen) bezeichnen uns nach den unmittelbaren Nachbarn, den Alemannen in Baden und der Schweiz. Die Italiener sind ganz inkonsequent und mischen zwei Bezeichnungen: Germanien für das Land und *tedesco* = "deutsch" für die Bewohner und die Sprache. Die slawische Bezeichnung ist eigentlich recht unfreundlich, denn *německý* leitet sich ab von "niemand", also ähnlich wie die alten Griechen die fremdsprachigen Völker als Stotterer, als Barbaren, bezeichnet haben. Im Lateinischen gibt es die von *thiutisk* abgeleitete Form *theotiscus*, die manchmal als *teutonicus* mißverstanden wird. (Die Teutonen waren ein Germanenstamm, der zusammen mit den

Kimbern um 390 vor Christus in Italien eingefallen ist und Rom verwüstet hat.)

Aber genug der Terminologie, gehen wir zur Sprache selbst über. Das Deutsche gehört zu den germanischen Sprachen, die wiederum ein Teil der indogermanischen (oder wie manche Leute sagen: indoeuropäischen) sprachlichen Großfamilie sind. Das Indogermanische umfaßt noch das Keltische, Lateinische, Griechische, Slawische, Hethitische, Persische und das Indische, vor allem dessen älteste Form, das Sanskrit, ferner viele kleinere Sprachfamilien, von ich hier nur noch das Baltische erwähnen will, zu dem das Litauische und das Altpreußische gehören (dazu mehr im 23. Kapitel).

Von den übrigen indogermanischen Sprachen (bzw. von der postulierten gemeinsamen Ursprache) unterscheidet sich das Germanische vor allem durch eine Lautverschiebung der Konsonanten, wobei ich der folgenden Liste als indogermanische Vertreter das Lateinische, Griechische oder Sanskrit setze, als germanischen Vertreter meist das Englische; Sie hören gleich noch, warum:

Indogermanisch	Germanisch
p	f
t	þ
k	ch, h
b	p
d	t
g	k
bh	b
dh	d
gh	g

Und nun mit einigen Beispielen:

Indogermanisch	Germanisch	Indogermanisch	Germanisch
p	f	pater	father
t	þ		
k	ch, h	canis	hund
b	p	dens	tooth
d	t		
g	k	bharami	bar
bh	b		
dh	d		
gh	g		

Insgesamt beobachten wir eine deutliche Verschärfung der Aussprache. Für die Gründe gibt es nur Spekulationen, an denen wir uns aber nicht beteiligen wollen. Das *þ* steht für das gelispelte *s* (das

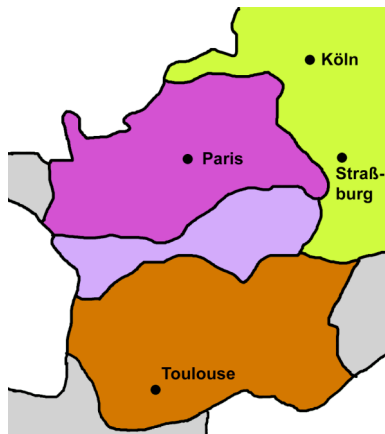
englische *th*); es erscheint später im Deutschen meist als *d*, aber das nur am Rande (englisch *thing*, deutsch *Ding* usw.).

Als Folge der Lautverschiebung wird auch das typische *qu* der Fragewörter, etwa lateinisch *quis, qui, quo, quando*, zu *hw*, wobei dann im Deutschen das *h* später wegfällt, so daß der typische *w*-Anlaut entsteht: *wer, wie, was, wieso, weshalb, warum* usw. Im Englischen bleibt das *h* erhalten, tritt aber in der Schrift hinter das *w*: *who, whom, what, where*. Noch ein Hinweis: wenn vor den indogermanischen Tenues ein *s* steht, unterbleibt die Lautverschiebung, also *st, sp, sk* bleiben unverschoben; z.B. lateinisch *stare*, deutsch *stehen* usw. In der Lautfolge *pt* und *kt* wird nur der erste Bestandteil verschoben; es entsteht also *ft* und *cht*. z.B. lateinisch *captus*, deutsch *Haft* oder lateinisch *nocte*, deutsch *Nacht*.

Änderungen gibt es auch bei den Vokalen, die aber grundsätzlich stärker fluktuieren als die Konsonanten. Erwähnenswert ist, daß die indogermanischen Vokale *a* und *o* im Germanischen in einen Laut zusammenfallen, der wohl auf der Mitte zwischen beiden lag und beim kurzen Vokal mehr als *a*, beim langen Vokal mehr als *ō* geklungen hat. So kommt es, daß das lateinische *longus* im Deutschen als *lang* erscheint, die keltisch-lateinische *Dānubius* aber als *Dōnau*. Alle diese Änderungen erfolgen in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt.

Die Betonung der Wörter, die im Indogermanischen auf jede beliebige Silbe fallen konnte, wird im Germanischen ortsfest auf der Stammsilbe des Wortes. Das führt dazu, daß die unbetonten Silben immer undeutlicher und unsorgfältiger ausgesprochen werden; die Vokale dieser Silben werden zum gemurmelten *e* oder fallen ganz weg. So gibt es z.B. im 8. Jahrhundert ein Wort *hērirō*; im 14. Jahrhundert ist davon nur noch *hērre* übrig, und heute sagen wir *Herr*. Oder aus *gilaubiu* im 8. Jahrhundert wurde ein heutiges *glaube*. Oder auch der bayerische Rechtsausdruck *himilzorunga*, der heute "Himmelzerrung" lauten würde; er bedeutet einen sexuellen Übergriff derart, daß ein Mann einer Frau das Kleid bis über das Knie hochhebt. Die Strafe sind 6 *solidi*, genauso viel wie für das Abschlagen eines Fingers. Ein weiteres Beispiel wäre das Kloster *Melk* an der Donau, dessen Name im 12. Jahrhundert noch *Medelik* lautet. Diese Veränderungen lassen sich in den handschriftlichen Quellen in ihrem zeitlichen Ablauf verfolgen.

Genau dasselbe Phänomen findet sich übrigens auch im Französischen, das sich dadurch von allen anderen romanischen Sprachen unterscheidet. Auch dort wurde die betonte Silbe stark hervorgehoben, und es entstand in den unbetonten Silben das gemurmelte *e*, das *e muet*, auf das die Franzosen so stolz sind. Die heutige schwebende Betonung des Französischen ist eine moderne Entwicklung. Das französische Sprachgebiet war im Mittelalter sehr viel kleiner als heute, Französisch wurde nur in Nordfrankreich gesprochen, dort, wo die germanischen Franken dominierten; in Südfrankreich sprach man Provenzalisch oder Okzitanisch, *langue d'oc*.



Die Karte zeigt dunkelviolett eingefärbt das Gebiet des Französischen um 900, blaß violett die Gewinne bis 1200, südlich davon orange das Langudoc. Das deutsche Sprachgebiet ist grün gefärbt.

Ein zweites Phänomen in den germanischen Sprachen und somit auch im Deutschen, das Folgen hat, ist der sog. Umlaut, also die Veränderung von *a* zu *ä*, von *o* zu *ö*, von *u* zu *ü* und von *au* zu *äu*. Er tritt ein, wenn in der folgenden Silbe ein *i* oder ein *j* stand, wobei dieses *i* heute meist nicht mehr zu erkennen ist, weil es zum dumpfen *e* geworden oder ganz weggefallen ist. In derselben Weise wie bei diesem Standard-Umlaut wird auch ein kurzes *e* zum *i*. Der klassische Fall dafür sind die 2. und 3. Person Singular der starken Verben:

8. Jahrhundert	21. Jahrhundert
<i>haltu</i>	<i>ich halte</i>
<i>h<u>ä</u>lt<u>i</u>st</i>	<i>du hältst</i>
<i>h<u>ä</u>lt<u>i</u>t</i>	<i>er, sie, es hält</i>
<i>haltames</i>	<i>wir halten</i>
<i>haltet</i>	<i>ihr haltet</i>
<i>haltant</i>	<i>sie halten</i>
<i>helpu</i>	<i>ich helfe</i>
<i>h<u>i</u>lf<u>i</u>st</i>	<i>du hilfst</i>
<i>h<u>i</u>lf<u>i</u>t</i>	<i>er, sie, es hilft</i>
<i>helpames</i>	<i>wir helfen</i>
<i>helfet</i>	<i>ihr helft</i>
<i>helfant</i>	<i>sie helfen</i>

Auch bei der Pluralbildung von Substantiven (Maus – Mäuse, Haus – Häuser), den Komparativa (groß – größer), den Verben, die eine Veranlassung bedeuten (rot – erröten), und bei etlichen Ableitungsilben wie -chen, -lein, -lich usw. (Maus – Mäuschen, Mäuslein; rot – rötlich) ist der Umlaut auf ein solches *i* zurückzuführen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Verben. In allen germanischen Sprachen gibt es starke und schwache Verben, die sich in der Art und Weise unterscheiden, wie sie die Vergangenheitsformen bilden. (Die heutigen Sprachwissenschaftler verwenden die Ausdrücke "stark" und "schwach" nicht mehr, sondern sprechen von unregelmäßigen und regelmäßigen Verben, aber ich mache diesen Nonsens

nicht mit.) Der Unterschied ist der, daß die starken Verben die Vergangenheit aus eigener Kraft bilden, indem sie ihren Stammvokal verändern, während die schwachen Verben ein Hilfsmittel in Form einer Ableitungssilbe benötigen. Also stark *helfen*, *half* und schwach *reden*, *redete*.

Fangen wir mit den starken Verben an. Sie bilden die Vergangenheit, also das Präteritum, und das Partizip Perfekt durch den sog. Ablaut, d.h. die Farbe oder die Länge des Vokals wird verändert. Und zwar steht im Indogermanischen im Präsens ein e, im Präteritum ein o und im Partizip die sog. Schwundstufe, also gar nichts. Das gilt sowohl für das einfache e als auch für die Diphthonge ei und eu:

	idg.		
Präsens	e	ei	eu
Präteritum	o	oi	ou
Partizip	-	i	u

Daraus wird germanisch:

	idg.			germ.		
Präsens	e	ei	eu	e	ei > ii > ī	iu
Präteritum	o	oi	ou	a	ai > ē	au > ō
Partizip	-	i	u	-	i	u

Sie sehen schon, wie die Lautveränderungen das System verunklären. Ich will das im einzelnen auch gar nicht vorführen, nur auf ein Phänomen will ich noch hinweisen: die Schwundstufe im Partizip macht bei den Diphthongen keine Probleme, beim einfachen e entstehen aber unaussprechliche Formen wie *helfen* – *gehlfen* oder *sehen* – *geshen*. In diesen Fällen wird entweder ein Hilfsvokal eingefügt, der gewöhnlich ein o ist (*geholfen*), oder man übernimmt den Präsensvokal auch für das Partizip (*sehen* – *gesehen*). Wenn Sie das alles im Détail und mit vielen Ausnahmen und Sonderregelungen hören wollen, empfehle ich Ihnen den Besuch einer germanistischen Vorlesung.

Die starken Verben bilden eine exklusive Gruppe von Verben für die am häufigsten vorkommenden Situationen: sehen, nehmen, geben, sprechen, helfen, lesen, schlafen, rufen, laufen, gehen, sitzen, liegen, halten, essen usw. Für sie gilt aber ein *numerus clausus*, d.h. im Lauf der Sprachgeschichte entstehen keine neuen starken Verben mehr, sondern alles andere wird den schwachen Verben zugeteilt, auch alle Verben, die neu gebildet werden oder aus anderen Sprachen kommen. Und es gibt auch immer wieder einzelne Überläufer, starke Verben, die schwach werden, wie etwa hauen, weben oder bannen. Das Bildungsprinzip ist bei den schwachen Verben ganz einfach: das Präteritum fügt *-te* an, das Partizip *-t* oder, wo es nötig ist, *-ete* bzw. *-et*. Also *sagen*, *ich sagte*, *gesagt*; *reden*, *ich redete*, *geredet*.

So weit, so gut. Alles bisher Gesagte galt für die germanischen Sprachen insgesamt, und besonders für die engere lokale Gruppe, also das Deutsche, Englische und Friesische. Jetzt müssen

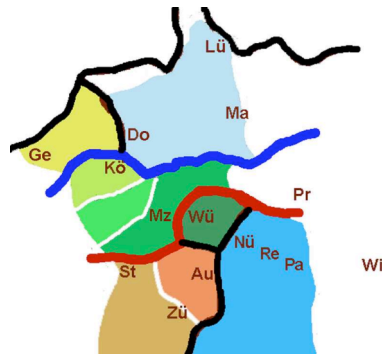
wir uns aber mit einer zweiten Lautverschiebung der Konsonanten befassen, die nur Deutschland betrifft, und sogar nur einen Teil des deutschen Sprachgebietes, die sog. hochdeutsche Lautverschiebung. Sie läuft eigentlich ganz ähnlich wie die germanische Lautverschiebung, d.h. die Aussprache der Konsonanten wird verschärft, und zwar wie folgt:

germanisch	hochdeutsch	
	Anlaut und Geminate	sonst
p	pf	f
t	ts = z	s
k	kch	ch
b	p	
d	t	
g	k	

Die Verschiebung von *p t k* bleibt also, wenn der Laut im Anlaut steht oder verdoppelt ist, gewissermaßen auf halbem Wege stecken. Man bezeichnet dieses *pf* usw. als "Affrikata", als "angeriebenen" Laut. Auch hier ein paar Beispiele:

germanisch	hochdeutsch		germanisch	hochdeutsch	
	Anlaut und Geminate	sonst		Anlaut und Geminate	sonst
p	pf	f	p log, app el, hope	P flug, ap fel	hoffen
t	ts = z	s	t ooth, w ater	z ahn	w asser
k	kch	ch	m ake		m achen
b	p		B aier n	P aier n	
d	t		t id	z eit	
g	k		g od	k ot	

Nun ist es so, daß die zweite Lautverschiebung in dieser radikalen Form nur im südlichsten Gebiet durchgeführt wird, im bayerischen und alemannischen Raum. Je weiter wir nach Nordwesten kommen, um so schwächer wird ihre Kraft, und es bleiben unverschobene Laute erhalten. Das gilt besonders für die Verschiebung von *b d g*. Die heutige Sprachnorm hat in diesen Fällen meist die unverschobene Form. Das liegt daran, daß die heutige Schriftsprache im mitteldeutschen Gebiet ausgeformt worden ist; dazu im übernächsten Kapitel mehr.



Die Karte zeigt Ihnen die deutschen Dialektgebiete, die im wesentlichen auch den Herzogtümern entsprechen. Sie sehen dunkelblau Bayern; bräunlich Schwaben, grün Franken (inklusive Lothringen) und hellblau Sachsen. Südlich der roten Linie ist die Lautverschiebung vollkommen durchgedrungen, nördlich der blauen Linie gar nicht. Dazwischen liegt ein Teil Frankens, in dem ihre Intensität nach Westen hin abnimmt. Man bezeichnet den südlichen Teil als oberdeutsch, den mittleren Teil als mitteldeutsch, den südlichen und den mittleren Teil zusammen als hochdeutsch und den nördlichen Teil als niederdeutsch oder auch plattdeutsch. Franken hat, wie Sie sehen, an allen drei Zonen Anteil.

Der hochdeutschen Lautverschiebung fallen auch die Wörter zum Opfer, die aus anderen Sprachen ins Deutsche gekommen sind. Man kann das sehr schön an den lateinischen Ortsnamen sehen:

<u>Batavis</u>	<u>Passau</u>
<u>Quintana</u>	<u>Künzing</u>
<u>Lica</u>	<u>Lech</u>
<u>Foetes</u>	<u>Füssen</u>
<u>Abodiacum</u>	<u>Epfach</u>
<u>Veldidena</u>	<u>Wilten</u>
<u>Teriola</u>	<u>Zirl</u>
<u>Lauriacum</u>	<u>Lorch</u>

Auch die Donau wird in den bayerischen Quellen nicht selten als *Tonau* geschrieben.

Die hochdeutsche Lautverschiebung findet etwa im Laufe des 7. Jahrhunderts statt. In den ältesten schriftlichen Quellen aus der Karolingerzeit ist sie bereits vollzogen. Die zeitliche Einordnung läßt sich an den Eigennamen festmachen; so erscheint etwa Straßburg bei Gregor von Tours, der 596 starb, als *Strateburgum*, also noch unverschoben, bei Nithard 842 als *Strazburg*. Dazwischen muß also der Übergang erfolgt sein.

Das Althochdeutsche des 8. und 9. Jahrhunderts hat aber noch die vollen Vokale der Nebensilben. Im 10. Jahrhundert gehen die deutschen Quellen zurück, was u.a. an den Zerstörungen durch die Ungarneinfälle liegt; das wenige, was damals niedergeschrieben wird, ist auf Latein verfaßt. In dieser Zeit stehen uns nur die Orts- und Personennamen zur Verfügung. Im Hochmittelalter, also hauptsächlich im 12. und 13. Jahrhundert, wird wieder mehr in deutscher Sprache geschrieben. Diese Sprachform nennt man Mittelhochdeutsch, und jetzt haben die Nebensilben meistens nur noch das

dumpfe e. Vom 13. Jahrhundert an gibt es auch Urkunden in deutscher Sprache, die aber anfangs äußerst schwer zu verstehen sind.

Im 15. und 16. Jahrhundert erfolgt noch einmal eine phonetische Umgestaltung des Hochdeutschen, die übrigens interessanterweise ganz ähnlich und zur gleichen Zeit auch im Englischen erfolgt. Es gibt dabei zwei Phänomene. Die Umgestaltung betrifft einmal die langen Vokale und Diphthonge, die gewissermaßen gegeneinander ausgetauscht werden, d.h. etliche lange Vokale werden zu Diphthongen und etliche Diphthonge zu langen Vokalen:

mhd.	nhd.
ī	ei > ai <i>mīn</i> > <i>mein</i>
ū	au <i>mūs</i> > <i>Maus</i>
ū̄ (geschrieben iu)	eu <i>hiute</i> > <i>heute</i>
ie	ī̄ (geschrieben ie) <i>vier</i> > <i>vier</i> (= <i>vīr</i>)
uo (geschrieben ūo)	ū̄ <i>bruder</i> > <i>Bruder</i>
üe	ū̄ <i>kūen</i> > <i>kūhn</i>

Vor allem die Veränderung des langen *i* zum *ai* kennen Sie auch aus dem Englischen, nur daß sie dort orthographisch nicht nachvollzogen wird. Beim langen *i* bleibt auch die deutsche Orthographie bis heute konservativ, d.h. wir schreiben immer noch *ie*, obwohl wir schon längst *ī* sprechen. Beim *ai* ist die Orthographie ebenfalls auf der Zwischenstufe *ei* stehen geblieben. Beim Diphthong *uo* wird das *o* gerne über das *u* geschrieben, wie Sie in der Tabelle sehen; dieses später funktionslos gewordene *o* ist der Ursprung des u-Hakens, den Sie aus der deutschen Schrift kennen:

Nun sind, und macht die Sache etwas kompliziert, die neuen Vokalformen, die durch Mono- bzw. Diphthongierung entstehen, keine neuen Laute, sondern es gab schon immer ein langes *i*, ein *ai* usw.; mit diesen alten Lauten fallen die neuen zusammen. Das gilt aber nicht für die Dialekte; im Dialekt haben sich die alten Laute nämlich meist ihrerseits weiterentwickelt. Ein schönes Beispiel dafür bildet das Bairische, wo das alte *ai* zum typischen *oa* geworden ist. Man zählt bairisch: *oans*, *zwoa*, *drei*. Warum nicht "droa"? Das sieht man sofort, wenn man die mittelhochdeutschen Formen dagegen hält:

bairisch	oans	zwoa	drei
mittelhochdeutsch	eins	zwei	drī

Als letztes muß ich noch daraufhin weisen, daß alle diese Veränderungen im alemannischen Sprachgebiet nur im Schwäbischen erfolgen, nicht aber im Hochalemannischen, wie etwa im Schweizerdeutsch, das also nach wie vor ein Schwizerdütsch bleibt.

Ein zweiter Wandel betrifft die Quantität der Vokale: viele Vokale, die bislang kurz waren, werden jetzt lang ausgesprochen, und einige, die bisher lang waren, verlieren jetzt ihre Länge.

Dehnung

sagen > sāgen
 nemen > nēhmen
 übel > ūbel
 er > ēr
 wir > wīr
 so > sō
 vor > vōr

Verkürzung

dāchte > dachte
 quīt > quitt
 -līche > -lich
 genōz > Genosse

Nicht selten unterbleiben diese Änderungen aber auch, ohne daß klar ist, warum. Ein schönes Beispiel dafür ist nehmen, das in den Formen *nimmst*, *nimmt* und *genommen* den kurzen Vokal behält, während er bei *nehmen* und *nahm* gedehnt wird. Im Dialekt sind die Verhältnisse oft wieder anders.

Lassen Sie uns noch einen Blick auf die Syntax, genauer: auf die Wortstellung im Satz werfen. Sie ist im Grunde ganz einfach, birgt aber gerade für ausländische Sprecher einige Fußangeln. Maßgebend ist die Stellung des Prädikats, also des Verbuns. Das Verbun bildet in einem ganz normalen Satz immer den **zweiten Satzteil**.

1.	2.	3.	4.
Ich	esse	heute	den Fisch.

Solange ich die Regel "Verb an zweiter Stelle" einhalte, habe ich bei der Anordnung der übrigen Satzteile völlige Freiheit; ich kann also auch sagen:

1.	2.	3.	4.
Ich	esse	den Fisch	heute.
Den Fisch	esse	ich	heute.
Den Fisch	esse	heute	ich.
Heute	esse	ich	den Fisch.
Heute	esse	den Fisch	ich.

Ich darf aber nicht sagen:

1.	2.	3.	4.
Heute	ich	esse	den Fisch.

Dann stünde nämlich das Verb an 3. Stelle, wo es nicht hingehört. Das ist aber ein Fehler, den ausländische Sprecher häufig machen, auch wenn sie sonst einwandfreies Deutsch sprechen.

Die Regel "Verb an zweiter Stelle" ist dabei so stark, daß sie auch gilt, wenn der Satz im Grunde nur aus dem Verb besteht, z.B. "Es regnet." Hier wird das inhaltslose "es" eingefügt, nur damit das Verb an die zweite Stelle rücken kann. Dann muß man noch beachten, daß zusammengesetzte Verbformen als zwei Satzteile gelten, also:

1.	2.	3.	4.	5.
Ich	habe	den Fisch	heute	gegessen.

Oder auch:

1.	2.	3.	4.	5.
Gegessen	habe	ich	den Fisch	heute.
Gegessen	habe	heute	ich	den Fisch.

Usw. Die Satzteile können dabei auch als Nebensätze formuliert werden:

1.	2.	3.	4.
Ich	esse	Fisch,	weil heute Freitag ist.
Ich	esse,	weil heute Freitag ist,	Fisch.
Weil heute Freitag ist,	esse	ich	Fisch.

Dabei gibt es freilich eine Standardreihenfolge, die man routinemäßig verwendet, in unserem Fall "Ich esse heute den Fisch." Eine Abweichung von dieser Standardreihenfolge erregt Aufmerksamkeit. Wenn ich sage: "Heute esse den Fisch ich", erwartet man eine nähere Erläuterung, z.B. "denn gestern hast du einen gehabt".

Diese Grundregel "Verb an zweiter Stelle" gilt für alle Aussagesätze und auch für alle Fragesätze, die mit einem Fragewort eingeleitet werden, z.B.:

1.	2.	3.	4.
Wer	ißt	heute	den Fisch?

Bei Entscheidungsfragen, auf die man also mit "ja" oder "nein" antworten muß, steht dagegen das Verb an 1. Stelle:

1.	2.	3.	4.	5.
Willst	du	heute	den Fisch	essen?

Weil dabei meistens das Subjekt unmittelbar auf das Prädikat folgt, haben die Franzosen diese deutsche Wortstellung als Umstellung von Subjekt und Prädikat mißverstanden und kennzeichnen ihre

Frage durch die Inversion: "Veux-tu manger le poisson aujourd'hui?"
Im Deutschen gibt es keine "Inversion", denn es könnte ja auch heißen: "Willst den Fisch heute du essen?"

Im Nebensatz steht, um diesen Exkurs zur deutschen Syntax abzuschließen, das Verb grundsätzlich an letzter Stelle; das ist sehr praktisch, weil dadurch Haupt- und Nebensätze eindeutig unterschieden sind.

Dieses Kapitel dauerte in meinem Manuskript jetzt gerade einmal 18 Seiten, war also nur gut halb so lang wie das vorige. Aber ich glaube, daß es gefühlt für Sie viel länger war. Es ist deshalb Zeit für etwas anderes. Sprache ist ja nicht nur Phonetik und Lautverschiebung und Wortstellung, sondern wird tatsächlich auch verwendet, um inhaltliche Aussagen zu machen.

Weiterführende Literatur:

- Kirstin Casemir / Christian Fischer, Deutsch. Die Geschichte unserer Sprache (Darmstadt)
- Richard von Kienle, Historische Laut- und Formenlehre des Deutschen (Tübingen ²1969)
- Hans Eggers, Deutsche Sprachgeschichte, 4 Bde. (Reinbek bei Hamburg 1963/77, rororo185/186, 191/192, 270/271, 780)

15. KAPITEL: MEHR ALS NIBELUNGENLIED UND KÖLNER DOM – DICHTUNG UND KUNST

DIE KAPITELÜBERSCHRIFT klingt etwas polemisch, und das ist meist ein Zeichen dafür, daß die eigene Position eher schwach ist. So auch hier: wir müssen nämlich einräumen, daß das meiste von dem, was uns aus dem deutschen Mittelalter an Dichtung und Architektur überliefert ist, auf einen Import aus Frankreich zurückgeht. Ich will damit nicht etwa sagen, daß alle mittelalterlichen deutschen Literatur- und Kunstprodukte den französischen nachstehen und daß nicht einzelne von ihnen das Vorbild weit übertreffen, aber im Prinzip ist es so, daß die Themen der Dichtung und die Stilrichtungen der Architektur aus Frankreich nach Deutschland gekommen sind.

Es gibt davon eine Ausnahme: das Nibelungenlied, und mit diesem wollen wir uns gleich etwas näher beschäftigen. Es beginnt mit den Versen, die Sie wahrscheinlich in der Schule kennengelernt haben. Hier eine Originalhandschrift zum Mitlesen:



*Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
Von helden lobebæren, von grôzer arebeit,
Von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
Von küener recken strîten muget ir nû wunder hoeren sagen.*

(Uns ist in allen Berichten viel Staunenswertes überliefert von preiswürdigen Helden, von großer Mühe im Kriege, von Freuden und Fe-

sten, von Weinen und Wehklagen, vom Kampf kühner Männer – von dem sollt ihr nun Staunenswertes vortragen hören.) Das ist die typische Nibelungenstrophe mit vier Versen zu je sechs Betonungen mit einer Zäsur in der Mitte; nur der letzte Vers hat eine Betonung zusätzlich.

Die Story selbst handelt von Ehe und Betrug und Mord und Rache für den Mord und ist besonders am Schluß ausgesprochen blutrünstig. Am burgundischen Königshof in Worms herrschen drei Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Deren Schwester Kriemhilt ist so schön und tugendhaft, daß sie Interessenten aus allen Landen anlockt, darunter auch den Naturburschen Siegfried aus Xanten, der bereits einen Drachen getötet und sich in den Besitz eines außerordentlich reichen Schatzes gesetzt hat. Zwischen ihm und Kriemhilt ist es Liebe auf den ersten Blick, aber die Brüder zieren sich anfangs noch etwas und verlangen Vorleistungen des künftigen Schwagers, z.B. bei einem Krieg gegen die Sachsen und Dänen.

Auch Gunther möchte heiraten, und zwar hat er sich ausgerechnet Brünhilt ausgesucht, die Königin von Island, die von den Bewerbern verlangt, sie in einem sportlichen Wettkampf zu besiegen. Gunther hat gegen sie aber keine Chance. Deshalb muß Siegfried helfen, und zwar tut er das, indem er eine Tarnkappe trägt, so daß scheinbar Gunther, in Wirklichkeit aber Siegfried die Leistungen erbringt. (Heute würde man wohl von Doping sprechen.)

Brünhilt wird also besiegt und kommt mit nach Worms. Die Hochzeitsnacht gerät indes zur Katastrophe, denn Gunther kann sie wiederum nicht allein bezwingen; vielmehr fesselt sie ihn und hängt ihn an einen Nagel an der Wand. Erneut muß Siegfried einspringen, dessen überlegener Kraft Brünhilt nichts entgegenzusetzen hat. Durch die Entjungferung verliert sie aber offensichtlich ihre eigenen übermenschlichen Kräfte und ist fortan eine schwache und anschmiegsame Ehefrau. Siegfried nimmt ihr den Gürtel weg und erzählt den ganzen Vorgang brühwarm auch noch Kriemhilt.

Jahre später kommt es zum Streit zwischen Brünhilt und Kriemhilt. Gunther hat Siegfried in Island dummerweise als seinen Lehnsmannt vorgestellt, während er in Wirklichkeit ja ein ebenbürtiger Königssohn ist. Brünhilt fordert beim Besuch des Gottesdienstes im Wormser Münster den Vortritt vor Kriemhilt, der ihr als Königin vor der Ehefrau des Lehnsmanntes ja zusteht, aber Kriemhilt erzwingt sich den Vortritt und zeigt Brünhilt auch noch den Gürtel, den Siegfried ihr in der Tarnkappenhochzeitsnacht weggenommen hat.

Damit hat sie aber das Todesurteil über Siegfried gesprochen, denn Brünhilt, die jetzt endlich durchschaut, was da gelaufen ist, verlangt Rache. Das Weichei Gunther verhält sich ausweichend. Deshalb wendet sie sich an Hagen von Tronje, der Siegfried auf einem Jagdausflug in den Odenwald hinterrücks erschlägt. Die Leiche legt er Kriemhilt auf die Türschwelle, so daß diese am nächsten Morgen buchstäblich über ihn stolpert.

Das ist nun keine besondere Gemeinheit, wie man auf den ersten Blick zu glauben geneigt ist, sondern eine juristisch erforderliche Handlung. Die Tötung Siegfrieds ist nämlich aus der Sicht Hagens kein Mord, sondern er stellt die Ehre der Königin Brünhilt wieder her,

wozu Hagen als Brünhilds Lehnsmann verpflichtet ist. Deshalb muß die Tötung öffentlich gemacht werden – der Fachterminus lautet "verklaren" –; ein Mord wäre es nach frühmittelalterlicher Rechtsauffassung erst, wenn die Leiche heimlich beiseite geschafft und so dem Toten auch das ordnungsgemäße Begräbnis vorenthalten würde.

Umgekehrt ist Kriemhilt aber jetzt zur Blutrache für die Tötung ihres Mannes verpflichtet, die in ihren Augen selbstverständlich ein Mord ist. Dafür muß sie den Mörder aber erst einmal kennen. Dazu dient eine berühmte Szene: wie auch heute noch, erweisen alle Verwandten und sonstigen Trauernden dem Toten die letzte Ehre, indem sie an dem Sarg vorbeigehen; der Aberglaube verlangt, daß die Wunden des Toten wieder aufbrechen und bluten, sobald der Mörder an den Sarg tritt – und genau das geschieht, als Hagen an der Reihe ist.

*Daz ist ein michel wunder, vil dicke ez noch geschiht,
Swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht,
Sô blutent im die wunden, als och dâ geschach.
Dâ von man die schulde dâ ze Hagene gesach.*

(Das ist ein großes Wunder, wie es noch oft geschieht: wenn man den Mordbefleckten bei dem Toten sieht, so bluten ihm die Wunden, wie es auch hier geschah. Daran erkannte man, daß die Schuld bei Hagen lag.)

Das war der erste Teil des Nibelungenliedes.

Der zweite Teil spielt Jahre später. König Etzel von den Hunnen will nach dem Tod seiner Gemahlin Helche erneut heiraten und wirbt um Kriemhilt. Hagen von Tronje warnt vor der Hochzeit, aber Gunther ist froh, sie endlich loszuwerden und willigt ein. Hier die Hochzeitsszene im Passauer Rathaussaal:



Noch einmal Jahre später lädt Kriemhilt ihre Brüder zu einem Besuch ins Hunnenland ein, und diese sind verblendet oder stolz genug, die Einladung anzunehmen. Auf dem Weg von Worms ins Hunnenland machen die Brüder und ihre Gefährten auch in Passau Station, wo ihr Onkel Pilgrim Bischof ist.

Im Hunnenland angekommen erkennen die Nibelungen recht schnell, daß sie in eine Falle gelaufen sind und daß Kriemhilt Etzels Werbung überhaupt nur deshalb angenommen hat, um sich an den Mördern ihres Gatten rächen zu können. Das geschieht dann auch, allerdings kommen dabei nicht nur die Schuldigen, sondern in einem allgemeinen Gemetzel der Reihe nach Gernot, Giselher, dann Ortlied, der Sohn Etzels und Kriemhilds, Blædelin, der Bruder Etzels, und schließlich Gunther, dann Hagen und am Ende Kriemhilt selbst ums Leben.

Den Abschluß des Epos bildet dann die berühmte letzte Strophe:

*Ine kann iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach,
Wann ritter unde vrouwen weinen man da sach,
Dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
Hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.*

(Ich kann euch keine Auskunft darüber geben, was seither dort geschah, außer daß man Ritter und Frauen und Knappen ihrer Gefährten Tod beweinen sah. Hier hat der Bericht ein Ende: das ist der Nibelungen Untergang.)

Der Dichter des Nibelungenliedes ist namentlich nicht bekannt, und das Epos hat sich wohl auch allmählich mit vielen Zwischenstufen entwickelt; aber es gibt einen Hinweis darauf, wann und wo die Fassung, die uns heute vorliegt, entstanden sein kann. Auf ihrer Fahrt von Worms zum Hof Attilas kommen die Nibelungen, wie schon erwähnt, auch durch Passau, und der Dichter hat hier erstaunlich genaue Ortskenntnisse. Man vermutet deshalb, daß die vorliegende Fassung am Hofe des Passauer Bischofs entstanden ist, und zwar genauer am Hof Wolfgers, der von 1191 bis 1204 Passauer Bischof war. Wir kommen nachher noch einmal auf ihn zu sprechen.

Das Nibelungenlied hat aber – und das wollen wir in dieser historischen Vorlesung keinesfalls verschweigen – einen Hintergrund an geschichtlichen Ereignissen. Da ist zum einen der germanische Stamm der Burgunder, der 437 dem gemeinsamen Ansturm der Hunnen unter Attila und der Römer unter Aetius unterlag. Sowohl Attila als auch Aetius kommen mit ein wenig hochdeutscher Lautverschiebung als Namensvettern für Etzel in Frage. Der Untergang von 437 war allerdings nicht vollständig, so daß sich ein zweites Reich der Burgunder bilden konnte:



Dies konnte sich, gestützt auf ein Bündnis mit Theoderich dem Großen, der als Dietrich von Bern ebenfalls im Nibelungenlied auftritt, bis 533 halten; dann wurde es vom merowingischen Frankenreich erobert und annektiert.

Mit den Merowingern haben wir den zweiten geschichtlichen Hintergrund genannt, denn das Vorbild für Kriemhilt und Brünhilt sind offenbar die beiden merowingischen Königinnen Fredegunde und Brunichilde, die im 6. und 7. Jahrhundert einen blutigen Machtkampf ausfochten, wobei dieser mit der Ermordung von Brunichildes Ehemann Sigibert im Jahre 575 seinen Ausgang nahm, aber das blieb nicht die einzige Leiche.

Der Weg entlang der Donau von und nach Südosten ist eine geradezu klassische Route: ihn benutzten die heidnischen Ungarn im 10. Jahrhundert bei ihren Raubzügen gegen das fränkische

Reich – die Ungarn sind natürlich ein weiteres Vorbild für Etzel und seine Hunnen –, ihn zogen aber auch die Kreuzfahrer auf dem Weg ins Heilige Land, wobei sowohl die Heere des 1. Kreuzzugs 1096 als auch die des 2. 1147 und die des 3. am 15./16.5. 1189 auch durch Passau kamen. Der Bischof Pilgrim, in dem, wie gesagt, vermutlich Bischof Wolfger portraitiert ist, hat noch ein weiteres Vorbild: Bischof Pilgrim (971–991), der vor allem dadurch bekannt ist, daß er durch ein Paket gefälschter Urkunden Passau gegen Salzburg zum Erzbistum machen wollte.

Übrigens gibt es auch ein lateinisches Versepos, in dem teilweise dieselben Personen auftreten wie im Nibelungenlied. Von einem St. Galler Mönch namens Ekkehart stammt der *Waltharius manufortis*, "Walter mit der starken Hand": der aquitanische Königssohn Walthari ist zusammen mit dem Franken Hagen und burgundischen Königstochter Hildegunde als Geisel an den Hof König Attilas gekommen. Dort werden sie ehrenvoll behandelt und ausgebildet, die beiden Knaben von Etzel selber, die Tochter von der Königin Helche. In Franken kommt es zum Thronwechsel; der neue König Gunther erkennt den Vertrag mit den Hunnen nicht mehr an, was für die Geiseln fatale Folgen haben müßte, aber Hagen gelingt es, zu fliehen. Walthari und Hildegunde, die sich selbstverständlich lieben, bereiten ebenfalls ihre Flucht vor: auf einem großen Gastmahl werden die Hunnen sinnlos betrunken gemacht. Ein Pferd wird mit hunnischen Schätzen beladen, und im Schutze der Nacht fliehen beide nach Westen. Nach vierzig Tagen kommen sie an den Rhein. Dort treffen sie aber auf König Gunther und seinen Gefolgsmann Hagen, die ihnen die Schätze abjagen wollen. Es kommt zum Kampf, der ausführlich, aber auf die Dauer ermüdend geschildert ist; aber nachdem alle Helden schon ziemlich lädiert sind, versöhnt man sich, und es wird Hochzeit gefeiert. Das Ganze ist also eine Art Nibelungenlied in umgekehrter Richtung; Gunther ist derselbe Waschlappen wie dort, aber Hagen ist viel positiver gezeichnet.

Ich nutze die Gelegenheit, Sie darauf hinzuweisen, daß die deutschsprachige Literatur nur einen kleinen, einen sehr kleinen Teil der gesamten Literatur des Mittelalters ausmacht, die nämlich überwiegend lateinisch verfaßt ist.

Jetzt müssen wir aber zu den richtigen Ritterromanen übergehen, wobei wir uns durchaus vorstellen dürfen, daß sich die Burgmannschaft – soweit sie nicht Wachdienst hatte – abends bei den Frauen in der Kemenate versammelte und dem Vortrag eines fahrenden Sängers zuhörte. Wenn ein solcher nicht verfügbar war, hat das Burgfräulein vorgelesen, wie einige Quellen uns beiläufig als ganz normalen Vorgang schildern. Die meisten deutschen Ritterromane gehen auf die sog. *matières de Bretagne* zurück, deren erfolgreichster Autor *Chrétien de Troyes* war. Ruhender Pol in diesen Stories war König Artus, von dessen Hof aus die Ritter auf *âventiure* (zu deutsch Abenteuer) ritten, wobei es dann gar nicht phantastisch und exotisch genug zugehen konnte. Der keltische Hintergrund ist durchaus erkennbar.

Die wichtigsten Autoren solcher Ritterromane sind in Deutschland Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue. Von letzterem stammen die Romane *Iwein* und *Erec*, die genau das vorhin angedeutete Genus der Telenovela bedienen, sowie der *Arme Heinrich*, in dem der Dichter ein wenig sich selbst portraitiert. Wolfram von Eschenbach war im Mittelalter geschätzt als Verfasser der langatmigen Romane *Willehalm* und *Titirel*; wir kennen ihn heute vor allem als Verfasser des *Parzival*.

Der Parzival ist im Grunde ein Erziehungs- und Entwicklungsroman, der zeigt, wie der gleichnamige Titelheld vom pubertierenden Tölpel zum verantwortungsvollen Ritter heranreift, und zwar gegen alle Widerstände, so daß er am Schluß sogar Gralskönig wird – so wie das Schicksal oder Gott das für ihn vorgesehen hat

Der Anfang des Romans handelt von seinem Vater Gahmured, einem zweitgeborenen Prinzen, der als solcher kein Erbrecht hat und deshalb auf *âventiure* fährt. Er gewinnt die Liebe und die Hand zweier Frauen, einer exotischen namens *Belacâne* und einer abendländischen namens *Herzeloyde*; letztere ist die Mutter Parzivals. Beide Ehefrauen verläßt er aber recht bald: die exotische, um im Abendland die bigamistische Ehe mit Herzeloyde einzugehen, Herzeloyde dadurch, daß er kurz nach der Hochzeit auf einem Kriegszug ums Leben kommt. Solche Doppelen im Orient und im Abendland waren während der Kreuzzugszeit übrigens gar nicht so selten.

Herzeloyde, die also nicht von ungefähr so heißt, wird durch den Verlust des Ehemanns in eine schwere seelische Krise gestürzt. Deshalb verläßt sie den Hof und überhaupt die Zivilisation und zieht sich in die Waldeinsamkeit zurück, wo sie ihren Sohn Parzival mit dem festen Vorsatz aufzieht, es solle ihm nicht so ergehen wie dem Vater. Parzival erhält also nicht die ihm eigentlich zustehende ritterliche Ausbildung. Mehr noch: die Dienerschaft Herzeloydes bekommt das ausdrückliche Verbot, das Wort "Ritter" dem Knaben gegenüber auch nur in den Mund zu nehmen.

Parzival wächst also heran, und da er die Körperkraft seines Vaters geerbt hat, zieht er mit Pfeil und Bogen, die er sich selbst schnitzt, durch die Wälder und schießt auf Vögel. Später hat er auch noch ein *gabilot*, einen Wurfspieß. Beides sind unritterliche Waffen, die freilich im 14. Jahrhundert dann die großen Schlachten entscheiden (wie etwa die von Crécy 1346, von Maupertuis 1356 oder von Azincourt 1415); der immer noch Ritter spielende Adel versagt in diesen Schlachten, aber das nur am Rande. Im Roman sind wir noch in der Welt des 12. und 13. Jahrhunderts.

Seltsamerweise wird Parzival aber traurig, wenn er die Vögel erschossen hat. Um dem ein für allemal vorzubeugen, läßt Herzeloyde daraufhin alle Vögel in dem Walde, wo sie wohnt, töten. Daraufhin kommt es zu einem Gespräch zwischen ihr und Parzival, indem sie diese Maßnahme wieder bereut, denn das sei ja gegen Gottes Gebot. Parzival fragt sie daraufhin, wer dieser "Gott" denn sei – was einiges über die bisherige religiöse Erziehung des immerhin mindestens 14jährigen Knaben aussagt. Sie antwortet mit herkömmlichen Floskeln:

*"Ôwê, muoter, waz ist got?"
"Sun, ich sage dirz âne spot:
Er ist noch liehter denne der tac,
Der antlitzes sich bewac
Nâch menschen antlitze.
Sun, merke eine witze
Und flêhe in umbe dîne nô!
Sîn triwe der werlde helfe bôt.*

"O weh, Mutter, was ist das: Gott?" "Sohn, ich sage es dir ohne Spott: Er ist noch heller als der Tag, er, der ein Antlitz nach Art des menschlichen Antlitzes annahm. Sohn, merke dir einen klugen Rat und flehe zu ihm, wenn du in Not bist! Seine Treue hat der Welt aus dem Unglück geholfen."

*Sô heizet einr der helle wirt,
Der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
Von dem kêr dîne gedanke,
Und ouch von zwîvels wanke!"*

"Und dann gibt es noch einen, der heißt der Wirt der Hölle, der ist schwarz, und Untreue macht ihm nichts aus. Von dem wende deine Gedanken ab, und auch von der Wankelmütigkeit des Zweifels."

Diese religiöse Erstunterweisung der Mutter, die nun wahrlich keine didaktische Meisterleistung darstellt, hat Folgen, denn Parzival begegnet eines Tages unerwarteterweise vier Rittern, die zufällig in den Wald gekommen sind, und hält besonders den Anführer in seiner strahlenden Rüstung für Gott. Der belehrt ihn:

*"Ich pin niht got,
Ich leiste ab gerne sîn gebot.
Du maht hie vier ritter sehn,
Ob du ze rechte kundest spehn."*

("Ich bin nicht Gott. Ich erfülle vielmehr gerne sein Gebot. Du kannst hier vier Ritter sehen, wenn du genau hinschauen wolltest.")

*Der knappe frâgte fûrbaz:
"Du nennest ritter: waz ist daz?
Hâstu niht gotlîcher kraft,
Sô sage mir, wer gît ritterschaft?"*

(Der junge Mann fragte weiter: "Du nennst euch Ritter: was ist das? Hast du keine göttliche Kraft, dann sage mir: wer verleiht die Ritterschaft?")

*"Daz tuot der kûnec Artûs.
Junchêrre, komt ir in des hûs,
Der bringet iuch an ritters namn."*

("Das macht der König Artus. Junger Herr, wenn ihr in dessen Haus kommt, dann verleiht er euch den Namen eines Ritters.")

Parzival rennt nach dieser Begegnung nach Hause und erzählt sofort wortreich, was er erlebt hat. Jetzt muß Herzeloide ihn aufklären, und er ist nicht mehr zu halten: er will auch Ritter werden. Die Mutter wird zwar erst einmal ohnmächtig, aber dieser weibliche Notausgang vergangener Zeiten hilft nichts, und Herzeloide muß zulassen, daß ihr Sohn an den Hof des Königs Artus zieht. Sie gibt ihm aber noch einige Ratschläge mit auf den Weg, unter anderem, er solle auf die Lehren hören, die ihm erfahrene ältere Männer erteilen.

*"Op dich ein grâ wîse man
Zuht will lêrn, als er wol kann,
Dem soltu gerne volgen."*

("Wenn dich ein grauhaariger, weiser Mann richtiges Verhalten lehren will, wozu er gut qualifiziert ist, dem sollst du bereitwillig folgen.")

Parzival reitet also an den Artushof, benimmt sich dort jedoch ziemlich daneben und fliegt deshalb schnell wieder raus, aber zum Glück kommt er bald danach an den Hof eines älteren Ritters namens Gurnemanz. Dieser erkennt, wen er da wirklich vor sich hat, denn er steht auch in Beziehung zur Gralsburg. Gurnemanz verpaßt Parzival nun einen Crashkurs in ritterlichem Benehmen. Insbesondere rät er ihm, nicht ständig zu reden.

*Der wirt sprach zem gaste sîn:
"Ir redet als ein kindelîn.
Wan geswîgt ir iwerer muoter gar
Und nemet anderr mære war?
Habt iuch an mînen rât:
Der scheidet iuch von missetât!"*

(Der Gastgeber sprach zu seinem Gast: "Ihr redet wie ein kleines Kind. Wann schweigt ihr endlich von eurer Mutter und nehmt wahr, was andere Leute sagen? Haltet euch an meinen Rat: der behütet euch vor falschem Verhalten!")

Diese Angewohnheit, nie den Mund halten zu können, ist offenkundig eine Folge der weiblichen Erziehung durch Herzeloide (nach dem Prinzip: ein Mann ein Wort, eine Frau ein Wörterbuch ...).

Parzival bricht nun wieder auf und kommt bestimmungsgemäß auf die Gralsburg, wo er überaus freundlich empfangen wird. Er erlebt mit, wie der Gral enthüllt wird, und sieht auch, wie sehr der Gralskönig Amfortas an einer geheimnisvollen Wunde leidet. Aber obwohl er fast vor Neugier platzt und auch voller Mitleid mit dem König ist, hält er sich an Gurnemanz' Rat und stellt keine Frage dazu.

An dieser Stelle kommen wir, wie schon der mittelalterliche Autor, nicht um die Frage herum: was ist der Gral? Der Gral ist jener Kelch, in dem der Legende nach auf Golgatha das Blut des Gekreuzigten aufgefangen worden sein soll. Die Evangelien berichten nichts dergleichen; die Situation ließ eine solche Aktion auch gar nicht zu. Es heißt nur bei Johannes (19,34): "Einer der Soldaten

stieß ihm seine Lanze in die Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus." Das bedeutet lediglich, daß Christus bereits tot ist und die Trennung der festen und flüssigen Bestandteile des Blutes bereits eingesetzt hat.

Wir müssen daher einen andern Zugang suchen. Im Mittelalter gibt es didaktische Bilddarstellungen, die die Lehre von der Eucharistie zu erläutern versuchen: hier steht dann die *ecclesia*, die Kirche, unter dem Kreuz und fängt mit dem Kelch das Blut Christi auf, das aus der Seitenwunde strömt. So etwa eine Darstellung aus einer Handschrift der Werke Hildegards von Bingen:



Sie sehen oben die *ecclesia* unter dem Kreuz und unten das Meßopfer. Aus solchen allegorischen Darstellungen entsteht die Legende vom Gral, der dann auch noch mit dem Kelch gleichgesetzt wird, den Christus selbst beim letzten Abendmahl verwendet hat.

Es ist kein Zufall, daß diese Legende, die es vielleicht schon vorher gab, gerade gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Interesse der Dichter findet. Das Thema wurde damals heiß diskutiert, und auf dem 4. Laterankonzil wurde 1215/6 die Lehre von der Transsubstantiation dogmatisiert, daß nämlich das Brot und der Wein sich in der Wandlung während der Messe in den wahren Leib und das wahre Blut Christi verwandeln – auch wenn ihre sichtbare Gestalt unverändert bleibt. Es ist auch kein Zufall, daß kurz danach wundertätige Hostien auftauchen und daß von Hostienfreveln berichtet, deren man üblicherweise die Juden beschuldigt. Die Gralsromane greifen also ein brandaktuelles Thema auf.

Um diese Superreliquie des Heiligen Grals herum wird dann die Gralsburg mit den Gralsrittern erfunden, die ggf. ausreiten, um unschuldig in Not geratenen Christen zu Hilfe zu kommen. Die Gralsburg wird an den Abhang der Pyrenäen lokalisiert, obwohl sie eigentlich keinen konkreten Ort in der Realität hat; wer sie als Nichteingeweihter bewußt sucht, wird sie nicht finden. Sie heißt "Berg des Heiles", katalanisch "Mont Salvatge" und davon abgeleitet auf mittelhochdeutsch *Munsalvæsche*.

Die religiöse Idylle auf der Gralsburg erweist sich aber als trügerisch, denn ausgerechnet der Gralskönig Amfortas sündigt, indem er die Ehe bricht. Die göttliche Strafe besteht darin, daß er während eines Kampfeinsatzes an den Genitalien verletzt wird und diese äußerst schmerzhafteste Wunde einfach nicht heilen will. Dahinter steht das Prinzip der spiegelnden Strafe: die Ahndung des Verbrechens erfolgt an dem Körperteil, der es begangen hat. So wird z.B. dem Dieb die Hand abgeschlagen, dem Gotteslästerer die Zunge herausgerissen usw.

Parzival erlebt also mit, wie Amfortas leidet, traut sich aber nicht, zu fragen, woran. Mit anderen Worten: er hat den Erziehungsratschlag, nicht dauernd zu reden, formal verstanden, seine eigentliche Bedeutung aber nicht kapiert. Das ist sein entscheidender Fehler. Am nächsten Tag ist nämlich alles anders, die Freundlichkeit der Bewohner ist verschwunden, und Parzival muß die Burg verlassen.

Die Bewohner der Burg sind verzweifelt, denn Amfortas, der auf seine Erlösung gehofft hat, weigert sich nunmehr, die Gralsliturgie zu zelebrieren, wodurch die Burg und das sie umgebende Land in Verfall geraten und die Ritter ihrer Aufgabe nicht mehr nachkommen können.

Für Parzival folgt gewissermaßen eine zweite Runde mit einer Reihe für ihn durchaus peinlicher Erlebnisse, an deren Ende er aber geläutert zur Gralsburg zurückkehrt, nunmehr die entscheidende Frage stellt, den Gralskönig erlöst und sogar sein Nachfolger wird.

Und dann kommt noch ein Nachspiel: Parzivals Sohn Lohengrin eilt als Gralsritter einer verleumdeten Dame zu Hilfe, Elsa von Brabant, die er durch einen Zweikampf, also ein Gottesurteil, vom Vorwurf sexueller Vergehen reinigt und heiratet. Bedingung für Hilfe und Ehe ist aber, daß sie ihn nie nach seinem Namen fragt, denn als Gralsritter darf er seine Identität nicht enthüllen. Elsa schafft es aber auf die Dauer nicht, den Mund zu halten – man fühlt sich an den weiblich erzogenen jungen Parzival erinnert –, und fragt Lohengrin doch nach seinem Namen, woraufhin er sie verlassen muß und an Bord eines Schwanes zur Gralsburg zurückkehrt.

Weitaus weniger ritterlich geht es in Gottfried von Straßburgs Roman *Tristan und Isolde* zu. Der Romanheld ist eigentlich die Frucht einer verbotenen Liebe: sein Vater Riwalin ist bereits ein erwachsener Ritter, der aber selbst merkt, daß es ihm noch an den charakterlichen Fähigkeiten des vollkommenen Ritters fehlt. Deshalb geht er nach Cornwall zum Hof des Königs Marke, um durch dessen Vorbild diese Fähigkeiten weiter auszubilden.

Es kommt aber anders, denn er verliebt sich in die Schwester des Königs, Blanscheflur, die "weiße Blume", die er schwängert und dann mit ihrer Zustimmung entführt, was auch in der Realität gar nicht so selten vorkam. Aber kurz bevor das Kind zur Welt kommt, stirbt Riwalin im Kampf, und auch die Mutter haucht kurz nach der Geburt ihr Leben aus; auch das ein häufiger Vorgang. Jedoch gibt der treue Marschall Riwalin das Kind als Sohn seiner eigenen Frau aus, die dazu eine Schwangerschaft simuliert und dann zusammen mit ihrem Mann den kleinen Tristan aufzieht. Daß Tristan bis zu seiner Volljährigkeit nicht weiß, wer seine wirklichen Eltern sind, spielt für den späteren Verlauf des Romans eine Rolle, ist für uns aber nicht wichtig.

Von seinen Pflegeeltern erhält Tristan eine vollkommene Ausbildung als Jungritter, was sich für ihn als Glück und Verhängnis zugleich erweist. Er wird von Wikingern entführt, aber das Schiff gerät in einen Seesturm, den die Piraten zu recht als göttliche Strafe für das Kidnapping deuten. Deshalb setzen sie ihn an Land, und zwar in Cornwall. Dort fällt er durch seine exquisiten Manieren einer Jagdgesellschaft König Markes, also seines Onkels, auf. Marke gewinnt ihn lieb, überträgt ihm vertrauensvolle Aufgaben und schickt ihn nach Irland, um von dort als sein Brautwerber die schöne Isolde abzuholen.

Es kommt, wie es kommen muß: Tristan und Isolde verlieben sich unsterblich in einander. Trotzdem findet die Ehe zwischen ihr und König Marke statt, gleichzeitig läuft aber die ehebrecherische

Beziehung zu Tristan weiter. König Marke ahnt, was vorgeht, erlangt aber nie wirkliche Gewißheit, und als ehrbarer Herrscher verurteilt er sie nicht auf den unbewiesenen Verdacht hin. Dieses Szenario wird mehrmals durchgespielt; einmal muß Isolde sogar einen Reinigungseid leisten, den sie durch einen juristischen Trick besteht, obwohl sie in Wirklichkeit schuldig ist. Am Schluß kommen beide durch ein Mißverständnis ums Leben, weil jeder glaubt, der andere habe den Tod gefunden, und daraufhin selbst nicht mehr weiterleben will. Ein klassischer Schluß, den Sie schon in der Antike bei Pyramus und Thisbe finden oder später bei Romeo und Julia.

Hausbackener, aber für den Historiker viel spannender, ist das anonyme Epos von Herzog Ernst. Wie das Nibelungenlied gliedert es sich in einen stationären und einen Reiseteil.

Die Hauptpersonen sind folgende:

- Adelheid, die verwitwete Herzogin von Bayern,
- ihr Sohn Ernst, Herzog von Bayern,
- Kaiser Otto der Große,
- Heinrich, Pfalzgraf vom Rhein, ein Verwandter Kaiser Ottos,
- ein Graf Wetzel, der sich als unbeirrbar treuer Gefolgsmann und kluger Ratgeber des Herzogs erweist, in den eigentlichen Ablauf der Geschichte aber nicht wirklich eingreift.

Zu Beginn ist Herzog Ernst noch minderjährig, was beiläufig bedeutet, daß seine Mutter die Vormundschaft über ihn ausübt und Bayern regiert. Klein-Ernst erhält eine sorgfältige Ausbildung, lernt Französisch, Latein und Griechisch – wozu er auch an andere Höfe geschickt wird – und erwirbt die ritterlichen Tugenden, so daß er nach seiner Schwertleite selbst die Regierung übernehmen kann. Er erweist sich als äußerst fähiger und beim Volk beliebter Regent.

Kaiser Otto, von dem wir ausdrücklich erfahren, daß er das Erzbistum Magdeburg gegründet habe – es handelt sich also wirklich um Kaiser Otto den Großen –, wird ebenfalls Witwer und möchte in zweiter Ehe die Herzogin Adelheid zur Frau nehmen. Deshalb schreibt er ihr eigenhändig einen Brief (Vers 318ff.):

*Mit sîn selbes hant er schreip
einen brief, so er beste kunde,
süezin wort von sînem munde,
sô er aller friuntlîchest mohte.*

"Mit eigener Hand schrieb er einen Brief, so gut er konnte, süße Worte aus seinem Munde, so freundlich er es vermochte."

Die Werbung wird angenommen, wobei offenbar die Zustimmung des jungen Herzogs ausschlaggebend ist, der ja mit Eintritt der Volljährigkeit die Muntgewalt über seine Mutter innehat. Die Hochzeit findet in Mainz statt und ist ein rauschendes Fest, dessen Darstellung mich an den berühmten Mainzer Hoftag Friedrich Barbarossas im Jahre 1184 erinnert. Als Stiefsohn des Kaisers steigt Herzog Ernst zu dessen bevorzugtem Berater auf.

Aber nicht alle sind damit zufrieden. Pfalzgraf Heinrich verleumdet ihn beim Kaiser. Dieser will es zunächst nicht glauben, läßt sich dann aber überzeugen – obwohl sowohl Adelheid als

auch die übrigen Fürsten zu Gunsten Ernsts intervenieren – und geht gegen den vermeintlichen Verräter vor. Dieser kommt daraufhin heimlich in die Pfalz, dringt beim Kaiser ein, der gerade mit Heinrich zusammensitzt, und schlägt Heinrich den Kopf ab. Der Kaiser kann sich in die Kapelle retten. Dann flieht der Herzog wieder nach Bayern.

Die Folge ist ein fünfjähriger Bürgerkrieg zwischen dem Kaiser und dem Herzog, in dessen Verlauf auch Regensburg belagert und Bayern verwüstet wird. Als Ernst merkt, daß er auf die Dauer den Kürzeren ziehen wird, begibt er sich auf Pilgerfahrt oder Kreuzzug ins Heilige Land. Dort kommt er zwar zunächst gar nicht an, aber auf dem Weg dorthin wird er vom ungarischen und vom griechischen König freundlich aufgenommen und durchquert auch ohne Probleme den bulgarischen Wald. Der griechische König versorgt ihn und seine Begleiter mit Lebensmitteln und schickt sie zu Schiff weiter. Das ist der normale Verlauf: der byzantinische Kaiser läßt die Kreuzfahrer immer möglichst schnell über den Bosphorus übersetzen.

Und nun gleitet die Erzählung, die für mittelalterlichen Geschmack ohnehin schon zu lange realistisch war, ins Phantastische über. In einem fünftägigen Seesturm gehen alle Schiffe bis auf dasjenige des Herzogs zugrunde. Sie landen schließlich im Land Grippia. Die dortige Hauptstadt finden sie völlig menschenleer vor, aber es sind Tische wie zu einem Fest aufgestellt und sogar schon Speisen aufgetragen. Von diesen bedienen sie sich; die übrigen Schätze lassen sie aber unangetastet und ziehen sich wieder auf ihr Schiff zurück. Den Herzog packt aber die Neugier; er geht noch einmal allein in die Stadt, wo er u.a. auch ein Bad nimmt.

Dabei wird er von den zurückkehrenden Grippianern überrascht und muß sich verstecken. Die Grippianer sind Menschen mit Kranickköpfen. Sie haben gerade den König von Indien besiegt und die Königstochter geraubt, die der König nun heiraten will. Dabei gibt es interkulturelle Probleme bei den an sich wohl gut gemeinten Liebkosungen des Königs für seine Braut; mit einem Kranichschnabel küßt es sich eben schlecht. Der Herzog wartet, bis sich das Paar ins Brautgemach zurückzieht. Sein Versuch, die Prinzessin zu befreien, mißlingt zwar, aber er kann wenigstens den König erschlagen; die Prinzessin hat sich bereits erstochen.

Anschließend fahren unsere Helden weiter, und was sie nun erleben, entspricht ziemlich genau den Abenteuern Sindbads des Seefahrers aus 1001 Nacht. Ihr Schiff scheitert am Magnetberg. Sie haben nichts mehr zu essen, und sobald einer gestorben ist, holen ihn die Greifen, um ihn in ihrem Nest auf der Spitze des Magnetberges an ihre Jungen zu verfüttern. Die letzten sechs Gefährten, unter ihnen der Herzog, nähren sich in Felle ein und lassen sich von den Greifen auf die Bergesspitze tragen, schneiden sich heraus und entkommen. Auf einem gewaltigen Fluß fahren sie auf einem improvisierten Floß ins Tal hinunter. Dabei müssen sie auch eine enge und dunkle Felsengrotte passieren. Dabei ereignet sich ein *Détail*, das die ganze Geschichte für uns besonders interessant macht. Die Höhle ist inwendig nämlich gar nicht so dunkel:

*Do schein der berc inner gar
Von maniger hande steine.
Die wâren al gemeine
Schoene unde wol gevar.
Ouch was der grunt unden gar
In der selben mâze erkant.*

"Da war der Berg innerlich von vielerlei Edelsteinen erleuchtet. Die waren allesamt schön und wohlgestaltet. Auch der Boden unterhalb der Wasserfläche sah genauso aus."

*Ernst der edele wîgant,
Einen stein dar under sach,
Den er ûz dem velse brach.
Der stein gap vil liechten glast.
Den brâhte sît der werde gast
Ûz der vil starken freise.
Dâ von er wart der wise
Durch sîn ellen genant.
Er ist noch hiute wol bekannt:
Ins rîches krone man in siht.*

"Ernst, der edle Recke, sah darunter einen Stein, den er aus dem Felsen brach. Der gab ungewöhnlich hellen Schein. Ihn brachte der Held aus diesem Abenteuer mit. Deshalb wurde er wegen seiner Einzigartigkeit der Waise genannt. Man kennt ihn noch heute, denn man kann ihn in der Reichskrone sehen."

Nach einigen weiteren Abenteuern und Heldentaten gelangt Herzog Ernst schließlich über Babylon, Jerusalem (wo er die heiligen Stätten besucht, die Wallfahrt kommt also doch noch an ihr Ziel), Bari und Rom nach Hause zurück. Während der Weihnachtsmesse wirft er sich in Bamberg dem Kaiser zu Füßen, der ihm Verzeihung gewährt und ihn wieder in seine alte Stellung einsetzt. Ihm schenkt er den Waisen, so daß dieser ihn in die kaiserliche Krone setzen lassen kann.

Wenn es im Mittelalter schon ein Fernsehen gegeben hätte, wäre die Geschichte vom Herzog Ernst sicher als Telenovela im Vorprogramm gelaufen, zwischen der Reklame für Einbecker Bier und damaszenische Schwerter (oder auch Passauer Wolfsklingen). Sie hat aber darüber hinaus, wie Ihnen sicher bereits aufgefallen ist, einen ernsthaften historischen Hintergrund, wobei sich vier zeitliche Ebenen vermischen: 1. die sagenhafte Orientfahrt Heinrichs des Löwen und überhaupt die Kreuzzüge; 2. selbstverständlich die Geschichte Kaiser Ottos des Großen, seiner Ehe mit Adelheid von Burgund und seiner Probleme mit seinen Brüdern Thankmar und Heinrich; 3. die Geschichte Kaiser Konrads II., dessen Stiefsohn, d. h. der Sohn der Kaiserin Gisela aus früherer Ehe, tatsächlich Ernst hieß; und 4. die Geschichte des Mordes an König Philipp von Schwaben im Jahre 1208. Von all dem haben wir ja schon gehört.

Es muß aber nicht gleich ein Roman von mehreren tausend Versen sein, Literatur kann sich auch in kleinerem Rahmen abspielen, etwa in Form von Gedichten mit ein paar Strophen und vielleicht 20 bis 50 Versen. Dabei gibt es zwei Themen: zum einen die Minne und zum andern die Politik. Für beide Formen gilt als der bedeutendste Vertreter Walther von der Vogelweide, aber für beide müssen wir auch sagen, daß die Vorbilder ebenfalls aus Frankreich stammen. In Südfrankreich gab es die Troubadoure, in Nordfrankreich die Trouvères, und von diesen haben die deutschen Minnesänger Themen und Formen übernommen.

Walther von der Vogelweide ist geboren um 1160/1170. Er stammt aus einer ritterbürtigen Familie, was wir daraus schließen können, daß er in einer Quelle als "Herr" tituliert wird. Er kommt also wohl aus einer jener Ministerialenfamilien, die im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert in den Startlöchern standen, um in den niederen Adel aufzusteigen. Nähere geographische Angaben sind nicht möglich. Es gibt in Südtirol einen Vogelweidhof, der ihn für sich in Anspruch nimmt, aber dafür gibt es keinen Beleg. In dieser Zeit konnten Westfalen in Bayern Bischof werden und schwäbische Ministeriale in Süditalien als Herzöge Karriere machen. Erst nach dem Interregnum verengt sich der geographische Horizont.

Wie in solchen Familien üblich, wurde der junge Walther zu einer anderen Familie in die Knappenausbildung geschickt. Das war ab dem 7. Lebensjahr üblich. Zu den Kenntnissen, die ein angehender Ritter erwerben mußte, gehörte auch das Versemachen und Musizieren. Offenbar zeigte Walther hier besondere Begabung. Und wir können noch vermuten, daß er ein zweit- oder drittgeborener Sohn war, der keine Chance hatte, im väterlichen Lehen nachzufolgen; jedenfalls ist er geradezu überschwenglich begeistert, als er gegen Ende seines Lebens von Friedrich II. ein eigenes Lehen erhält.

Im einzelnen kommt er 1188 in Wien an den Babenbergischen Hof, wo er also auch miterlebt, wie Richard Löwenherz auf der Rückkehr vom Kreuzzug gefangen genommen und erst Monate später gegen Lösegeld freigelassen wird. Ab 1198 finden wir ihn am Hofe König Philipps von Schwaben, aber er ist offenbar nicht mehr dort, als der König 1208 ermordet wird. Stattdessen dient er sich dem Passauer Bischof Wolfger an, den wir schon als Mäzen des Dichters des Nibelungenliedes kennengelernt haben.

Daraus erwuchs die einzige urkundliche Quelle über Walther, denn der Bischof schenkte ihm am 12. November 1203 fünf lange Schillinge für den Kauf eines Pelzmantels und ließ diese Ausgabe – zum Jubel aller Germanisten und Historiker – auch mit Nennung des Namens in seinem Reisetagebuch eintragen:



Walthero ca[n]tori de vogelweide pro pellicio V solidos longos. (Dem Sänger Walther von Vogelweide für einen Pelzmantel 5 langen Schillinge.) Die Summe entspricht 5/8 Pfund; für drei Pfund bekam man schon ein ganzes Pferd, wie übrigens aus einem Gedicht Walthers über den Verlust eines solchen Rosses hervorgeht.

Ab 1205 finden wir den Dichter bei Landgraf Hermann von Thüringen, so daß er an dem ominösen Sängerkrieg auf der Wartburg teilgenommen haben kann, 1211 dann bei Markgraf Dietrich von Meißen. Schließlich macht er ab 1212 Propaganda für den welfischen König Otto IV. und noch später für Friedrich II. Von diesem bekommt er 1220 sein Lehen. Als letztes datierbares Zeugnis gilt die sogenannte Elegie, die man als Kreuzzugsaufruf interpretieren kann, möglicherweise für den Kreuzzug Friedrichs II. 1227, aber die Deutung ist umstritten. In diesem übrigens sehr schönen Text stilisiert er sich als alten Mann, der es bedauert, selbst nicht mehr mitziehen zu können. Wenn er um 1170 geboren ist, war er damals etwa 60 Jahre alt; in diesem Alter geht man nur noch als Kaiser auf Kreuzzug, wie Barbarossa, nicht mehr als Ministeriale.

Einem breiteren Publikum ist Walther vor allem als Minnesänger bekannt. Bei kaum einem Mittelalter-Event fehlt der folgende Text:

*Under der linden ûf der heiden,
dâ unser zweier bette was,
da muget ir finden schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
Bî einem walde in einem tal –
tandaradei –
schône sanc diu nachtegal.*

Im 19. Jahrhundert hat man sich das dann so vorgestellt:



Interessanter ist aber der Dichter, der die politischen Ereignisse seiner Zeit kommentiert. Das tut er in einer Mischung aus Kabarettist und Pressesprecher, d.h. er hat keine eigene Meinung, sondern sagt das, was die Geldgeber und/oder das Publikum hören wollen. Das können grundsätzliche Überlegungen sein wie die folgende:

*Ich sâz ûf eime steine
und dachte bein mit beine.
Darûf sazte ich den ellenbogen.
Ich hætte in mîne hant gesmogen
das kinne und ein mîn wange.
Sô dâchte ich vil ange,
wie man zer werlte sollte leben.
Deheinen rât kont ich gegeben,
wie man driu dinc erwürbe,
der keinez nicht verdürbe.
Die driu sint êre und varnde guot,
die dicke einander schaden tuot.
Daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.*

"Ich saß auf einem Stein und bedeckte Bein mit Bein. Darauf setzte ich den Ellenbogen. Ich hatte in meine Hand geschmiegt das Kinn und meine eine Wange. So dachte ich sehr beunruhigt darüber nach, wie man auf dieser Welt leben solle. Ich konnte keinen Rat geben, wie man drei Dinge erwerben könne, ohne eines davon zu vernachlässigen. Diese drei Dinge sind zunächst einmal die persönliche Ehre und weltliche Besitztümer, die einander sehr schaden." Man könnte auch formulieren: deren Erwerb zu einem schwierigen Zielkonflikt führt. "Das dritte ist Gottes Gnade, die Krönung der beiden anderen."

Daraus entstand die Standarddarstellung seiner Person, etwa in der Abbildung in der Manesseschen Liederhandschrift:



Daß er auch viel scharfzüngiger sein konnte, war den Sprüchen zu entnehmen, die ich schon zitiert habe. Deshalb nur noch ein kurzes Beispiel. Über Otto IV. schreibt er:

*Ich wolt hêrn Otten milte nâch der lenge mezzen:
dô hât ich mich an der mâze ein teil vergezzen:
wær er sô milt als lanc, er hete tugende vil besezzen.*

(Ich wollte die Freigebigkeit Herrn Ottos an seiner Körpergröße messen, aber da hatte ich mich wohl im Maß ein wenig vertan. Denn wenn er so freigebig wäre wie er groß ist, besäße er viele gute Eigenschaften.) Dahinter steht der Vergleich des rambohaften Körpers des Welfen und – schon mit Blick auf den nächsten Mäzen – der eher zierlichen Gestalt des Staufers Friedrich II.

Aber für welches Publikum waren die politischen Sprüche gedacht? Und wurden sie einmal vom Dichter vor einem erlauchten Publikum vorgetragen, oder wurden sie weitergereicht und so verbreitet? Denkbar ist mündliche Tradition, aber auch, was die Forschung bisher noch gar nicht erwogen hat, Verbreitung auf Wachstafeln, die natürlich heute nicht mehr erhalten sind. Dauerhafte Pergamenthandschriften gibt es nur ganz wenige. Die Germanisten halten sich in dieser Frage merkwürdig bedeckt. Was Walther von der Vogelweide angeht, gibt es ein Zeugnis für seine überregionale Wirkung: Thomasin von Zerklære sagt über ihn 1215:

*Er hât tûsent man betoeret,
daz si habent überhoeret
gottes und des bâbstes gebot.*

(Er hat Tausende in die Irre geführt, daß sie Gottes und des Papstes Gebot mißachtet haben.) Auch Gottfried von Straßburg erwähnt ihn, und zwar durchaus positiv, allerdings als Minnesänger.

Schließlich spricht Walther selbst in einem späten Gedicht etwas unfreundlich über Leute, die seine Lieder weiterverbreiten:

Rüemære unde lügenære, swâ die sîn,

*den verbiute ich mînen sanc,
und ist âne mînen danc,
obs alsô vil geniezen mîn.*

(Prahler und Verleumder, gleichgültig, wo sie sein mögen, ihnen verbiete ich, meine Lieder zu singen, und haben sie durch mich großen Erfolg, dann geschieht es gegen meinen Willen.)

Das Todesdatum Walthers steht nicht fest; man erschließt es nur aus der vermutlich letzten Dichtung auf das Ende der 1220er Jahre. Auch der Ort seines Begräbnisses ist unbekannt. Allerdings nimmt Würzburg ihn insoweit in Anspruch: die lokale Überlieferung im sog. Hausbuch des Walter de Leone zitiert ein Jahrhundert später einen Text, der auf seinem Grabstein stand – allerdings mit einer Formulierung, die vermuten läßt, daß es den Grabstein schon nicht mehr gab. Im sog. Lusatengärtlein im Hof des Neumünsters unmittelbar neben dem Dom



wird heute sein (offenkundig modernes) Grab gezeigt, und dort liegt eigentlich immer ein – wenn auch meist verwelkter – Blumenstrauß seiner Verehrer.



Nun ist noch ein kurzes Wort zur Architektur fällig. Wir verbinden mit dem Mittelalter spontan die Gotik, was aber so nicht stimmt. Die Politik der Ottonen, Salier und Staufer erfolgte in rein romanischen Gebäuden; denken Sie etwa an die mittelalterliche deutsche Staatskirche schlechthin, den Dom von Speyer.

Wie bei der Literatur kommen auch in der Architektur die Moden und Innovationen aus Frankreich. Der gotische Stil entsteht im nordfranzösisch-belgischen Raum und erreicht Deutschland erst im Spätmittelalter, also im 15. Jahrhundert. Außerdem wurde an den Kathedralen lange, oft Jahrzehnte und Jahrhunderte lang gebaut, und etliche wurden auch gar nicht fertig. Hier sehen Sie eine Karte über die Verbreitung der gotischen Kathedrale:



Wir denken bei einer typisch gotischen Kirche in der Regel sofort an den Kölner Dom. Tatsächlich wurde der Kölner Dombau aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts eingestellt, auch weil die Stadt protestantisch wurde. Damals waren aber gerade einmal der Chor und die Turmstümpfe fertiggestellt; den Kran, der auf Turmstumpf stand, ließ man einfach dort stehen, und er – nicht etwa der Dom selbst – bildete bis ins 19. Jahrhundert das Wahrzeichen der Stadt Köln. Erst in der Mitte des 19. Jahrhundert wurde unter romantischen Vorzeichen und mit preußischem Geld der Dom mit modernen Techniken fertiggestellt, als Ausdruck genau jener falschen Gleichsetzung von Mittelalter und Gotik, die ich vorhin erwähnt habe.

16. KAPITEL: HELDEN (?) DER DEUTSCHEN SPRACHE: MARTIN LUTHER UND KONRAD DUDEN

DIE DEUTSCHE SPRACHE, DIE wir bisher betrachtet haben, war trotz aller literarischen Höchstleistungen etwa im Parzival oder in Tristan und Isolde doch eigentlich nur ein Bündel von Dialekten. Wenn Kaiser Ludwig der Bayer im 14. Jahrhundert eine Urkunde für einen Empfänger in Norddeutschland ausstellte, mußte er das auf Latein tun, weil die Empfänger die bairische Lautform seiner (im übrigen schon sehr zahlreichen) deutschen Urkunden nicht verstanden hätten. Unter seinem Nachfolger wird das anders.

In den Gebieten östlich der Elbe, die erst in nachkarolingischer oder sogar nachottonischer Zeit zum deutschen Reich gekommen sind, trafen Siedler und Händler aus vielen Gebieten zusammen. Sie mieden daher, um sich verständigen zu können, die extremsten Dialektformen und -ausdrücke. So entstand eine ostmitteldeutsche Ausgleichssprache, die die Basis der heutigen Hochsprache bildet. Zentren dafür waren etwa die Kanzlei der sächsischen Kurfürsten oder auch, wegen ihrer überregionalen Ausstrahlung wichtig, die deutschsprachige Kanzlei Karls IV. in Prag. Anders als in anderen Ländern wird also nicht der Dialekt der Hauptstadt zur Sprachnorm erklärt, sondern die Schrift- und Hochsprache entsteht im Zusammenwirken der Dialekte; also gewissermaßen auf föderalistischem Wege, und das ist beste deutsche Tradition.

Das Zusammenwirken mehrerer Dialekte hatte Auswirkungen auf den deutschen Wortschatz. Wenn es in zwei unterschiedlichen Gebieten zwei verschiedene Wörter für dieselbe Sache gab, wurden beide Wörter aufgenommen, und wir verstehen und verwenden heute in der Regel beide Wörter, ohne uns dessen überhaupt noch bewußt zu sein. Beispiele wären etwa *dunkel* und *düster*, *Samstag* und *Sonnabend*, *Fleischer* und *Metzger* und vieles mehr. Das erste Wort war jeweils eine süddeutsche, das zweite eine norddeutsche Variante.

Da wir gerade beim Wortschatz sind, darf ich dazu noch etwas sagen. Es gibt in allen Sprachen drei Gruppen von Wörtern, nämlich die ererbten einheimischen Wörter, die Lehnwörter und die Fremdwörter. Lehnwörter sind ursprünglich aus anderen Sprachen entlehnt, dann aber eingemeindet worden, so daß man meistens gar nicht mehr weiß, daß sie eigentlich aus einer anderen Sprache stammen. Sie nehmen auch am phonetischen Wandel der Sprache teil, woraus man den Zeitpunkt ermitteln kann, zu dem sie übernommen wurden.

Lehnwörter gibt es im Deutschen aus praktisch allen Nachbarsprachen, vor allem aber aus dem Lateinischen. Beispiele sind etwa der Ziegel (lateinisch *tegula*, also noch vor der hochdeutschen Lautverschiebung ins Deutsche gekommen, mit den römischen Besatzungstruppen), überhaupt viele zivilisatorische Begriffe wie Wein (*vinum*), Kohl (*caulis*), Pforte (*porta*) usw. Aus dem Lateinischen

stammen auch viele religiöse Begriffe, wobei diese im Latein oftmals selbst griechische Lehnwörter sind: Kirche, Priester, Bischof etc.

Aus dem Griechischen über das Lateinische kommt auch das Wort Pferd, ursprünglich *paravedus*, das sich durch das *para* als griechisch zu erkennen gibt; es ist eigentlich das Begleitpferd der Postkutschen im antiken Kaiserreich. Das einheimische deutsche Wort ist Roß, mittelhochdeutsch *hros*, woran Sie auch die Verwandtschaft mit dem englischen *horse* erkennen. Aus dem griechischen *αρχιατρος* (*archiatros*), der Oberarzt (*αρχι* + *ιατρος*) – Sie kennen den zweiten Bestandteil aus Fremdwörtern wie Psychiatrie usw. –, wird lateinisch *arciater* und althochdeutsch *arzât*, mittelhochdeutsch *arzet*, heute der Arzt; das erklärt auch das Kuriosum, warum er sich mit *zt* schreibt und nicht mit dem geläufigeren *tz*.

Es gibt aber auch Lehnwörter aus dem Keltischen: "reich", mhd. *rîch*, germanisch *rîk*; Sie kennen das Wort aus keltischen Namen wie Vercingetorix oder Asterix. Aus dem Keltischen kommt auch das Wort "Amt", mhd. *ambet*, ahd. *ambaht*, keltisch *ambaktos*. Ein Lehnwort aus dem Polnischen ist "Grenze"; das einheimisch deutsche Äquivalent dazu wäre *mark*, etwa in *Markgraf* oder *Gemarkung*, das in dieser Bedeutung selten geworden ist.

Im Hochmittelalter kommen viele Wörter aus dem Französischen, was Sie nach dem vorigen Kapitel nicht mehr wundern dürfte. Aus Altfranzösischen kommt auch die deutsche Verbbildung auf "-ieren", die ja geradezu universell einsetzbar ist. Dahinter steckt ein französischer Infinitiv auf *-ier* (heute nur noch *-er*), der dann noch einmal eine deutsche Infinitivendung *-en* erhält. Dieser Infinitiv eignet sich auch für die graeco-lateinischen Fachtermini auf *-izare*, z.B. *baptizare*, im Deutschen dann *-isieren*, z.B. kritisieren.

Neben den Lehnwörtern gibt es dann aber noch die eigentlichen Fremdwörter, meist aus dem Lateinischen oder Griechischen, die ihre ausländische Form behalten und als ausländische Wörter empfunden werden. Das sind aber durchaus Wörter, für die es auch ein schönes deutsches Wort gibt, so daß wir für viele, vor allem wissenschaftliche Begriffe einen doppelten Satz an Wörtern besitzen, zwischen denen wir – auch im Sinne der sprachlichen Variation – hin- und herwechseln können, etwa zwischen Vorlesung und Kolleg, Rezension und Besprechung, Anschrift und Adresse, Verbrauch und Konsum, wiederholen und repetieren, grüßen und salutieren, verdoppeln und duplizieren und vieles mehr. Fremdwörter aus dem Englischen spielen bis ins 18. Jahrhundert allerdings kaum eine Rolle.

Die überregionalen Urkundenkanzleien sind, wie erwähnt, wichtig für die Ausbildung der überregional verständlichen deutschen Hochsprache. Welche Rolle spielt dabei aber Martin Luther? Er sagt selbst, er rede nach der "sächsischen Kanzlei und auch nach der Kanzlei Kaiser Maximilians, welcher nachfolgen alle Kanzleien" Deutschlands. Aber welche Rolle spielt seine Bibelübersetzung?

Die Lutherbibel ist wichtig, aber – und jetzt muß ich den protestantischen Zuhörern etwas auf die Zehen treten – man darf sie nicht überschätzen. Viele Leute glauben, daß erstmals Luther die gesamte Bibel ins Deutsche übersetzt und damit der Bevölkerung zugänglich

gemacht, während zuvor die Amtskirche diesen Text gewissermaßen als Herrschaftswissen geheim gehalten habe. Das trifft nicht zu: Übersetzungen der Bibel ins Deutsche gibt es bereits in althochdeutscher Zeit; solche Übersetzungen sind sogar die ältesten Texte, die überhaupt in deutscher Sprache überliefert sind. Im Druck ist eine vollständige deutsche Übersetzung der Bibel schon ein Jahrhundert vor Luther veröffentlicht worden, und zwar 1460 in Straßburg durch den dortigen Erstdrucker Johannes Mentelin.

Wenn man auf diesen Umstand hinweist, wird gewöhnlich ein zweites Argument nachgeschoben: das Deutsch dieser Übersetzung habe sich so nahe am Latein gehalten und sei deshalb so schlecht gewesen, daß niemand etwas damit anfangen könne; Luthers Übersetzung sei die erste allgemein verständliche Fassung gewesen. Auch das ist falsch, was man z.B. daran sehen kann, daß Luthers Übersetzung in Süddeutschland nur schwer zu lesen war. In süddeutschen Ausgaben mußten der Lutherbibel Wortlisten beigegeben werden, um seine seltsamen mitteldeutschen Ausdrücke auch in Bayern, Württemberg, der Schweiz und dem Elsaß verständlich zu machen. Hier eine kleine Auswahl aus einer Liste des Druckers Adam Petri von 1523 aus Basel:

Luther	Süddeutsch
Ähnlich	Gleich
Anstoß	Ärgernis
Aufschub	Verzug
Flehen	Bitten
Gesteupt	Mit Ruten gestrichen
Heuchler	Gleisner
Lappen	Lumpen
Qual	Pein
Schwülstig	Aufgeblasen
Tauchen	Tunken
Täuschen	Trügen

Uns sind heute in der Regel beide Formen geläufig. Man darf sich in dieser Frage auch nicht von Luthers Selbstdarstellung im sog. Sendbrief vom Dolmetschen täuschen lassen, auch wenn die dort verwendete Formulierung, er habe "dem Volk aufs Maul geschaut", recht griffig ist.

Richtig ist vielmehr, daß sich die gesamte neuhochdeutsche Schriftsprache im Laufe der Zeit an der Diktion der Lutherbibel ausgerichtet hat, und zwar nicht, weil dieses Deutsch so besonders gut war (wobei ich ihre Qualität gar nicht herabsetzen will), sondern weil es sich um die Sprache des verehrten Reformators handelte. Das gilt besonders für Norddeutschland, wo das Hochdeutsche erst im Laufe des 16. bis 18. Jahrhunderts in einem langwierigen Prozeß mit vielen Zwischenstufen das Plattdeutsche verdrängt hat, und dieses importierte Hochdeutsch war eben die Sprache der Lutherbibel.

Eine wichtige Rolle bei der Vereinheitlichung des Deutschen spielte generell der Buchdruck. Schon aus wirtschaftlichen Gründen durfte ein gedruckter Text keine extremen Dialektformen enthalten,

denn der Verlag wollte das Buch ja überregional verkaufen. Auf den großen Buchmessen etwa in Frankfurt/Main oder Leipzig informierte man sich also gegenseitig und formte die hochdeutsche Schriftsprache weiter aus. Diese "Druckersprachen" sind ein wesentlicher Meilenstein in der deutschen Sprachgeschichte. Es gab sie zunächst auch für das Plattdeutsche, z.B. in Lübeck, aber sie wurden dann, wie gesagt, von Luther's Bibelddeutsch verdrängt. Der einzige Markt für niederdeutsche Sprache, der auf die Dauer übrig blieb, war derjenige in den Niederlanden, die seit 1648 auch politisch vom Deutschen Reich getrennt waren. Auf diese Weise bildete sich das Niederländische, das eigentlich der niederfränkische Dialekt ist, als eigene Sprache heraus, die auch einige französische Eigenarten übernahm, z.B. die Aussprache des Buchstabens u als ü.

Im 18. Jahrhundert gingen dann die Gelehrten daran, die hochdeutsche Orthographie zu vereinheitlichen. Dabei gab es zwar einige Kuriosa – so etwa kurz vor 1800 den Versuch, den Umlaut ü generell als y zu drucken –, aber die Versuche waren insgesamt so erfolgreich, daß wir etwa die Texte Goethes heute ohne Schwierigkeiten lesen können. Damals wurde es auch üblich, die Substantive generell groß zu schreiben, was eine enorme Lese- und Verständnishilfe darstellt. In der Barockzeit war die konsequente Großschreibung der Substantive noch nicht üblich. Beim Schreiben macht die Großschreibung zwar etwas Mühe, aber diese Mühe wird beim Lesen um ein Vielfaches belohnt. An diesem Umstand sind auch alle Versuche, dem Deutschen die Kleinschreibung aufzuzwingen, gescheitert, und das zu Recht.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts setzen dann die Versuche einer völligen Vereinheitlichung der deutschen Orthographie ein, für die der Name Konrad Duden (1829–1911) steht. So sah er aus:



und so die Briefmarke, mit der ihn die Deutsche Post bedachte:



Er wurde, nach einer etwas unsteten akademischen Karriere, 1869 Gymnasialdirektor in Schleiz in Thüringen, dann 1876 in Hersfeld in Nordhessen. Beiläufig: Duden war mit einer Dame aus Messina verheiratet und hielt sich deshalb auch oft in Italien auf. In seinen Schulen bemühte er sich, eine einheitliche Rechtschreibung einzuführen, um zu verhindern, daß Lehrer mit einem bestimmten Dialekthintergrund Schülern anderer Herkunft ihre Schreibweise und Aussprache aufzuzwingen versuchten.

Es ist klar, daß Duden schon aus Reklamegründen die noch bestehenden Unterschiede als viel dramatischer hinstellte, als sie waren. Aber seine erste Wortliste zur Vereinheitlichung ist nur ein schmales Heft von gerade einmal 187 Seiten mit 27000 Stichwörtern:



Erst die Profitinteressen des Duden-Verlages – die mit der ursprünglichen Intention Dudens nichts mehr zu tun haben – haben daraus ein umfangreiches Kompendium von nahezu 1000 Seiten und ein endloses Regelwerk gemacht. Der Grundfehler der Dudenredaktion ist, daß sie glaubt, für alle noch so selten vorkommenden Zweifelsfälle eine Regel aufstellen zu sollen.

Kurz vor der Jahrtausendwende wurden wir, wie Sie sich vielleicht noch erinnern, letztmals mit einer Orthographiereform beglückt, die als gänzlich verfehlt und überflüssig zu bezeichnen ist und in vielen Punkten seither auch schon wieder reformiert werden mußte⁷. Tatsächlich hat diese Reform einen ganz außersprachlichen Hintergrund. Die ältesten Computer hatten einen geringen Speicherplatz, und deshalb wurde versucht, die großen Buchstaben generell abzuschaffen, damit man nicht für Majuskel und Minuskeln eigene Zeichen vorsehen mußte. Das ließ sich mit Blick auf andere Sprachen, die die Großschreibung der Substantive nicht kennen, als fortschrittliche Reform verkaufen. Die Computer wurden schnell leistungsfähiger, so daß dieses Argument wegfiel. Da aber einmal das Gefühl erzeugt war, es bestehe ein Reformbedarf, stürzte man sich nun auf die Orthographie und Interpunktion, in denen man Probleme und Inkonsistenzen zu entdecken behauptete. Die daraufhin mit viel Getöse 1998 inszenierte Reform ist seither schon mehrfach "nachgebessert" worden. Tatsächlich ist von dem ganzen Aufwand eigentlich nur die Regel übriggeblieben, daß man nach kurzem Vokal nicht mehr *ß*, sondern *ss* schreiben muß. Mithin stehen sich nicht mehr *das* und *daß* gegenüber, sondern *das* und *dass*. Die Erfahrung lehrt allerdings, daß die Fehlschreibungen gerade bei diesen zwei Wörtern seither deutlich zugenommen haben.

V. TEIL: DEUTSCHLAND IM SPÄTEN MITTELALTER

17. KAPITEL: ZU AACHEN IN SEINER KAISERPRACHT – DER AUFSTIEG DER HABSBURGER

ZU AACHEN IN seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,

⁷ Zur juristischen Seite vgl. Gerald G. Sander, Die deutsche Rechtschreibreform aus juristischer Sicht. Geschichte, rechtliche Fragestellungen und Bindungswirkung der neuen Schreibregeln. In: Hana Andrášová / Peter Ernst / Libuše Spáčilová, Germanistik genießen. Gedenkschrift für Doc. Dr. Phil. Hildegard Boková (Wien 2006; Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 15) S. 357–370.

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

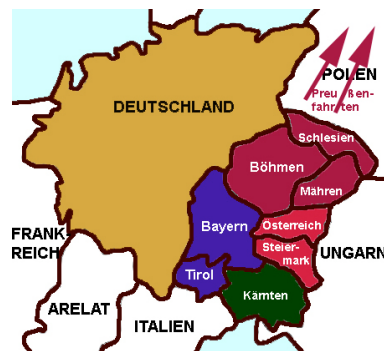
Wieder einmal eine Ballade, diesmal von Friedrich Schiller, Der Graf von Habsburg, geschrieben 1803, als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation noch bestand, aber sein Ende schon absehbar war. Aber ich verspreche Ihnen: weitere Balladen kommen nicht vor. Und wieder einmal: ein Text voller historischer Fehler. Erstens: Rudolf von Habsburg wurde niemals Kaiser; wir kommen gleich darauf zurück. Und zweitens: der König von Böhmen war überall, nur nicht anwesend beim Krönungsmahl Rudolfs; auch darauf kommen wir zurück, und das ist ein Fehler, der dem Geschichtsordinarius (!) Schiller eigentlich nicht hätte unterlaufen dürfen.

Aber gehen wir der Reihe nach vor. Als 1268 der Kopf Konrads unter dem Beil des Henkers fiel, hatte auch der Papst, der ihn im Stich gelassen hatte, nur noch genau einen Monat zu leben. Am 29.11.1268 starb Clemens IV., und es folgte die mit 2 Jahren und 9 Monaten längste Sedisvakanz der Papstgeschichte. Erst am 1.9.1271 konnten sich die Kardinäle auf einen Nachfolger einigen, und bezeichnenderweise war dies keiner aus ihrer Mitte. Tebaldo Visconti, als Papst Gregor X., befand sich gerade im Heiligen Land, als ihn die Wahlnachricht erreichte, und die Sorge um die Kreuzfahrerstaaten, die im Grunde bereits im Sterben lagen und 1291 auch endgültig untergingen, war die Dominante seines gesamten Pontifikats.

Dazu gehörte auch, daß es in Deutschland endlich wieder einen tatkräftigen König geben sollte, der, schnellstmöglich zum Kaiser gekrönt, an die Spitze eines neuen Kreuzzuges treten sollte. Der Papst schuf dafür freie Bahn: von den beiden Schattenkönigen starb Richard von Cornwall praktischerweise am 2.4.1272, und Gregor X. konnte Alfons von Kastilien, der ohnehin nie bei uns aufgetaucht war, zum Verzicht bewegen. Den Kurfürsten stellte er ein Ultimatum: er drohte, im Falle der Untätigkeit den König durch die Kardinäle wählen zu lassen.

Es gab auch einen interessierten Kandidaten, nämlich den böhmischen König Ottokar II.,

der sich im Südosten des Reiches eine bedeutende Machtstellung aufgebaut hatte: 1247 waren die österreichischen Babenberger, die seit 1192 zugleich Herzöge der Steiermark waren, in männlicher Linie ausgestorben, und es war Ottokar gelungen, eine der beiden Erbtöchter – die ja laut *privilegium minus* voll erbberechtigt waren – zu heiraten und so auch Herzog von Österreich zu werden. Allerdings trennte er sich von seiner Frau gleich wieder, sobald er das Land in Besitz genommen hatte, um mit der Tochter des Königs von Ungarn eine bessere Partie zu machen. Ottokar hatte übrigens zweimal an Zügen nach Preußen teilgenommen. Die folgende Karte zeigt rot eingefärbt den Machtbereich Ottokars:



Allerdings erinnern Sie sich, daß in Deutschland der aussichtsreichste Kandidat gewöhnlich nicht gewählt wurde – denken Sie an Heinrich den Stolzen –, und so kam es auch diesmal. Ottokar war davon überzeugt, daß man ihn nicht übergehen konnte und erschien gar nicht erst zur Wahlversammlung. Es fand aber doch eine Wahl statt, obwohl mit ihm einer der Kurfürsten fehlte. Die Siebenzahl der Kurfürsten, die damals schon als erforderlich galt, erreichte man dadurch, daß auch der niederbayerische Herzog Heinrich XIII. mit abstimmen durfte – ob ausnahmsweise oder als berechtigter Wähler als Wittelsbacher, werden wir im 25. Kapitel noch erörtern.

Gewählt wurde am 23.10.1273 Rudolf von Habsburg, aber warum er? Er besaß einige Eigenschaften, die ihn einem selbstsüchtigen Wählerkreis empfahlen:

1. er war schon in vorgerücktem Alter (55 Jahre alt), so daß eine baldige Neuwahl zu erwarten war,
2. er stammte aus der zweiten Linie der Reichsfürsten (nur ein Graf) und hatte somit keine zu große Hausmacht und
3. er war sehr reich, so daß man erwarten konnte, daß er die Kosten seiner neuen Stellung selbst würde tragen können, ohne den Mitfürsten auf der Tasche zu liegen. Der düpierte Ottokar von Böhmen-Österreich-Steiermark verspottete Rudolf als armen, ungeeigneten Grafen, aber das war Wunschdenken.

Auch dem Papst war Rudolf genehm. Er hatte zwar 1267 am Italienzug Konradins teilgenommen, war aber schon in Verona wieder umgekehrt, wie Sie sich erinnern. Ein denkbarer Kandidat wäre auch Herzog Ludwig II. von Bayern gewesen, aber er war mit Konradin denn doch zu nahe verwandt, und Gregor X. hatte auch als erste Regierungsmaßnahme, sobald er aus dem Heiligen Land in Italien

eingetroffen, die Exkommunikation gegen ihn als Förderer Konradins erneuert. Außerdem hatte er einen schlechten Ruf, weil er 1256 seine erste Frau, Maria von Brabant, auf einen bloßen und unbegründeten Verdacht hin wegen Ehebruchs hinrichten lassen; aber ob das die Wähler wirklich gestört hat, sei dahingestellt.

Die Familie der Habsburger läßt sich nicht über das 12. Jahrhundert hinaus zurückverfolgen; eine Verbindung mit den alten Hochadelsfamilien oder auch nur mit den Staufern ist nicht zu erkennen. Die namensgebende Burg liegt in der gleichnamigen Gemeinde im Kanton Aargau; hier eine ältere Darstellung:



Heute sieht sie so aus:



Wichtig ist außerdem noch die Kiburg, auf der Rudolf später eine Zeit lang die Reichsinsignien verwahren ließ.



Die Familientradition, die aber erst aus dem 12. Jahrhundert stammt, führt als ältesten Vorfahren einen Guntram an, genannt Guntram der Reiche, der 973 gestorben sei. Ein Graf Otto, der 1111 starb, war der erste, der sich nach der Habsburg benannte. Der Rudolf, der dann König wurde, wird als Graf Rudolf IV. gezählt.

Die Habsburger haben unter dem Pervenue-Charakter ihrer Familie immer gelitten. Insbesondere galt dies für den späteren Kaiser Maximilian I. an der Schwelle zur Neuzeit. Er beauftragte seine Hofgenealogen, die wahre Herkunft der Familie zu erkunden, und diese wurden auch in der gewünschten Weise fündig. Eine Theorie besagte, daß sie von der römischen Familie der Colonna abstammten, die ihrerseits Nachfahren der Trojaner sein wollten. Beweis dafür war unter anderem das Wappen: die Colonna haben eine Säule im Wappen (*colonna* = lateinisch *columna*, also die Säule); wenn man den österreichischen Wappenschild um 90° dreht, erscheint in der Mitte ebenfalls eine Säule.

Nach einer anderen These stammen die Habsburger über eine Seitenlinie von den Merowingern ab, die ihrerseits die Nachfahren einer Gruppe von Trojanern gewesen seien, die sich nach der Zerstörung ihrer Heimatstadt nach Germanien gerettet hätten. Diese These wurde vor allem von Trithemius vertreten.



Trithemius, also "der Mann aus Tritthenheim" in der Pfalz, war zunächst Abt in Sponheim, wurde dort aber, so berichtet er, von seinen eigenen Mönchen vertrieben, weil er ihnen zu gebildet war, und fand schließlich im Würzburger Schottenkloster eine Zuflucht. Dort war er schriftstellerisch und wissenschaftlich tätig, wobei er – diskret

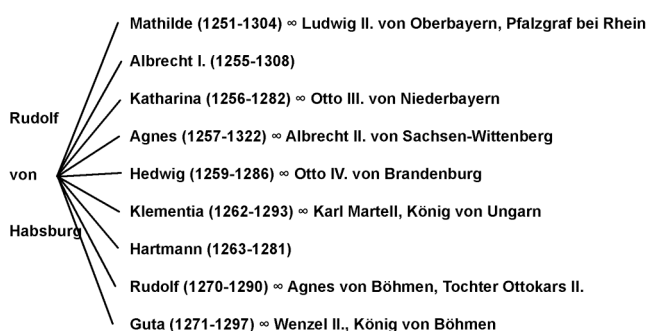
ausgedrückt – seiner Phantasie freieren Lauf ließ, als angebracht war.

Trithemius beruft sich nun in seiner Herleitung der habsburgischen Genealogie auf die sog. Hunibald-Chronik, ein Geschichtswerk aus fränkischer Zeit. Kaiser Maximilian bat um die Überlassung eines Exemplars dieser Chronik, aber der Abt mußte antworten, er besitze keines; er habe die Chronik seinerzeit in der Sponheimer Klosterbibliothek benutzt und sich nur einige Exzerpte gemacht. Daraufhin beauftragte ihn der Kaiser, nach Sponheim zu reisen und dort nach der Handschrift zu forschen. Trithemius reiste auch, kam aber mit leeren Händen zurück: die Klosterbibliothek sei inzwischen in einen solchen Zustand des Verfalls geraten, daß die Suche ergebnislos habe bleiben müssen. Die Chronik ist bis auf den heutigen Tag unauffindbar geblieben, und man wird dem Abt kaum zu nahe treten mit der Vermutung, daß es sie auch niemals gegeben habe ...

Die angebliche Abstammung der Habsburger von den Merowingern war damit aber nicht vom Tisch, und so kommt es, daß das Innsbrucker Grabmal Kaiser Maximilians unter den Verwandten und Vorfahren des Kaisers auch Chlodwig, den Stammvater der Merowinger, abbildet. Hier sehen Sie ihn, nebst Rudolf von Habsburg:



Aber zurück ins nüchterne 13. Jahrhundert. Auf die Wahl des neuen Königs folgte in regulärer Weise die Krönung, und dann begann Rudolf zu regieren, und zwar viel energischer, als die Kurfürsten das erhofft hatten. Eines der Mittel, die Kurfürsten an sich zu binden und zugleich politisch niederzuhalten, bestand darin, daß er seine Töchter systematisch mit ihnen verheiratete; sämtliche weltlichen Kurfürsten wurden seine Schwiegersöhne. Diese Methode wurde später bekanntlich von den Habsburgern perfektioniert.



Weniger galant war die zweite Maßnahme, die Rudolf in Angriff nahm. Schon im November 1274 verkündigte er die "Revindikation" des Reichsgutes, d.h. er forderte alle Besitzungen und Lehen, die Reichsgut gewesen, aber im Interregnum von den Fürsten okkupiert worden waren, zurück.

Der größte Brocken war dabei Österreich. Ich habe vorhin erwähnt, daß Ottokar eine der beiden Erbtöchter des Jahres 1247 geheiratet hatte, aber es gab eben noch eine zweite, und das *privilegium minus* macht keine Angaben darüber, welche Tochter beim Aus-

sterben der Familie im Mannesstamm erberechtigt sein sollte. Ottokars Inbesitznahme Österreichs und der Steiermark ließ sich also rechtlich anzweifeln, und das tat Rudolf. Er bezeichnete Österreich als erledigtes Reichslehen, das noch nicht wieder in ordnungsgemäßer Weise neu verliehen worden sei. Und als Ottokar sich weigerte, vor ihm zu erscheinen, setzte er einen Reichskrieg gegen ihn in Gang.

Dieser Kriegszug war erfolgreich, wenn es auch zweier Anläufe bedurfte. Es gab eine erste Niederlage Ottokars Ende 1276, der zum sog. Wiener Frieden vom 3.12.1276 führte. Ottokar behielt danach seine Funktionen, mußte aber Österreich förmlich vom König zu Lehen nehmen und bekam als Aufpasserin eine Tochter Rudolfs als Gattin für seinen Sohn. Ottokar hielt sich nicht an die Abmachungen und brach den geleisteten Lehenseid.

Sein Verhalten war durchaus nicht chancenlos, denn inzwischen war Rudolf den meisten Reichsfürsten schon zu mächtig geworden, und sie sympathisierten sogar heimlich mit Ottokar. Ein zweiter Kriegszug endete aber mit dessen erneuter Niederlage in der Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut am 26.8.1278, wobei er diesmal selbst ums Leben kam. Rudolf verwendete dabei die Taktik, eine kleine Abteilung seines Heeres unsichtbar in Reserve zu halten, die dann über die vermeintlich siegreichen, bereits plündernden Gegner herfiel – also dieselbe Methode, mit der Karl von Anjou die Schlacht von Tagliacozzo gewonnen hatte.

Das Schicksal Ottokars II., des "goldenen Königs", hat auch seine Spuren in der modernen Literatur hinterlassen. Es eignet sich mit seiner Kombination aus Aufstieg und durch Verrat und Meineid verschuldeter Niederlage für eine moralisierende Darstellung der Geschichte, wie sie bis ins 19. Jahrhundert noch gang und gäbe war. Am bekanntesten ist Franz Grillparzers Schauspiel "König Ottokars Glück und Ende" – ein Titel, der sich trefflich auch für Kapitelüberschriften in Vorlesungen plagiierten läßt.

Mit dem Tode Ottokars waren Österreich und die damit verbundene Steiermark für eine Neuvergabe frei. Rudolf gelang es, damit seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu belehnen, so daß die ursprünglich schweizerische Familie jetzt ihren Hauptbesitz in Österreich hatte. Der Sohn Ottokars, Wenzel, durfte in Böhmen König bleiben, stand aber wie gesagt unter der Aufsicht der Tochter Rudolfs.

Das Jahr 1278 endete also überaus erfolgreich für Rudolf von Habsburg. Aber seltsamerweise ist damit sein Zenit auch schon überschritten. Es gelang ihm nicht, diesem Erfolg weitere Leistungen zur Seite zu stellen. Im Gegenteil: seine Aktionen werden immer kleinräumiger, er verzettelt sich immer mehr in lokalen und provinziellen Konflikten. Insbesondere gelingt es ihm nicht, die Kaiserkrone zu erwerben; nicht weniger als sechs Anläufe dazu scheitern. Es wird zwar jeweils ein Termin vereinbart, und Rudolf erbringt in den Verhandlungen mit dem Papst auch Vorleistungen, und dreimal wird sogar schon ein Krönungstag festgelegt, aber dann stirbt ihm der Papst weg, ehe der Plan realisiert werden kann:

Papst	Fest vereinbarter Termin	Papst gestorben
Gregor X.	1.11.1275 2.2.1276	10.1.1276
Innozenz V.		22.6.1276
Hadrian V.		18.8.1276
Johannes XXI.		20.5.1277
Nikolaus III.		22.8.1280
Martin IV.		28.3.1285
Honorius IV.	2.2.1287	3.4.1287
Nikolaus IV.		4.4.1292

Dabei ist jeweils auch noch die Sedisvakanz von durchschnittlich $3\frac{3}{4}$ Monaten einzurechnen, während derer alle Aktivitäten stillstanden. Trotzdem hatten schon die Zeitgenossen den Eindruck, Rudolf selbst betreibe seine Kaiserkrönung nicht mit dem notwendigen Nachdruck, weil ihm andere Fragen, so etwa der Erwerb Österreichs für sein Haus, wichtiger waren. Ein Echo dieses Eindrucks findet sich etwa bei Dante, der Rudolf in seiner Divina Commedia nur ins Purgatorio versetzt in die Reihe der Säumigen:

*Colui che più sied' alto e fa sembianti
D' aver negletto ciò che far dovea ...
Ridolfo imperador fu, che potea
Sanar le piaghe, c' hanno Italia morta.*

"Der, der ganz oben sitzt und so ausschaut, als habe er das versäumt, was er hätte tun müssen – Kaiser Rudolf war er, der die Wunden hätte heilen können, an denen Italien zugrunde gegangen ist."

Das ist eine ganz andere Sicht, die Rudolfs mangelndes Interesse am Königreich Italien in den Vordergrund stellt – Kaiserkrone hin oder her. Aber der Perspektivenwechsel gilt ja als didaktisch empfehlenswerte Maßnahme. Wir werden übrigens im nächsten Kapitel sehen, wie es einem deutschen König erging, der sich um Italien kümmerte.

Rudolf wurde also nicht Kaiser, auch wenn wir ihn wie Dante meist so nennen, und er schaffte es auch nicht, noch zu Lebzeiten seinen Sohn Albrecht zum Nachfolger wählen zu lassen. Schließlich starb er am 15.7.1291 und wird in Speyer begraben. Hier die Grabplatte:



Der Darstellung wird Portraitähnlichkeit zugeschrieben, auch wenn die Story, der Steinmetz habe die schon zu Lebzeiten angefertigte Grabplatte jedesmal überarbeitet, wenn er im Gesicht Rudolfs eine neue Runzel entdeckt habe, wohl nicht zutrifft.

Der geeignetste Kandidat für die Nachfolge Rudolfs wäre sein ältester Sohn Albrecht gewesen, der als Herzog von Österreich und Steiermark eine solide Machtbasis für eine tatkräftige Politik besaß.

Aber warum wundert es uns nicht, daß er nicht gewählt wurde? Gewählt wurde statt dessen Graf Adolf von Nassau am 5.5.1292, der sich eine solche Basis erst schaffen mußte. Darüber geriet er in Konflikt mit seinen eigenen Wählern, die ihn deshalb am 23.6.1298 für abgesetzt erklärten. Er ließ sich das aber nicht gefallen, und so mußten die Kurfürsten ausgerechnet Albrecht von Habsburg zu Hilfe rufen, der den König in einer Schlacht bei Göllheim besiegte, in der Adolf auch selbst ums Leben kam.

Der Preis für diese Hilfe war, daß die Kurfürsten Albrecht I. am 27.7. selbst zum König wählten. Albrechts Dankbarkeit für die Wahl hielt sich aber in Grenzen. Er begann energisch und rücksichtslos zu regieren, so daß die Kurfürsten auch ihn für abgesetzt erklärten, und zwar wegen Mordes an seinem Vorgänger Adolf von Nassau. Albrecht ließ sich dadurch nicht beirren und begann gegen die zahlreichen Zölle auf dem Rhein vorzugehen; das waren aber die wesentlichen Einnahmen der rheinischen Kurfürsten, denen so die wirtschaftliche Basis wegbrach.

Dann aber schlug das Schicksal zu, und zwar aus einer ganz anderen Ecke. Als Rudolf von Habsburg 1278 Österreich und die Steiermark erworben hatte, belehnte er damit seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, und zwar "zu gesamter Hand", also gemeinsam und gleichberechtigt. Das erwies sich dann aber als doch nicht praktikabel, so daß er die Lehen Albrecht allein übertrug, aber mit dem Versprechen, den jüngeren Bruder sobald wie möglich für seinen Verzicht zu entschädigen. Dazu kam es aber zu Lebzeiten König Rudolfs nicht mehr. Dann starb auch der jüngere Rudolf, aber unter Hinterlassung eines Sohnes Johannes, der jetzt bei seinem Onkel Albrecht auf die Durchführung der Abmachung drängte. Albrecht wies ihn aber immer wieder ab, so daß sich der junge Johannes schließlich entschloß, sich sein Recht mit Gewalt zu holen: am 1.5.1308 erschlug er seinen Onkel.

Das ist also der zweite Königsmord in der deutschen Geschichte, der seinem Täter außer dem Beinamen *Johannes Parricida* (Vatermörder) aber ebenso wenig einbrachte wie dem Pfalzgrafen von Wittelsbach hundert Jahre zuvor. Für die Habsburger bedeutete er freilich eine Katastrophe, einen gigantischen Karriereknick, denn es gelingt ihnen für die nächsten 130 Jahre nicht mehr, einen allgemein anerkannten deutschen König zu stellen. Mehr noch: als Kaiser Karl IV. 1356 das exklusive Gremium der Kurfürsten auf Dauer einrichtet, schaffen sie es nicht einmal, darin vertreten zu sein.

Johannes Parricida erhielt übrigens ein kleines literarisches Andenken: in Schillers *Wilhelm Tell* betritt er im 5. Akt die Szene, nachdem die eigentliche Handlung, die "Befreiung" der Schweiz vom Tyrannenjoch der Österreicher, bereits gelaufen ist; des Dichters didaktisches Motiv besteht darin, den Unterschied zwischen dem gerechten Tyrannenmord Wilhelm Tells und der kriminellen Tat des Johannes vorzuführen.

Die Schweizer, die gerade dabei sind, sämtliche habsburgischen Festungen niederzureißen, fürchten nämlich, der König werde den Mord seines Landvogtes Geßler rächen, erfahren dann aber in der ersten Szene dieses Aktes, daß Albrecht I. selbst einem Mordan-

schlag zum Opfer gefallen ist. In der zweiten Szene tritt der Vatermörder selbst auf und sucht ausgerechnet im Hause Tell Zuflucht. Er versucht, seine Tat zu rechtfertigen:

"... Auch ich
hab einen Feind erschlagen, der mir Recht
versagte – er war euer Feind wie meiner –.
Ich hab' das Land von ihm befreit. ..."

Tell weiß es aber besser:

"... Unseliger!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
mit der gerechten Notwehr eines Vaters?"

Immerhin weist er ihm dann aber doch noch den Weg nach Italien, wo er sich dem Urteil des Papstes stellen sollte. Das Ganze ist so penetrant pädagogisch, daß es Diskussionen darüber gibt, ob man diesen Akt bei einer Aufführung nicht einfach weglassen soll.

18. KAPITEL: EIN GROSSARTIGER ANACHRONISMUS – KAISER HEINRICH VII.

WIE ZU ERWARTEN, kam für die Kurfürsten nach dem Tode Albrechts I. kein Habsburger als Nachfolger in Frage. Philipp IV. von Frankreich versuchte vergeblich seinen Bruder zu lancieren, Karl von Valois; solche Wahlempfehlungen gab es jetzt öfter, bis ins 17. Jahrhundert hinein, aber immer ohne Erfolg; am bekanntesten ist die Kandidatur Franz' I. gegen Karl V. im Jahre 1519. Statt auf den französischen Wunschkandidaten fiel die Wahl aber auf einen Adligen aus dem äußersten Westen des Reiches, Heinrich, Grafen von Luxemburg und Laroche, Markgrafen von Arlon. Wesentlichen Anteil daran hatte der Erzbischof Balduin von Trier, der Bruder des neuen Königs, der seinerseits erst kurz zuvor sein Amt angetreten hatte und am 11.3.1308 vom Papst selbst geweiht worden war.

Heinrich von Luxemburg ist um 1275 geboren. Sein gleichnamiger Vater war verheiratet mit Beatrix von Avesne und Beaumont, die sich karolingischer Abstammung rühmen konnte. Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, daß bei den Länderbezeichnungen fortwährend französische Namen auftauchen. Das ist kein Zufall, denn wir befinden uns in Luxemburg an der deutsch-französischen Sprachgrenze, die damals noch östlich der Reichsgrenze lag, während es heute umgekehrt ist. Auch kulturell war das Gebiet eher Frankreich zugeeignet: Heinrich sprach im Umgang französisch, war am französischen Königshof erzogen worden und wohl für einige Lehen auch Vasall des französischen Königs. Doppelvasallität zwischen Frankreich und Deutschland war an der Grenze allgemein üblich, diente dem französischen König allerdings auch als Mittel, um seine Macht nach Osten vorzuschieben. Wenn man den Kurfürsten seriöse politische Motive

unterstellen will, kann man in der Wahl eines Königs, der sich in dieser politischen Problematik auskannte, Absicht sehen.

Vor welche Situation und vor welche Aufgaben sah sich der neue König nun gestellt? Im Reich bildete der gewaltsame Tod seines Vorgängers eine schwere Hypothek, jedoch gelang es Heinrich, einen Ausgleich mit den Habsburgern zustandebringen und sich so treue Bundesgenossen für den Italienzug zu sichern. Sichtbaren Ausdruck fand die Versöhnung dadurch, daß im Rahmen von Heinrichs erstem Reichstag der tote Albrecht in Speyer beigesetzt wurde; die gleiche Ehre widerfuhr aber auch seinem Vorgänger Adolf von Nassau. Eine entschiedene Abkehr von der Politik Albrechts bedeutete es aber, daß der neue König alle seine Energien sofort auf den Italienzug verwandte, während die Habsburger diesen stets hinter die lokalen Interessen zurückgestellt hatten.

Hatte Heinrich darauf verzichtet, aus der Notlage der Habsburger Profit zu schlagen, so gelang ihm im selben Jahr 1309 ein anderer Schachzug im Osten: Ende August/Anfang September wurde sein inzwischen 13jähriger Sohn Johann mit der Erbtochter von Böhmen, Elisabeth, verheiratet. Auf diese Weise kamen die Luxemburger nach Böhmen; der Sohn aus dieser Ehe ist der berühmte Karl IV., den wir im nächsten Kapitel näher kennenlernen.

Heinrichs Verhältnis zu Frankreich war selbstverständlich durch die mißlungene Kandidatur Karls von Valois belastet. Andererseits mochte Philipp der Schöne hoffen, seinen ehemaligen Vasallen ebenso zu lenken, wie er es mit Karl vorgehabt hatte. Die Machtposition des neuen Königs war auch viel schwächer als diejenige Albrechts I., der den habsburgischen Hausbesitz im Hintergrund gehabt hatte, während Heinrich nur über ein kleines Territorium verfügte und sich ständig in Geldnot befand.

Auch das Verhältnis zum Papst ließ sich erst einmal gut an. Clemens V. war über den Mißerfolg Karls von Valois offensichtlich erleichtert, auch wenn er das gegenüber dem französischen König nicht zeigen durfte. Daß er Heinrich zunächst nur als *rex electus*, als "erwählten König", betrachtete, der noch der päpstlichen Approbation bedürfe, entsprach kurialer Rechtsauffassung. Clemens hat es aber stillschweigend ertragen, daß Heinrich am 6. Januar 1309 in Aachen gekrönt wurde, noch ehe er, der Papst, überhaupt zur Wahl Stellung genommen hatte. Aus kirchlicher Sicht war gegen die Person des neuen Königs und seinen Glaubenseifer absolut nichts einzuwenden, und für seinen Charakter drängen sich auch aus heutiger Sicht fast von selbst Begriffe wie "rein" oder "edel" auf. Der Papst lud denn auch zugleich mit der unverlangt ausgesprochenen Approbation den König zu Romzug und Kaiserkrönung ein, wofür auch gleich ein Termin festgesetzt wurde.

Auf ein geteiltes Echo stießen Wahl und Romzugsplan Heinrichs in Reichsitalien, das politisch tief zerrissen war in die Parteien der Guelfen und der Ghibellinen. Dahinter stand ursprünglich die Parteinahme der Kommunen bzw. der Familien innerhalb der Kommunen im Streit zwischen Welfen und Staufern nach der Doppelwahl von 1198: die Ableitung des Wortes "Guelfen" von den Welfen ist offensichtlich. Die "Ghibellinen" sind auf deutsch die "Waiblinger"

oder damals "Wüblinger", benannt nach Wüblingen, einer Stammburg der Staufer. Jetzt im 14. Jahrhundert bezeichneten die Ausdrücke aber nur noch eine politische Einstellung für die Päpste und die Anjou bzw. gegen sie. Aber selbst dieser Bezug war oft nicht mehr gegeben, und es ging nur um engstirnige Nachbarschaftsfeindschaft, die Italien in ein Schachbrett aus gelfischen und ghibellinischen Städten verwandelte. Innerhalb der einzelnen Städte kam bald diese, bald jene Partei an die Macht und ließ als erste Maßnahme die Anhänger der Gegenpartei aus der Stadt ausweisen.

Die jeweils exilierte Partei der Kommunen hoffte nun, mit Hilfe Heinrichs VII. an die Macht zurückkehren zu können, wie dies z.B. den Visconti auch gelang; besonders gilt dies natürlich für die ghibellinisch ausgerichteten Gruppen. Dante sah in Heinrich geradezu den Heiland, der Italien von seiner Zwietracht erlösen und ihm den Frieden bringen würde. Auf gänzliche Ablehnung stieß der neue König und künftige Kaiser dagegen in Florenz. Rom war gespalten: die Colonna standen für, die Orsini gegen ihn. Auf noch schärfere, wenn auch zunächst verheimlichte Ablehnung stießen Heinrich und seine Politik bei König Robert von Neapel, wie wir im 8. Kapitel schon gehört haben.

Es war also von vornherein klar, daß der Romzug Heinrichs nicht ohne schwere Erschütterungen aller politischen Verhältnisse vor sich gehen würde. Wieweit Heinrich selbst diese Konsequenzen überblickt hat, ist eine vieldiskutierte Frage, auf die ich zum Abschluß des Kapitels zurückkomme. Über den Verlauf des Zuges sind wir aus zahlreichen Quellen gut unterrichtet. Ich möchte nur auf zwei davon besonders hinweisen: zum einen sind für die Zeit vom Dezember 1310 bis zum März 1313 die königlichen Rechnungsbücher in ununterbrochener Folge erhalten. Die zweite Quelle ist das sog. *Balduinum*, eine um 1340 für Erzbischof Balduin von Trier, den Bruder des Königs, entstandene Bilderhandschrift. Sie umfaßt 37 Blätter von der Größe 24 x 34 cm, also etwa DIN A 4, wobei jedes Blatt zwei Bilder trägt. Die Bilder sind mit Wasserfarben koloriert und mit einer knappen Unterschrift in leicht französisch angehauchtem Latein versehen.

Das erste Bild zeigt die Weihe des Erzbischofs durch den Papst. Auf dem zweiten Bild ist er auf der Heimreise und erhält unterwegs die Nachricht vom Tode Albrechts I.: *In reditu de curia nuntiatur ei obitus Alberti regis Romanorum*.



Die nächsten Bilder zeigen seine Ankunft in Trier, seine erste Messe und das folgende Festmahl. Mit Bild 6 geht die Erzählung über auf die Geschichte Heinrichs: es zeigt seine Wahl durch die Kurfürsten am 27. November:



Septem electores eligunt Henricum comitem Lutzel(burgensem) in regem Ro(manorum) XXVII die novembris. An den Wappen erken-

nen Sie von links nach rechts: die Erzbischöfe von Köln (schwarzes Kreuz), Mainz (sechsspreichiges Rad) und Trier (rotes Kreuz), den Pfalzgrafen bei Rhein (goldener Löwe in Blau), den Herzog von Sachsen (grüne Laubkrone im mehrfach gold-schwarz geteilten Feld), den Markgrafen von Brandenburg (roter Adler in Weiß) und den König von Böhmen (doppelschwänziger weißer Löwe in Rot).

Es folgen Altarsetzung und Krönung, ein Besuch in Köln beim Dreikönigsschrein und die Ehe des Sohnes mit Elisabeth von Böhmen.



Dann beginnt der Italienzug, wobei das 13. und 14. Bild sehr reizvoll zeigen, wie König und Königin inmitten des Heeres zuerst die Berge hinauf- und dann wieder hinunterreiten.



Für die aus Flandern stammende Königin soll dieser Zug über das Hochgebirge so erschreckend gewesen sein, daß sie kurz darauf starb. Ich möchte Ihnen nicht alle Einzelheiten des Zuges schildern; das wäre zu ermüdend und im Grunde auch unergiebig. Wir beschränken uns auf die wichtigsten Stationen. Der König verläßt Genf am 13. Oktober 1310 und kommt 10 Tage später auf der anderen Alpenseite in Susa an.



Über Turin zieht er nach Asti. Am 6.1.1311 empfängt er in Mailand die lombardische Krone, aber der Aufenthalt endet mit einem Aufstand der Mailänder unter Guido della Torre.



Bisher hatte Heinrich ziemlich ungestört gemäß eigenem Selbstverständnis eine Rolle als Friedensbringer erfüllen können, der die Verbannten in die Städte zurückführte, die Parteien versöhnte, zugleich aber auch zur Regierung der Städte Reichsvikare einsetzte. Von nun an formierte sich der Widerstand der guelfisch beherrschten Städte, während die ghibellinisch gesinnten ihm die Tore öffneten. Gegen seinen Willen mußte Heinrich deshalb die gewünschte neutrale Position aufgeben und im Parteienstreit Stellung beziehen, wodurch er in die Parteienkämpfe hineingezogen wurde. Cremona widerstand ihm zwei Wochen lang, vom 26.4. bis 10.5., und wurde zur Strafe dem Erdboden gleichgemacht. In der Literatur wird dies oft als Grausamkeit und gewissermaßen als Sündenfall des Königs bezeichnet; es war aber, so zynisch das klingen mag, eine ganz normale Maßnahme, die die Italiener in ihren Kriegen untereinander fast routinemäßig anzuwenden pflegten.

Noch länger dauerte der Widerstand Brescias, das fast vier Monate lang, vom 19.5. bis 5.9., belagert werden mußte. Heinrichs

Entscheidung, Brescia zu belagern, gilt allgemein als verhängnisvoller Fehler, weil sie seinen Gegner Zeit gegeben habe, ihre Maßnahmen gegen ihn zu koordinieren, was bei einem schnellen Vormarsch auf Rom nicht möglich gewesen wäre. Auch auf diese Frage kommen wir noch einmal zurück. Während der Belagerung Brescias in den Sommermonaten brachen im Heer Seuchen aus, wobei sich möglicherweise auch Heinrich ansteckte.

Im Lager vor Brescia trafen auch zwei Kardinäle ein, die der Papst gesandt hatte. Es stellte sich heraus, daß Clemens V. nicht selbst nach Rom kommen wollte, sondern den Kardinälen Vollmacht erteilt hatte, Heinrich an seiner Statt zum Kaiser zu krönen. Dieser Vorgang ist sehr schwer zu deuten. Für alle mittelalterlichen Rechtsvorgänge gilt, daß sie, um vollgültig wirksam zu sein, in **richtiger** Weise erfolgen müssen, also zur richtigen Zeit, am richtigen Ort, mit den richtigen Zeremonien usw. Für eine **Königskronung** werden der richtige Ort, der richtige Koronator und die richtigen, d.h. echten Insignien erfordert. Bei der Kaiserkrönung spielen die Insignien keine Rolle, aber der richtige Ort – Rom – und der richtige Koronator – der Papst – sind seit den Zeiten Karls des Großen unerschütterlich festgehalten worden.

Es wirkt auf den ersten Blick empörend, wenn Clemens nun zwar dem Kaiser den Kriegszug nach Rom zum richtigen Ort zumutet, sich selbst aber von der Teilnahme dispensiert. Wollte der Papst Heinrichs Krönung dadurch entwerten, daß er ihn mit einem nicht vollwertigen Koronator abspeiste? Es ist aber auch eine andere Antwort möglich: Clemens litt wiederholt an schweren Krankheiten. Es ist also durchaus möglich, daß er gar nicht nach Rom reisen **konnte** oder jedenfalls glaubte, es nicht zu können, und daß er die Kardinäle sandte, um Heinrichs Mühen nicht vergeblich sein zu lassen.

Aber war eine Vertretung des Papstes bei einer Kaiserkrönung überhaupt möglich? Wenn man in ihr einen rein juristischen Vorgang sah, ist die Frage zu bejahen; nach den Vorschriften des Kirchenrechtes konnte der Papst seine juristische Entscheidungsbefugnis auf jedermann delegieren und hat dies auch ständig getan, wovon Zigtausend Urkunden Zeugnis ablegen. Wenn aber die Kaiserkrönung mehr ist als ein Rechtsvorgang, nämlich auch ein sakramentaler Akt, dann wird die Entscheidung schwieriger. Es ist unmöglich, daß z.B. ein Bischof seine Befugnis zur Priesterweihe an einen einfachen Kleriker delegiert, oder daß ein Priester einen Laien bevollmächtigt, das Bußsakrament zu spenden. Bedeutet also die Delegation der Krönungsbefugnis eine Abwertung oder gar Leugnung ihres sakramentalen Charakters und eine Gleichsetzung der Kaiserkrönung mit gewöhnlichen Königskronungen, die auch ein Bischof vollziehen kann? All das ist schwer zu beurteilen und hängt auch von der Frage ab, ob Clemens V. 1311 noch voll hinter der Kaiserkrönung Heinrichs VII. stand.

Während Heinrich Brescia belagerte, machte Robert von Neapel mobil, um die Krönung in Rom zu verhindern. Er sandte seinen Bruder Johann mit Truppen nach Rom, die sich dort mit den Kräften der Orsini vereinigten. Heinrich wäre wohl gern traditionsgemäß durch die Toskana, nach Rom gezogen. Dies war aber nicht möglich,

da ihm Florenz den Weg verlegte. Auf eine Kraftprobe mit Florenz wollte er es zunächst aber nicht ankommen lassen, sondern begnügte sich zunächst damit, über Florenz die Reichsacht zu verhängen. Er selbst zog statt dessen nach Genua, fuhr von dort zu Schiff nach Pisa und zog dann an der Küste entlang nach Rom, wo er am 6.5.1312 eintraf.

In Rom zeigte sich, daß sich die Peterskirche in der Hand der Orsini und Johanns von Neapel, also seiner Feinde, war. König Robert legte es also darauf an, die Kaiserkrönung durch die Blockierung der traditionellen Krönungskirche platzen zu lassen. Eine Eroberung der Peterskirche durch Heinrichs Truppen erwies sich als unmöglich, so daß er statt dessen eine Krönung im Lateran wünschte; dafür gab es in der Krönung Lothars III. einen Präzedenzfall. Nun weigerten sich die Kardinäle mit der Begründung, ihre Vollmacht laute nur für die Peterskirche. Erst ein von Heinrichs Anhängern in Szene gesetzter Aufstand der Römer zwang die Kardinäle zum Nachgeben, und am 29. Juni 1312 fand nun wirklich die Kaiserkrönung statt.

Das Balduineum zeigt eine interessante Szene, die zu jeder Kaiserkrönung wie auch zu jeder Papstkrönung gehörte: die Juden von Rom präsentieren dem Neugekrönten ihr Gesetz, worauf er mit einer Floskel wie "Euer Gesetz ist gut, aber eure Auslegung ist schlecht, denn der Messias, den ihr erwartet, ist bereits gekommen" antwortete. Die Juden sind gut an ihren charakteristischen Hüten zu erkennen.



Bald darauf verließ der Kaiser Rom und zog nach Norden, um Florenz zu belagern. Dies tat er vom 19.9. bis 31.10.1312 und verwüstete anschließend noch eine Weile die Umgebung der Stadt, ohne aber einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Im März 1313 finden wir ihn wieder in Pisa.

Nun beginnt der letzte Akt des Italienzuges, in dem der Kaiser direkt gegen Robert von Neapel vorgeht. Dieser wird vor das Gericht des Kaisers geladen, weil er in verräterischer Weise die Kaiserkrönung zu verhindern gesucht habe; der Verrat wiegt um so schwerer, als die Anjou als Grafen der Provence von den Zeiten Karls I. her Lehnsleute des Reiches sind, was Robert Heinrich gegenüber auch prinzipiell anerkannt hat. Nachdem er dreimaliger Ladung nicht gefolgt ist, ergeht in Abwesenheit der Schuldspruch: Robert verliert sein Königreich und alle sonstigen Lehen und Besitzungen. Im Falle der Ergreifung seiner Person ist er mit dem Schwert vom Leben zum Tode zu richten. Letztere Bestimmung wäre zweifellos unterblieben, wenn nicht Konradin auf dieselbe Weise sein Leben verloren hätte.



Auch hier stellen sich juristische Probleme, auf die ich aber nicht näher eingehen möchte. Am 8. August 1313 verließ der Kaiser mit seinem Heer Pisa, um seinen Spruch gegen Robert mit militärischen Mitteln auszuführen. Papst Clemens V. drohte nun jedem die

Exkommunikation an, der das Königreich Neapel angreife, selbst wenn es sich um einen Kaiser handle. Heinrich VII. erfuhr von dieser Urkunde allerdings nichts mehr, weil er noch im Laufe des August 1313 erkrankte und am 24.8. in Buonconvento bei Siena starb. Damit wurde auch der Zug gegen Robert von Neapel hinfällig, das Heer löste sich auf; Heinrichs Leiche wurde nach Pisa gebracht und dort begraben.

Was bleibt von Heinrichs Regierungszeit und seinem Italienzug außer einer schönen Bilderhandschrift und einem berühmten Kaisergrab in Pisa? In Deutschland und Böhmen bleibt die Herrschaft der luxemburgischen Dynastie bis 1438, also für eineinviertel Jahrhunderte. Für Italien wird man wohl von einem Scheitern seiner Politik sprechen müssen. Die Frage ist nur: mußte sie scheitern, und in welchem Maße hat Heinrich selbst zu ihrem Scheitern beigetragen?

Wenn man die Sekundärliteratur liest, kommt zu dem Ergebnis, sein Hauptfehler sei gewesen, daß er die Ratschläge der modernen Historiker nicht beachtet hat. Mit penetranter Besserwisserei werden ihm laufend strategische Empfehlungen gegeben, und vor allem werden ihm Illusionen hinsichtlich der Möglichkeit vorgeworfen, eine Position über den italienischen Parteien einzunehmen. Er wird als der naive Deutsche dargestellt, der nicht merkt, daß er sich von den Italienern über den Tisch ziehen läßt, während er anachronistischen Kaiserträumen nachhängt.

Von ausschlaggebender Bedeutung war aber die Haltung des Papstes. Mit der Person Clemens V. müssen wir uns im Rahmen dieser Vorlesung nicht befassen, so daß ich Ihnen ein unerfreuliches Kapitel ersparen kann. Wir müssen wir aber doch festhalten, daß seine Politik gegenüber Heinrich VII. zumindest zwielichtig war: erst lud er ihn zur Kaiserkrönung ein; dann erschien er selbst nicht in Rom; er duldet, daß Robert von Neapel die Kaiserkrönung zu verhindern suchte; und schließlich trat er offen auf dessen Seite und bedrohte den Kaiser mit der Exkommunikation. Kann man Heinrich vorwerfen, daß er ein solches Verhalten nicht in seine Politik mit einkalkuliert hat? Ich glaube, das kann man nicht tun. Und so muß man, wenn man sagt, Heinrich sei in Italien gescheitert, hinzufügen, daß er unverdient und tragisch gescheitert ist.

19. KAPITEL: BAVARUS ILLE – KAISER LUDWIG IV.

SCHÄRFE DEINEN GEIST, Schreiber! Eine schwere Arbeit harret deiner, wagst du es zu schildern den langsamen und langen Flug eines gewaltigen Adlers, der, töricht zugleich und klug, achtlos zugleich und sorgenvoll, träge zugleich und ungestüm, niedergeschlagen zugleich und heiter, kleinmütig zugleich und tapfer, unglücklich zugleich und glücklich, noch aufstieg, während ihm schon die Flügel versengt waren." Mit diesen Worten beginnt der Chronist Matthias von Neuenburg eine Generation nach dem Tode seines Helden seine Lebensbeschreibung Ludwigs des Bayern. Die Worte lassen et-

was von der zwiespältigen Wirkung erahnen, die seine Gestalt schon auf die Zeitgenossen ausgeübt hat. Sie ist, nach Herzog Tassilo III. und Heinrich dem Löwen, die dritte Figur der bayerischen Geschichte, die bis heute noch emotional besetzt ist; mit einem weiteren Ludwig, dem "Märchenkönig" Ludwig II., wäre das Quartett dann vollständig.

Als 1268 Konradins Kopf unter dem Beil des Henkers fiel, war der Heros eponymos dieses Abschnittes zwar noch nicht geboren, aber die politischen Strukturen, denen er Aufstieg und Fall, Triumph und Niederlage verdanken sollte, waren bereits geschaffen. Die Wittelsbacher, im Besitz von zwei der wichtigsten Länder des Reiches, Bayerns und der Kurpfalz, standen quasi an der Schwelle zum Königtum. Und vielleicht hätten sie diese Schwelle schneller überschritten, wenn sie ihre Länder nicht hemmungslos unter jeweils mehrere Söhne geteilt hätten und wenn ihnen nicht, wie wir es im vorigen Kapitel gesehen haben, ein Schweizer Graf in die Quere gekommen wäre. Und auch jetzt lief es erst noch einmal anders, wie wir im vorigen Kapitel gehört haben.

Nach dem Tode Heinrichs VII. schlug dann die Stunde der Wittelsbacher in Gestalt König Ludwigs IV., genannt Ludwig der Bayer. Ludwig war der jüngere der beiden oberbayerisch-pfälzischen Teilherzöge, denen das noch stärker zersplitterte Niederbayern gegenüberstand. Seine Mutter war eine Tochter König Rudolfs I., also eine Habsburgerin, die sicher mit eher gemischten Gefühlen die Ehe mit dem Witwer der Maria von Brabant einging. Sie mußte zudem mit ansehen, wie ihr älterer Sohn Rudolf bei jeder Gelegenheit Partei gegen die Habsburger nahm. Deshalb setzte sie es wenigstens durch, daß der jüngere, der 1282 geborene Ludwig, zur Erziehung nach Wien an den habsburgischen Hof gesandt wurde. Dort wuchs er zusammen mit den drei Brüdern Rudolf (*1281), Leopold (*1282) und Friedrich (*1286) auf. Die weiteren habsburgischen Brüder Heinrich, Albrecht und Otto waren deutlich jünger, aber ein anderer Enkel des gemeinsamen Großvaters, der 1290 geborene Johannes, paßte noch in die Runde; wir haben ihn im vorigen Kapitel schon als Mörder seines Onkels kennengelernt. Hier noch einmal der Stammbaum aus habsburgischer Sicht:

	Mechthild ∞ Ludwig II. von Oberbayern	Rudolf (Pfalz) *1274 Ludwig IV. (Oberbayern) *1283
	Katharina ∞ Otto III. von Niederbayern	
Rudolf I.	Albrecht I.	Rudolf *1281
		Leopold *1282
		Friedrich der Schöne *1286
		Heinrich *1298
		Albrecht der Lahme *1300

		Otto der Fröhliche *1301
	Rudolf	Johannes Parricida *1290

Unser Ludwig erlebt die Zeit Adolfs von Nassaus und Albrechts I. noch passiv in Wien, wo er sich anscheinend recht wohlfühlt hat und zu dem nur vier Jahre jüngeren Friedrich in eine Beziehung persönlicher Freundschaft und Zuneigung trat, die alle späteren Auseinandersetzungen überdauerte. Um die Jahrhundertwende finden wir Ludwig dann aber in Bayern; mit Hilfe seiner Mutter versucht er, seinen Anteil an der Regierung Oberbayerns zu erhalten, aber zunächst nur mit geringem Erfolg, denn Rudolf läßt am 23.6.1302 seine und Ludwigs Mutter verhaften, ihren Hauptberater sogar hinhängen.

Am Italienzug Kaiser Heinrichs VII. nahm Rudolf, nicht aber Ludwig teil; so konnte dieser die Verhältnisse in Bayern, besonders Niederbayern in seinem Sinne beeinflussen. Zuvor hatten die beiden Brüder noch durch eine Landesteilung klare Verhältnisse geschaffen, indem sich Rudolf auf die Pfalz beschränkte und Ludwig Oberbayern allein überließ; vielleicht hoffte er auf eine Karriere in Italien. In Niederbayern regierten 1310 der ehemalige König von Ungarn, Otto III., dessen baldiger Tod aber offenbar abzusehen war, sowie die 5 bzw. 3jährigen Söhne Stephans I., über die Otto III. die Vormundschaft führte.

Mit dem Tode Ottos III. ging die Vormundschaft über die niederbayerischen Herzöge auf Ludwig über. Dagegen erhob sich aber Widerstand, denn Ludwig galt als zu habsburgfreundlich, während die niederbayerische Politik traditionell antiösterreichisch war. Deshalb wandten sich etliche niederbayerische Städte über den Kopf Ludwigs hinweg an seinen Bruder Rudolf, dessen Gegnerschaft gegen Habsburg ja notorisch war. Auf der anderen Seite neigten der niederbayerische Adel sowie die teils aus Österreich stammenden Herzoginwitwen den Habsburgern zu.

In dieser Situation entschloß sich Ludwig zu einem Politikwechsel: er versöhnte sich mit Rudolf und trat auf die antihabsburgische Seite über, es kam zu militärischen Auseinandersetzungen, die schließlich in der Schlacht von Gammelsdorf am 10.11.1313 gipfelten. In dieser Schlacht standen also auf der einen Seite die Habsburger und größere Teile des niederbayerischen Adels, auf der anderen Seite die niederbayerischen Städte und der oberbayerische Herzog Ludwig. Die Schlacht ging zugunsten Ludwigs aus, der dadurch auch überregional bekannt wurde. Pfalzgraf Rudolf, gerade aus Italien zurückgekehrt, nahm nicht teil und ärgerte sich, daß er in der bayerischen Politik überflüssig geworden war.

Die Schlacht von Gammelsdorf galt noch am Ende der wittelsbacherischen Zeit als denkwürdiges Datum, das mit Militärparaden usw. begangen wurde. Ich zeige Ihnen der Kuriosität halber eine Abbildung des letzten bayerischen Königs während der Säkularfeier im Jahre 1913:



Die Fama von Gammelsdorf, das übrigens etwa 10 km westlich von Landshut liegt, wirkte aber auch schon auf die Zeitgenossen: sie empfahl Ludwig für größere Aufgaben, nämlich die Wahl zum römisch-deutschen König. Diese Aussicht veranlaßte ihn vielleicht auch, sich mit den Habsburgern bald nach der Schlacht wieder auszusöhnen und die gefangenen niederbayerischen Adligen zu begnadigen. Übrigens sehr zum Ärger eines Mönches aus dem Kloster Ranshofen, der dem Bericht über die Versöhnung dann noch die denkwürdigen Sätze folgen läßt⁸: "Ich aber bemerke über die Österreicher Folgendes: ich liebe sie nicht und mache mir nichts aus ihnen, weil sie in ihrem Zeugnis nie als zuverlässig erfunden worden sind. Hingegen breitete sich der Ruhm Herrn Ludwigs des Herzogs, als man die Kunde von seinem glorreichen Siege vernahm, ins Unermessliche aus."

In der Neuwahl nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. im selben Jahr 1313 standen sich in fast klassischer Weise zwei Parteien gegenüber: die des verstorbenen Herrschers, also die luxemburgische, und die des Vorgängers des verstorbenen Herrschers, die habsburgische. Kandidat der Habsburger war Friedrich der Schöne, denn der älteste Bruder Rudolf war bereits gestorben und Leopold war von Erscheinung und Temperament her weniger geeignet, während Friedrich eine strahlende Rittergestalt darstellte, wenigstens äußerlich.

Auf der luxemburgischen Seite waren die Verhältnisse weniger eindeutig: der Sohn des verstorbenen Kaisers, Johann von Luxemburg, den sein Vater mit der böhmischen Erbtochter verheiratet und zum König von Böhmen gemacht hatte, war mit 17 Jahren noch arg jung; ob seine Neigung zum Vagabundieren schon sichtbar wurde, die ihn später überall hinführte, nur nicht in sein Königreich, bis er schließlich in der Schlacht von Crécy 1346 freiwillig in den Tod ging, läßt sich nicht feststellen. Pfalzgraf Rudolf machte sich ebenfalls Hoffnungen, stieß aber auf wenig Gegenliebe. Ferner kam wiederum eine Wahlempfehlung aus Paris: König Philipp IV. schlug erneut seinen Bruder, Karl von Valois, als neuen deutschen König vor.

In dieser Lage verfiel man also auf Ludwig IV., wobei ich die Verhandlungen, Bündnisse und Gegenbündnisse, die sich über ein Jahr hinzogen, nicht schildern will. Das Ergebnis war schließlich eine zwiespältige Wahl, bei der von den sieben Kurfürsten am 19.10.1314 vier für Friedrich den Schönen und am 20.10.1314 fünf für Ludwig votierten. Das mathematische Kuriosum ($5+4=7$) entstand dadurch, daß zwei Kurstimmen doppelt abgegeben wurden. Für Ludwig stimmten Mainz, Trier, Brandenburg, König Johann von Böhmen und Sachsen-Lauenburg; für Friedrich stimmten Köln, die Pfalz, Sachsen-Wittenberg sowie ein politisches Gespenst, Herzog Heinrich von Kärnten, der von 1307 bis 1310 König von Böhmen gewesen, aber von den Luxemburgern und den Böhmen selbst vertrieben worden war:

⁸ Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 81 S. 108.

	Luxemburgische Partei	Habsburgische Partei
Wahl	Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u>	Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u>
	Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u>	Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u>
	Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u>	Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u>
	Johann, Herzog von <u>Sachsen(- Lauenburg)</u>	Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(-Wittenberg)</u>
	Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u>	

Es ist jetzt ein beliebtes Spiel, nachzurechnen, wer von beiden Kandidaten denn das bessere Ergebnis erzielt habe; es dürfte aber außer Zweifel stehen, daß Friedrich der Schöne ohne die Stimme des Pfalzgrafen keine Chance gehabt hätte – mit anderen Worten: die Doppelwahl ist wesentlich durch den bayerischen Bruderzwist hervorgerufen worden. Es folgte, wie bei einer zwiespältigen Wahl üblich, der Wettlauf um die Krönung; aber obwohl beide Kandidaten am selben Tag, dem 25.11., die Krone empfingen, ging auch dieser Schritt unentschieden aus:

	Luxemburgische Partei	Habsburgische Partei
Wahl	Peter von Aspelt, Erzbischof von <u>Mainz</u>	Heinrich von Virneburg, Erzbischof von <u>Köln</u>
	Balduin von Luxemburg, Erzbischof von <u>Trier</u>	Rudolf von Wittelsbach, Pfalzgraf bei <u>Rhein</u>
	Johann von Luxemburg, König von <u>Böhmen</u>	Herzog Heinrich von Kärnten als König von <u>Böhmen</u>
	Johann, Herzog von <u>Sachsen(- Lauenburg)</u>	Rudolf, Herzog von <u>Sachsen(- Wittenberg)</u>
	Woldemar, Markgraf von <u>Brandenburg</u>	
Krönung	falsche Insignien	echte Insignien
	in Aachen	in Bonn
	durch den Mainzer Erzbischof	durch den Kölner Erzbischof

Friedrich war noch von seinem Vater her im Besitz der echten Insignien, hatte aber keinen Zugang zum richtigen Krönungsort und mußte nach Bonn ausweichen. Ludwig konnte sich zwar in Aachen

krönen lassen, mußte aber auf Insignien zurückgreifen, die bei einer früheren Doppelwahl Richard von Cornwall aus demselben Grunde hatte anfertigen lassen. Beim Koronator geht der Vergleich unentschieden aus, denn das alleinige Kölner Krönungsrecht wurde erst in der Goldenen Bulle festgeschrieben.

Somit blieb nur noch die militärische Entscheidung. Im nächsten Jahr, 1315, lagen sich die Heere beider Könige vom 13. bis zum 15. März bei Speyer gegenüber; dann zog Ludwig im Schutze der Nacht ab, ohne daß wir wissen, warum. Sein Prestigeverlust wurde aber dadurch ausgeglichen, daß die Habsburger am 15.11. desselben Jahres in der Schlacht von Morgarten gegen die Schweizer Eidgenossenschaft eine vernichtende Niederlage einstecken mußten. Das Schauspiel von Speyer wiederholt sich dreimal: 1316 bei Eßlingen, 1317 bei Buchloe, 1319 bei Mühldorf; jedesmal stoßen die Heere aufeinander, ohne daß es zu wirklichen Kampfhandlungen kommt.

Erst am 28.9.1322, also fast 8 Jahre nach der Doppelwahl, kommt es tatsächlich zu einer Schlacht: wiederum bei Mühldorf (oder genauer gesagt: bei Erharting, einige Kilometer nördlich von Mühldorf) kommt es zur Entscheidung. Aventin schreibt, man könne dort immer noch Waffen und Ausrüstungsgegenstände ausgraben, und daran scheint sich bis heute nichts geändert zu haben. An der Schlacht nehmen auf bayerischer Seite Ludwig selbst und König Johann von Böhmen teil, auf habsburgischer Seite Friedrich und sein jüngerer Bruder Heinrich; Leopold ist mit Verstärkungen im Anmarsch, kommt aber nicht mehr rechtzeitig an, da die Mönche von Fürstenfeld den Boten seines Bruders, der zur Eile mahnt, abfangen.

Die Chronik von Fürstenfeld berichtet darüber⁹: "Während dessen eilen zwischen den beiden Heeren der Österreicher Boten hin und her, um Tag und Stunde der Zusammenkunft anzuzeigen. Zufällig aber ereignete es sich, daß die beiderseitigen Boten in der Nähe unseres Klosters Fürstenfeld ihrer Pferde beraubt und hierdurch, da Gott es so wollte, in der Erfüllung ihrer Mission aufgehalten wurde, denn wegen des Verlustes der Pferde konnten sie die Briefe, welche sie überbringen sollten, nicht mehr rechtzeitig abliefern. Dies war für König Ludwig von großem Belang, denn hätten beide österreichische Heere sich vereinigt, so würden sie ohne allen Zweifel ... den Sieg davongetragen haben."

Die bayerische Seite siegt also, Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich werden gefangengenommen, was sie allerdings zunächst nicht sehr schwer nehmen, denn ihr Gegner König Ludwig ist im Kampf ums Leben gekommen. So glauben sie zumindest. Dann aber stellt sich heraus, daß Ludwig eine List angewandt und einen seiner Ritter mit der königlichen Rüstung ausgestattet hat, während er selber unauffällig gekleidet war. Als das Heer Herzog Leopolds, das, wie gesagt, gar nicht zum Einsatz kam, den Ausgang der Schlacht erfährt, kehrt es um und flieht. Hören wir dazu noch einmal den Verfasser der Fürstenfelder Chronik:

"Ich, welcher sich damals in dem unserem Kloster benachbarten Dorfe Puoch aufhielt und dort unter großen Mühen und Ängsten

⁹ Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 81 S. 77–82.

einen dem Kloster zugehörigen Hof bewachte, wurde in jener Nacht, in der die Abteilungen des österreichischen Heeres unaufhörlich durchzogen, sich wie Wütende gebärdeten und rings die Dörfer anzündeten, damit die Flammen ihnen durch die Nacht leuchteten, von zweien dieser Leute ergriffen, von einem Dritten mit der Lanze geprügelt und in derselben Nacht zweimal wie ein Narr nackt ausgezogen, was ich alles gleichmütig über mich ergehen ließ, da ich merkte, daß meine Peiniger sich auf der Flucht befanden und unser König rühmlich obsiegt hatte."

Etwas später lesen wir dann Folgendes: "Übrigens nutzte der König, als er mit Gottes Hilfe in der Schlacht den Sieg davongetragen hatte, die Gnade, die ihm zuteil geworden war, nicht so aus, wie er gekonnt und gemußt hätte. Er hätte nämlich nach seinem Siege alsbald das ganze Reich durcheilen müssen, denn damals hätte jeder Mächtige zitternd seiner Herrschaft sich gebeugt, und die Tore aller Städte und Festen hätten ihm offengestanden und ihn ohne jedes Hindernis eingelassen. Viele erwarteten schon mit Zittern und Zagen seine Ankunft nach der Schlacht; da er aber nicht erschien, so schöpften sie wieder Atem, erholten sich und begannen abermals, ihre Hörner in die Höhe zu strecken."

Das sind recht martialische Ratschläge aus der Feder eines weltabgewandten Klosterbruders, aber sie treffen einen Punkt, der Ludwig auch sonst vorgehalten und in das Sprichwort zusammengefaßt wurde: "Er versteht wohl, die Fische in sein Netz zu bekommen, nicht aber, sie ihrer Schuppen zu berauben; er weiß die Vögel zu fangen, aber er kann sie nicht rupfen." Eine schwankende Haltung, die sich auch durch Gefühle leiten läßt, bei der man nicht weiß, ob man sie als Kompromißfähigkeit oder als Schwäche, als taktische Klugheit oder als Neigung zu Winkelzügen deuten soll, kennzeichnet auch die weitere Politik des Königs, und zwar sowohl gegenüber den Habsburgern, die 1322 zwar geschlagen, aber noch keineswegs endgültig besiegt waren, als auch gegenüber einem weiteren, viel gefährlicheren Gegner, der ihm jetzt erstand, dem Papst in Avignon; aber davon später mehr.

Wie in allen mittelalterlichen Schlachten ging es bei Mühl-dorf/Erharting nicht darum, Gegner zu töten, sondern möglichst viele von ihnen gefangenzunehmen und dann gegen Lösegeld wieder freizulassen – selbstverständlich ohne die teure Ausrüstung, die man einem eigenen Anhänger überlassen konnte. Den wichtigsten Gefangenen, Friedrich den Schönen, behielt Ludwig selbst und internierte ihn auf der Burg Trausnitz in der Oberpfalz, etwa auf halbem Weg zwischen Weiden und Schwandorf; dort wurde er zwar sicher bewacht, sonst aber ritterlich behandelt. Weniger gut erging seinem jüngeren Bruder Heinrich. Ihn überließ Ludwig seinem wichtigsten Verbündeten König Johann von Böhmen. Heinrich kam zwar, infolge eines Politikwechsels des Böhmenkönigs, schon nach einem Jahr wieder frei, aber seine Haftbedingungen waren so schlecht, daß er bald darauf starb. Friedrich der Schöne blieb dagegen über zweieinhalb Jahre in Haft, weil Herzog Leopold den Widerstand gegen Ludwig nicht aufgab. Da Ludwig dieses Problem aber endlich lösen wollte, kam es im März 1325 zu dem sonderbaren Vertrag der "Trausnit-

zer Sühne": Ludwig ließ Friedrich ohne Lösegeld frei, gegen das Versprechen, auf die Krone zu verzichten und seine habsburgischen Brüder, v.a. Leopold, ebenfalls zum Verzicht zu bewegen. Sollte ihm dies nicht gelingen, müsse er in die Haft zurückkehren.

Es gelang ihm nicht, und er trat vertragstreu im September zur Wiederverhaftung an. Das klingt wie ein anachronistisches Spiel mit Ritterehre und dergleichen, aber Ludwig verließ sich offenbar auf das Ehrenwort – ob in richtiger Einschätzung von Friedrichs Charakter oder im Gefühlsüberschwang einer herzerreißenden Begegnung mit dem Jugendfreund, wissen wir nicht. Ein solches Arrangement konnte nämlich auch ganz anders ausgehen: Karl II. von Anjou geriet 1285 kurz nach der Sizilischen Vesper in die Gefangenschaft der Sizilianer und wurde 1288 unter ganz ähnlichen Bedingungen freigelassen. Er ließ sich sofort durch den Papst von seinem Eid entbinden und inszenierte, als er die Bedingungen nicht erfüllen konnte, eine Farce: er trat an der Grenze zur Wiederverhaftung an, allerdings ohne die Gegenseite über Ort und Zeit zu informieren, und da niemand erschien, um ihn abzuholen, erklärte er sich seiner Verpflichtungen für ledig.

Friedrich der Schöne hält also den Vertrag ein, und nun findet Ludwig im September 1325 eine auf den ersten Blick kuriose, tatsächlich aber sehr raffinierte Lösung: er nimmt Friedrich zum Mitkönig an; es gibt in Zukunft also zwei gemeinsam regierende deutsche Könige. Die Lösung ist raffiniert, denn damit ist sowohl der habsburgische Widerstand neutralisiert als auch dem Papst die Möglichkeit genommen, die beiden Kontrahenten gegeneinander auszuspielen; es mag sein, daß Ludwig auch schon die Erhöhung der eigenen Person zum Kaiser im Auge hatte. Bei dieser Lösung bleibt es, allerdings entfaltet Friedrich nur noch geringe Aktivität und hält sich meist in Österreich auf, wo er im Januar 1330 stirbt; Herzog Leopold ist ihm schon 1326 im Tode vorausgegangen.

Nun müssen wir uns mit dem Konflikt Ludwigs des Bayern mit dem Papsttum befassen, der die restliche Regierungszeit Ludwigs des Bayern dominierte. Dazu müssen wir ganz kurz fragen: wie war damals die rechtliche Beziehung zwischen dem deutschen König und dem Papst? Es gab zwei Auffassungen, die weltliche und die päpstliche. Die weltliche Auffassung besagt, daß der König von den deutschen Fürsten gewählt wird und dadurch die volle Regierungsgewalt in allen drei Reichsteilen (Deutschland, Burgund, Italien) erlangt; das Wahlgremium verengt sich im Laufe des 13. Jahrhunderts auf die 7 Kurfürsten, aber das ist eine interne Angelegenheit. Dem Papst wird die Wahl mitgeteilt und dabei zugleich auch die Bitte ausgesprochen, den neuen König zu gegebener Zeit zum Kaiser zu krönen. Die Kaiserkrönung ist eine religiöse Zeremonie, die den Machtbefugnissen des Königs nichts hinzufügt; sie stellt den Kaiser vielmehr in die Reihe der Kaiser, die von Cäsar und Augustus ihren Ausgang nahm und mit dem letzten Römischen Kaiser unmittelbar vor dem Weltende ihren Abschluß finden wird; die Kaiserkrönung demonstriert außerdem in eindringlichster Form die gottgewollte Weltordnung des einträchtigen Zusammenwirkens der geistlichen und der weltlichen Gewalt.

Die päpstliche Auffassung ist bis ins 12. Jahrhundert dieselbe. Erst im 13. Jahrhundert, genauer: von der Doppelwahl von 1198 an, entwickeln die Päpste eine Theorie, die ihnen eine Einflußnahme auf die Königswahl erlaubt bzw. aus ihrer Sicht geradezu vorschreibt. Innozenz III. argumentiert – wir haben das bei der *deliberatio super tribus electis* ausführlich erörtert – vom Kaisertum her, das er dabei ganz wie ein kirchliches Amt betrachtet. Wer ein kirchliches Amt überträgt, muß aber prüfen, ob der Empfänger auch würdig ist. Wenn also der deutsche König einen automatischen Anspruch auf die Kaiserkrone hat, muß der Papst bereits bei der Königswahl beteiligt werden; mit anderen Worten: die Königswahl bedarf zu ihrer Gültigkeit der päpstlichen Approbation.

Innozenz III. selbst ging noch nicht so weit, sondern beschränkt sich darauf, dem aus seiner Sicht besseren Kandidaten die apostolische Gunst (→ *favor apostolicus*) zuzuwenden, also eine moralische Unterstützung der höchsten christlichen Autorität. Es sind vielmehr in den unklaren Wahlen des 13. Jahrhunderts die Gegenkönige oder unterlegenen Kandidaten selbst, die zur Stützung ihrer Position die Approbation ihrer Wahl erbitten. Es kommt eine zweite Theorie hinzu, deren Ursprung weniger klar ist: sie besagt, daß, solange es keinen rechtmäßigen König bzw. Kaiser gibt, der Papst in einer Art Ersatzvornahme für die Regierung im *regnum Italie* sorgt; er tut das freilich nicht selbst, sondern indem er dort einen Reichsvikar einsetzt. Das bedeutet umgekehrt, daß der König vor der Approbation seiner Wahl durch den Papst in Italien keine Regierungshandlungen durchführen darf.

Das sind also die rechtlichen Positionen beider Seiten im Jahre der Doppelwahl zwischen Ludwig IV. und Friedrich dem Schönen. Papst war damals – niemand. Vielmehr war Clemens V. am 20.4.1314 gestorben, und die Sedisvakanz zog sich über zwei Jahre hin, bis am 7.8.1316 Johannes XXII. gewählt wurde. Der neue Papst, der früher in französischen Diensten gestanden hatte, war bereits 72 Jahre alt und regierte 18 Jahre, starb also 1334 im 90. Lebensjahr. Der Papst war nicht nur schon sehr alt, sondern, schlimmer noch, er war von seiner Ausbildung her Jurist, der mit Leidenschaft Prozesse führte, vor allem Ketzerprozesse. Dieser Leidenschaft blieb er auch als Papst treu, wobei er jetzt noch den Vorteil hatte, daß gegen seine Urteile, bei denen er Ankläger und Richter in einer Person darstellte, keine Appellation möglich war.

In den 8 Jahren von seiner Wahl bis zur Schlacht bei Mühl-dorf bezog Johannes XXII. im Streit zwischen Ludwig und Friedrich indes keine Stellung. Er bezeichnete beide, gemäß der kurialen Rechtsauffassung, als "erwählte" Könige, mischte sich ansonsten aber nicht ein. Sein politisches Hauptinteresse galt nämlich nicht Deutschland, sondern Italien. In Italien war nach dem Weggang der Päpste nach Avignon der Kirchenstaat zusammengebrochen; die größte Bedrohung ging von Mailand aus, wo die Visconti ihre Signorie errichteten und zeitweise sogar Bologna, einen eindeutigen Bestandteil des Kirchenstaates, unter ihre Herrschaft brachten.

Gegen die Visconti ging Johannes XXII. nun in der aller-schärfsten Weise mit Ketzerprozeß, Exkommunikation, Interdikt und

Kreuzzugsaufruf vor; Näheres dazu können Sie in meiner Italienvorlesung nachlesen. Der Konflikt mit Ludwig dem Bayern beginnt, als dieser anfängt, die Rechte des deutschen Königs in Italien wahrzunehmen, und dadurch die päpstliche Politik in Italien stört. Das ist jedenfalls meiner Ansicht nach die Erklärung für die achtjährige Untätigkeit des Papstes im deutschen Thronstreit; er hätte ja ohne weiteres schon 1316 die Entscheidung der zwiespältigen Wahl an sich ziehen können.

Ich will den Verlauf der Auseinandersetzung zwischen Ludwig und der Kurie nicht im einzelnen schildern. Das grundsätzliche Problem Ludwigs und seiner Berater war, ob sie sich überhaupt auf die juristische Auseinandersetzung mit dem Papst einlassen sollten, denn dies bedeutete *implicite* eine Anerkennung der päpstlichen Rechtsauffassung. Ludwigs Politik ist in der für ihn nicht untypischen Weise schwankend und uneinheitlich. Man muß allerdings einräumen, daß seine Position bereits durch das Verhalten früherer Könige geschwächt war, die damals bei uneindeutigen Wahlen den Papst als Helfer für die eigene Sache bemüht hatten.

Auch die Haltung der Kurie war nicht gradlinig: Johannes XXII. schritt zwar über Bannandrohung, Exkommunikation und Interdikt bis zur Absetzung Ludwigs in seiner ererbten Funktion als bayerischer Herzog fort – seitdem nannte er ihn nur *Ludowicus Bavarus ille* ("jener Bayer"), wovon sich die uns geläufige Bezeichnung "Ludwig der Bayer" ableitet –, aber sein Nachfolger Benedikt XII. zeigte sich flexibler, obwohl auch unter ihm keine Versöhnung zustande kam. Clemens VI. schließlich, der auch sonst den Tiefpunkt des Avignoneser Papsttums darstellt, verstieg sich zu Fluchorgien geradezu antiker Prägung. Hören Sie selbst – Originalton Clemens VI. –¹⁰:

"Es begegne ihm eine Fallgrube, die er nicht kennt, und so falle er hinein. Er sei verflucht beim Eintreten und verflucht beim Hinausgehen. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Blindheit und Raserei. Der Himmel sende Blitze über ihn. Der Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Petrus und Paulus, deren Kirche er gewagt hat und wagt, nach Kräften zu verwirren, entbrenne in Zeit und Ewigkeit gegen ihn. Der ganze Erdkreis kämpfe gegen ihn, die Erde öffne sich und verschlinge ihn lebendig. Alle Elemente seien gegen ihn. Seine Wohnung werde verlassen, und die Verdienste aller dort ruhenden Heiligen sollen ihn in Verwirrung stürzen, und sie sollen in diesem Leben ihre offene Rache an ihm vollziehen, und seine Kinder sollen aus ihrer Wohnstatt geworfen werden und vor seinen Augen in die Hände ihrer verderblichen Feinde fallen."

Auf der anderen Seite war Ludwig auch nicht gerade zimperlich: 1327/8 zog er gegen den Willen des Papstes nach Italien, empfing in Rom aus den Händen des römischen Volkes die Kaiserkrone und erklärte Johannes XXII. für abgesetzt. Im 19. Jahrhundert stellte man sich die Krönung dann so vor; jedenfalls ließ

¹⁰ Carl Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus (Tübingen ³1911) S. 167.

König Ludwig I. die Szene so im Hofgarten der Münchner Residenz zur Belehrung des Volkes darstellen:



All das, wozu auch die Erörterung der theoretischen Schriften etwa eines Marsilius von Padua gehörte, will ich hier nicht darstellen; es würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema weg führen, und Sie haben in anderen Vorlesungen Gelegenheit, sich darüber zu informieren.

Nur kann ich es mir nicht versagen, wenigstens darauf hinzuweisen, daß Ludwigs Kaiserkrönung auch zur Folge hatte, daß er zwei neue Siegelstempel anschaffen mußte, für die Wachssiegel und für die Goldbulle. Die Goldbulle Ludwigs des Bayern ist berühmt, denn die übliche Abbildung des goldenen Rom, der *Aurea Roma*, auf der Rückseite des Siegels ist nicht wie bei allen anderen Kaisern ein schematisches Bild einer Burg, sondern eine realistische Darstellung Roms aus der Vogelperspektive:



Man erkennt in der Mitte das Kolosseum, vorn das Pantheon, rechts unten die Engelsburg, ferner die Trajanssäule, Alt-St.-Peter usw. Ungewöhnlich eindrucksvoll sind auch einige der Urkunden Ludwigs des Bayern, vor allem diejenigen, die von dem Notar Leonhard von München ausgestellt wurden. Auch dafür ein Beispiel:



Die ausgesparten Buchstaben in der ersten Zeile kommen zwar auch manchmal in zeitgenössischen französischen Urkunden vor, aber nirgends so schön wie hier.

Am Ende gelang es Clemens VI., Ludwig einen Gegenkönig in der Person Karls von Böhmen entgegenzustellen. Daß dieser Karl Anhang bei den Fürsten fand, lag nicht an der großen Auseinandersetzung mit der Kurie, sondern an Fragen der Territorialpolitik. Ludwig erwies sich nämlich auch dann keineswegs als zimperlich, wenn es darum ging, die wittelsbachische Hausmacht zu erweitern. In zweiter Ehe heiratete er die Erbtochter Margarete von Holland und schuf sich so ein Standbein an der Nordsee, aber das war weniger wichtig. Bedeutsamer war der Erwerb der Markgrafschaft Brandenburg, die er als erledigtes Reichslehen einzog, als die dortige Familie mit Markgraf Woldemar ausstarb. Seine Handlungsweise war juristisch einwandfrei, aber nicht ohne politische Brisanz, weil Böhmen Ansprüche auf Brandenburg zu haben glaubte, die Ludwig übergang. Der König war aber, wie Sie sich erinnern, als Kandidat der luxemburgisch-böhmischen Partei auf den Thron gekommen.

Die Konstellation wiederholte sich, als Ludwig – und diesmal in rechtlich anfechtbarer Form – seinen Sohn zum Grafen von Tirol machte, wobei der Vorgang auch noch mit einer persönlichen

Demütigung des Sohnes des böhmischen Königs verbunden war, denn seine Ehefrau, die berühmt-berüchtigte Margarethe Maultasch sperrte ihn kurzerhand aus, als er eines Tages von der Jagd zurückkam, und wurde so frei für die neue Ehe.

Am 11.10.1347 starb Ludwig der Bayer überraschend, wohl an einem Herzinfarkt. Da war er seit etwa einem Vierteljahrhundert im Kirchenbann, was allerdings in Bayern nur geringe Auswirkungen hatte, denn der politisch motivierte Bann wurde nur von denjenigen beachtet, die dafür ebenfalls politische Gründe hatten. Wo sich Ludwigs Seele befindet, wissen wir nicht; man könnte dazu erneut Dante zitieren, der im 3. Gesang des Purgatorio König Manfred den Satz in den Mund legt, die göttliche Barmherzigkeit sei stärker als der Fluch der Prälaten.

Ludwigs Körper hatte allerdings unter der Exkommunikation zu leiden, denn ihm stand deshalb eigentlich kein christliches Begräbnis zu. Aus dem Kloster Fürstenfeld, wo er zunächst aufbewahrt wurde, wurde er wieder entfernt – vielleicht, weil die dortigen Zisterziensermönche päpstliche Sanktionen fürchteten – und nach München gebracht. Dort lag er zunächst in der Friedhofskapelle der Frauenkirche, dann seit 1364 in der Frauenkirche selbst, wo das Grab mehrfach verschoben wurde, bis es auf dem heutigen Platz anlangte. Hier die gesamte Anlage:



Und hier der Kopf des Kaisers:



Ludwigs Exkommunikation, die übrigens nie aufgehoben wurde, obwohl sich im 17. Jahrhundert der superkatholische Maximilian I. intensiv darum bemühte, hat kurz nach dem Konstanzer Konzil ein kurioses Dokument hervorgebracht: Clemens VI. hatte am Gründonnerstag 1345 in seiner Verfluchungssorgie nicht nur den Kaiser selbst, sondern auch seine Nachfahren bis in die vierte Generation exkommuniziert. Aus dieser vierten Generation wandten sich nun 1430 die Herzöge von Bayern-München Ernst und Wilhelm III. an Papst Martin V. mit der Bitte um Lossprechung von dieser Exkommunikation:



Wie Sie aus der päpstlichen Signatur am Ende des Textblocks entnehmen können, wurde die Bitte gewährt.

Trotz allem hat Ludwig der Bayer auch ein frommes Andenken hinterlassen, und das entsprach ganz bewußt seiner Absicht. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß er systematisch Gedenkstätten einrichtete, in denen an seinem Todestag für sein Seelenheil gebeten werden sollte. Man hat fast den Eindruck, daß er dadurch den päpstlichen Bann durch massive Frömmigkeitsakte überbieten und ihn so unwirksam machen wollte. Kaiser Heinrich

II. stiftete ein ganzes Bistum für sein Seelenheil. Das war im 14. Jahrhundert nicht mehr möglich, aber Klöster waren noch üblich. Am bekanntesten ist aber eine ganz persönliche und eigenwillige Stiftung. Als Ludwig von der Kaiserkrönung nach Bayern zurückkehrte, brachte er aus Rom eine kleine Statue der Maria mit dem Kinde mit, wahrscheinlich eine zeitgenössische Pisaner Arbeit:



Zum Erwerb dieser Statue gibt es eine geheimnisvolle Geschichte, und die Legende will wissen, daß Ludwigs Pferd an der Stelle niederkniete, an der die Gottesmutter wünschte, daß ihr ein Kloster gestiftet werde.

Es handelt sich – Sie haben es bereits gemerkt – um das Kloster Ettal, für das der Kaiser am 28.4.1330 eigenhändig den Grundstein legte. Es war eine ganz eigenartige Konstruktion, die da ins Leben trat: neben 20 Mönchen unter einem Abt sollten dort auch 13 verheiratete Ritter mit ihren Frauen Wohnung nehmen, also ein Meister, eine Meisterin und jeweils 12 Männer und Frauen. Ebenso ungewöhnlich war die zwölfeckige Klosterkirche. Man kann spekulieren, daß Ludwig damit ein kaiserlich-wittelsbachisches Hauskloster stiften wollte, das wohl auch als seine Grablege bestimmt war; aber wie wir schon hörten, kam es damit dann anders.

Daß sich einer Gestalt wie Ludwigs die Literatur bemächtigt und sie für ihre Zwecke zu instrumentalisieren versucht hat, wird Sie nicht überraschen. Der Konflikt mit den Habsburgern, den man je nach Standort auch als innerdeutschen Bruderzwist interpretieren kann, die Auseinandersetzung mit dem Papsttum, das sich auf Frankreich stützte und zugleich von Frankreich manipuliert wurde – von Frankreich, das bis 1945 als der deutsche "Erbfeind" galt –, all das bietet reichlich Stoff. So wurde 1910 in Würzburg uraufgeführt:

Deutsche Treue. Ein Sang von Kaiser Ludwig dem Bayer (!) und Friedrich dem Schönen von Österreich. Für Solostimmen (Sopran, Bariton und Baß), großen und kleinen Männerchor und Orchester,

op. 101 von Max Meyer-Olbersleben. Dieser Komponist lebte von 1850 bis 1927, war seit 1876 Dozent in Weimar, dann von 1907 bis 1920 Direktor der königlichen Musikschule in Würzburg und Dirigent der Würzburger Liedertafel, was ihm einen Artikel in Bosls Bayerischer Biographie eingebracht hat. Er produzierte laut Riemanns Musiklexikon Chorwerke, Lieder, Kammermusik, Klavierwerke und 2 Opern und erscheint bis heute als Komponist in den Liederbüchern der Studentenverbindungen.

Bei den reinen Wortdichtungen bin ich gestoßen auf Ludwig Uhlands Drama "Ludwig der Bayer", in 5 Akten, wie sich das gehört. Es war gedacht für die Eröffnung des Nationaltheaters in München 1818, wurde aber nicht angenommen. Ich skizziere ganz kurz den Inhalt; Sie können vergleichen, wie weit sich der Dichter an die historische Wahrheit gehalten hat. Die Hauptpersonen sind: Ludwig

selbst, Friedrich der Schöne von Österreich, dessen älterer, aber weniger schöner Bruder Leopold, der Burggraf von Nürnberg, ein päpstlicher Legat.

1. Akt: die niederbayerischen Ritter, die in der Schlacht von Gammelsdorf auf Seiten der Österreicher gekämpft haben, werden von Ludwig begnadigt, denn der Burggraf von Nürnberg überbringt ihm die Nachricht, Ludwig sei zum deutschen König gewählt worden. Ludwig hat Bedenken, die Wahl anzunehmen:

„Weil Luxemburg die Österreicher fürchtet,
So sendet man nach mir. Sie irren sich,
Wenn sie für Friedrichs Feind mich halten.“

Er läßt sich dann aber von der allgemeinen Begeisterung anstecken.

2. Akt: bei Frankfurt treten sich Ludwig und der ebenfalls zum König gewählte Habsburger Friedrich der Schöne, gefolgt von Kurfürsten und Heer, gegenüber. In einem Streitgespräch, das übrigens in der Realität ebensowenig stattgefunden hat wie der Dialog der beiden Königinnen in Schillers Maria Stuart, verweisen beide auf ihre Stimmenmehrheit in der Wahl; Leopold von Österreich bringt das Gespräch durch die Erklärung zum Abbruch, falls sein Bruder Friedrich zugunsten Ludwigs auf die Krone verzichte, werde er sie für Habsburg beanspruchen.

3. Akt: Schlacht bei Mühldorf. Friedrich der Schöne schlägt vor dem Kampf junge Adlige zu Rittern, wird dann aber in der Schlacht durch eine List gefangengenommen.

4. Akt: Leopold von Österreich berichtet, was er alles unternommen habe, um Friedrich zu befreien und Ludwig zu schaden; unter anderem habe er den Papst veranlaßt, Ludwig zu exkommunizieren. *Verwandlung.* In der Burg Trausnitz, wo Friedrich gefangen sitzt: er lehnt die ihm angebotene Fluchtmöglichkeit als unehrenhaft ab; Ludwig erscheint und läßt Friedrich unter der Bedingung frei, daß er, Friedrich, auf die Krone verzichte und auch seine habsburgischen Verwandten zum Verzicht bewege, andernfalls er in die Haft zurückkehren müsse. Friedrich akzeptiert.

5. Akt: Friedrich versucht vergeblich, seinen Bruder Leopold zu überreden. Ein päpstlicher Legat löst ihn von dem Ludwig geleisteten Eide. Friedrich kehrt trotzdem, gemäß dem geleisteten Versprechen, in die Haft zurück, wobei er die Kaiserkrone mitbringt. Ludwig erklärt, sie wollten künftig beide gemeinsam regieren; sie fallen sich in die Arme, und Ludwig erklärt abschließend:

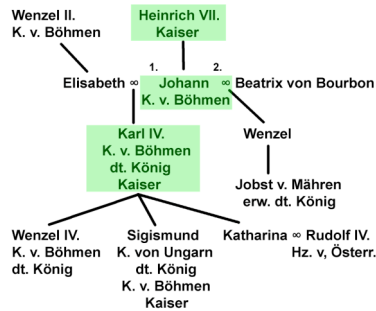
„In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!“

Das ist nicht eben die allerhöchste Literatur, und weist auch eine gewisse beherrschende Bemühtheit auf, derer der wirklich erstklassige Autor nicht bedarf. Die drei Themen, die Ludwigs Regierungszeit dominieren, nämlich die innerbayerischen Verhältnisse, die Konkurrenz zu den Habsburgern und die Auseinandersetzung mit dem Papsttum, sind jedoch angesprochen.

20. KAPITEL:

STIEFVATER DES REICHES – DIE ZEIT DER LUXEMBURGER

ALS KAISER LUDWIG der Bayer am 11.10.1347 starb, stand ihm schon seit 1 ¼ Jahren ein vom Papst aufgestellter Gegenkönig gegenüber: Karl, der Sohn König Johanns von Böhmen, Enkel Kaiser Heinrichs VII. Karl war der Kurie in Avignon genehm, denn er war am französischen Königshof aufgewachsen.



Sein Gegenkönigtum ließ sich indes nicht eben vielversprechend an: sechs Wochen nach seiner Wahl erlitt König Philipp VI. von Frankreich in der Schlacht von Crécy eine vernichtende Niederlage gegen die Engländer, wobei auch Johann von Böhmen ums Leben kam. Karl mußte sich verkleidet nach Prag durchschlagen, um dort die Regierung anzutreten, aber er hatte mehr Glück als seinerzeit Richard Löwenherz. Außerdem stellte die wittelsbachische Partei ihm nach Ludwigs Tod einen eigenen Kandidaten gegenüber: Graf Günther von Schwarzburg, der indes schon nach vier Monaten aufgab und noch einen Monat später starb, so daß das einzig Bemerkenswerte an ihm sein Grabstein im Frankfurter Dom ist:



Es zeigt einen eleganten, nach neuester Mode gekleideten Ritter, und ein Ritter war er wohl auch im besten Sinne des Wortes, aber auch nicht mehr.

Karl IV. ist für die deutsche Geschichte vor allem deshalb wichtig, weil unter ihm in der Goldenen Bulle von 1356 die Königswahl endgültig geregelt wurde; ihre Bestimmungen blieben bis zum Ende des Alten Reiches 1806 maßgebend und haben sich im Wesentlichen auch bewährt. "Goldene Bulle" heißt das Gesetz, weil die maßgebenden Exemplare das goldene Siegel des Kaisers tragen:



Der Text beginnt mit einer rhetorisch aufwendigen Arenga: *Omne regnum in se ipso divisum desolabitur; nam principes eius facti sunt socii furum, ob quod dominus miscuit in medio eorum spiritum vertiginis, ut palent in meridie sicut in tenebris, et candelabra eorum movit de loco suo, ut ceci sint et duces cecorum* – "Jedes Reich, das in sich selbst uneins ist, wird untergehn; denn seine Fürsten machen sich zu Gefährten der Diebe, da der Herr in ihrer Mitte den Geist der Verwirrung ausgießt, so daß sie am Mittag wie im Dunkeln herum-

tappen, und er ihre Leuchter wegrückt, so daß sie Blinde sind und Führer von Blinden; und die in Finsternis gehen, stoßen an, und die blinden Geistes sind, begehen Untaten, die auf Zwietracht beruhen. Sag, Hochmut, wie hättest du in Luzifer die Herrschaft erlangt, wäre nicht die Zwietracht dein Helfer gewesen? Sag, neidischer Satan, wie hättest du Adam aus dem Paradies getrieben, hättest du ihn nicht vom Gehorsam abgebracht? Sag, Unzucht, wie hättest du Troja zerstört, hättest du nicht Helena von ihrem Mann getrennt?"

Inhaltlich geht es nüchterner zu. Die Urkunde handelt hauptsächlich von den Rechten der Kurfürsten und insbesondere von dem Verfahren bei der Königswahl. Sie erinnern sich, daß die eigenwillige Mathematik $5 + 4 = 7$ bei der Wahl Ludwigs des Bayerns dadurch zustande gekommen war, daß die sächsische und die böhmische Stimme umstritten war und jeweils von zwei konkurrierenden Anspruchserhebern abgegeben wurde. Um so etwas ein für alle Mal zu verhindern, legt die Goldene Bulle genau fest, welche Familie und welche Linie innerhalb der Familie in den Kurfürstentümern die kurberechtigte ist. Sie legt ebenfalls fest, daß die Kurfürstentümer hinfert unteilbar sind, damit keine neuen streitenden Linien entstehen können.

Und drittens legt sie fest, daß die Kurwürde in der reinen männlichen Primogeniturordnung vererbt wird, daß also jeweils der älteste Sohn die Nachfolge antritt. Beim Aussterben im Mannesstamm hat der Kaiser das Recht der Neubelehrung; nur im Königreich Böhmen soll dann eine Königswahl stattfinden, was im 17. Jahrhundert noch wichtig wird. Mit diesen äußerst präzisen Regeln sind aber zugleich die Ambitionen anderer Familien auf eine Mitwirkung im Kurkolleg und bei der Königswahl abgeschnitten; wir kommen gleich darauf zurück.

Für die Wahl selbst gilt ab sofort das Mehrheitsprinzip. Die alte Idee der erstrebenswerten Einstimmigkeit ist also aufgegeben, ebenso das Wiegen der Stimmen. Trotzdem unterscheidet sich der Wahlvorgang von heutigen Wahlen. Die Wahl ist offen. (Das sollte man für die Wahl der Ministerpräsidenten und des Bundeskanzlers auch einführen, denn heute muß kein Abgeordneter mehr vor staatlichen Repressionen wegen seiner Stimmabgabe geschützt werden, wie das vor 1918 noch der Fall war.)

Außerdem werden die Stimmen nicht auf einmal, sondern nacheinander abgegeben. Die Goldene Bulle schreibt vor, daß zuerst der Erzbischof von Trier abstimmt, dann der von Köln, dann der König von Böhmen, dann der Pfälzer, dann der Sachse, dann der Brandenburger; den Abschluß bildet der Erzbischof von Mainz, der also ggf. den Ausschlag gibt, wenn es bis dahin 3 : 3 zwischen zwei Kandidaten steht. Tatsächlich hat man sich – mit einer Ausnahme – immer schon im Vorfeld auf einen Kandidaten geeinigt, so daß die Wahl stets einstimmig war; aber das mußte nicht so sein. Erwähnenswert ist noch, daß die Kurfürsten nicht mehr persönlich anwesend sein müssen, sondern bevollmächtigte Vertreter schicken konnten.

Was sagt die Goldene Bulle über die Mitwirkungsrechte des Papstes bei der Königswahl? Nichts. Diese Frage wird konsequent

ignoriert. Und zwar mit Erfolg; tatsächlich hat kein Papst mehr versucht, die Königswahl direkt zu beeinflussen oder einem gewählten König die Anerkennung zu verweigern. Die Goldene Bulle legt dann noch drei Orte fest: die Wahl soll in Frankfurt/Main erfolgen, die Krönung in Aachen, der erste Reichstag des neuen Königs in Nürnberg.

Die Festschreibung der sieben Kurstimmen in den genannten Familien bzw. Erzbistümern bedeutete, daß zwei Familien ihre diesbezüglichen Ambitionen definitiv aufgeben mußten: die bayerischen Wittelsbacher und die österreichischen Habsburger. Auf die Wittelsbacher kommen wir im 25. Kapitel zurück. Spannender sind jetzt die Habsburger, die ihren Ausschluß aus dem Kurkolleg als unerträgliche historische Ungerechtigkeit ansahen. Besonders galt dies für Herzog Rudolf IV., der 1358 im Alter von 19 Jahren an die Regierung kam. Als Karl IV. ihm im Mai 1360 routinemäßig die Lehen erneuerte, legte der Herzog dem Kaiser auch fünf Privilegien zur Bestätigung vor, die unter dem Namen "Freiheitsbriefe des Hauses Österreich" bekannt geworden sind. Es handelt sich im Einzelnen um <jeweils>

1. eine Urkunde König Heinrichs IV. vom 4.10.1058,
2. eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. Barbarossa vom 17.9.1156,
3. eine Urkunde König Heinrichs (VII.) vom 24.8.1228,
4. eine Urkunde Kaiser Friedrichs II. vom Juni 1245, und schließlich

5. eine Urkunde König Rudolfs I. von Habsburg vom 11.6.1283. Allen Urkunden gemeinsam ist, daß die österreichischen Herzöge bedeutende Privilegien und Ehrenvorrechte erhalten, die schrittweise erweitert werden, bis die Herzöge schließlich praktisch den Kurfürsten gleichgestellt sind.

Schauen wir uns die Urkunden im Einzelnen an: das Heinrichsprivileg ist besonders bemerkenswert, denn ihm sind zwei ältere Urkunden inseriert, und zwar ein Privileg Julius Cäsars und ein zweites von Kaiser Nero. Die Cäsar-Urkunde ist an dessen Onkel gerichtet, dem er die *plaga australis* schenkt; Nero gewährt den Österreichern vor allem Steuerfreiheit. Diese Urkunden liegen, wie gesagt, nicht im Original vor, sondern sind der Urkunde Heinrichs IV. inseriert, der diese Erlasse seiner Vorfahren am Reich bestätigt und neben einigen sonstigen Privilegien auch das Recht hinzufügt, eine besondere Kopfbedeckung zu tragen, nämlich eine oben offen Zackenkrone.

Friedrich Barbarossa bestätigt in seiner Urkunde diese Rechte und verleiht weitere Privilegien z. B. hinsichtlich der Erbfolge, für die die Primogenitur eingeführt wird. Der Zackenkrone wird noch ein Bügel hinzugefügt, der aus der offenen eine geschlossene Krone macht. Außerdem wird den Herzögen der Titel "Erzherzog" beigelegt.

Das Privileg des unglücklichen Königs Heinrich (VII.) von 1235 fügt der Kopfbedeckung zu Zackenkrone und Bügel noch ein Kreuz auf dem Bügel hinzu. Damit ist der österreichische Erzherzogshut fertig, der auf diese Weise weitgehend der Kaiserkrone angeglichen ist, die ja auch Bügel und Kreuz aufweist; derartiges

hatte kein normaler Kurfürst zu bieten. Hier sehen Sie Rudolf IV. als Träger des Erzherzoghut:



Die Urkunden Friedrichs II. und Rudolfs I. bestätigen die Privilegien dann in lateinischer bzw. deutscher Sprache.

Dieses ganze Paket legte Rudolf also dem Kaiser zur Bestätigung vor. Dieser hat zweifellos sofort erkannt, daß da nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. In für ihn typischer Weise hat er die Urkunden aber nicht als Fälschung zurückgewiesen, sondern er ließ die Frage zunächst offen. Am 17. Dezember 1360 wurde dann in Nürnberg vor ihm darüber verhandelt. Durch einen glücklichen Zufall ist für diese Verhandlung eine Art Protokoll erhalten, in dem zu jedem Punkt die kaiserliche Meinungsäußerung bzw. Entscheidung vermerkt ist. Karl IV. hat sich dabei zur Frage der Echtheit der Urkunden nicht explizit geäußert, sondern die Bestimmungen teils akzeptiert, teils gemildert, teils durch gering scheinende Modifikation geradezu in ihr Gegenteil verkehrt, teils aber einfach nur einen Kommentar dazu abgegeben. Er heißt es also z. B. "das hat der Herr Kaiser ohne weiteres angenommen" oder "soweit es ohne Verletzung der Rechte des Reiches oder anderer geschehen kann". Zu dem Paragraphen über die Gleichstellung des Herzogs mit den Kurfürsten entscheidet Karl IV., "daß das Herzogtum Österreich sich aller Ehren und Rechte erfreue wie die übrigen Fürstentümer, mit Ausnahme der Kurfürstentümer".

Besonders bemerkenswert ist die Stellungnahme zu dem Paragraphen, der im Herzogtum – nach dem Vorbild der Kurfürstentümer – die Primogenitur einführt, also die alleinige Erbfolge des ältesten Sohnes unter Ausschluß aller übrigen Verwandten; Karl IV. kommentiert: "die Brüder des Herzogs mögen bedenken, ob sie sich auf diese Weise der Gefahr einer Enterbung aussetzen wollen."

Für die beiden antiken Urkunden, die dem Privileg Heinrichs IV. inseriert sind, ging Karl IV. einen anderen Weg, da er sich hier wohl nicht für kompetent genug ansah oder diesen Eindruck erwecken wollte. Er ließ ein Gutachten anfertigen, und zwar von dem berühmtesten Altertumskenner seiner Zeit, dem italienischen Humanisten Petrarca. Petrarca stand mit Karl IV. im Briefwechsel und ist ihm auch mehrfach persönlich begegnet, teils in Italien, teils aber auch in Prag. Seine Antwort datiert vom 21.3.1361 und ist überliefert in der Sammlung der *Litterae seniles*, der Briefe aus der Zeit des höheren Alters, in Buch XVI Nr. 5.

Der Tenor des Gutachtens ist schlichtweg vernichtend. Petrarca beginnt mit dem Dictum: "Die Lüge ist dumm, sie wird leicht entlarvt und entgeht schwerlich dem Urteil eines verständigen Menschen" – *claudum usquequaque mendacium est, facile deprehenditur, acris ac velocis ingenii iudicium egre fugit*. Den Fälscher belegt er mit allen möglichen Schimpfwörtern; er nennt ihn einen ungebildeten Schüler, der lügen wollte, dessen Begabung aber

nicht einmal dazu ausreichte, einen Erzhalunken, ein Rindvieh und einen schreienden Esel.

Für uns ergiebiger sind aber seine stilistischen Argumente: so kritisiert er, daß Cäsar der Majestätsplural in den Mund gelegt wird, der in der Antike ungebräuchlich gewesen sei, und führt zum Beweis echte Briefe Cäsars aus der Überlieferung der antiken Schriftsteller an. Ferner bemängelt er, daß Österreich als *plaga orientalis*, also als "östliche Gegend", bezeichnet ist, obwohl es von Rom aus gesehen keineswegs im Osten, sondern im Norden liegt. Das Datum nennt nur das Regierungsjahr, nicht aber Tag und Monat – und das bei Cäsar, der den Kalender reformiert hat! Das Schönste aber zuletzt: die Urkunde beginnt *Nos Iulius imperator, nos Cesar et cultor deorum, nos supremus terre imperialis augustus* usw. Mit anderen Worten: der Fälscher legt Cäsar den Titel "Augustus" in den Mund, der erst von dem Namen seines Nachfolgers abgeleitet ist!

Karl IV. hat übrigens Herzog Rudolf schwören lassen, die Privilegien nur im Sinne seiner Interpretation zu gebrauchen und sie ihm dann insgesamt bestätigt. Danach ist ein Jahrhundert lang nicht mehr von ihnen die Rede. Als jedoch 1438 mit Albrecht II. die Habsburger erneut auf den deutschen Königsthron kamen, den sie dann mit nur einer kurzen Unterbrechung bis 1806 innehatten, waren die Urkunden wieder aktuell. Friedrich III. bestätigte sie am 25.7. 1442 gleich nach seinem eigenen Regierungsantritt und noch einmal nach seiner Kaiserkrönung am 6.1.1453 von Reichs wegen. Karl V. tat dies ebenfalls am 8.9.1530 und erließ gleichzeitig ein Verbot, über ihre Echtheit auch nur zu diskutieren. Von neuzeitlichen deutschen Königskrönungen wird dann berichtet, daß der zu krönende Habsburger beim Einzug in die Krönungsstadt den Erzherzogshut trug.

Die "Freiheitsbriefe des Hauses Österreich" sind also ohne jeden Zweifel gefälscht. Da die Urkunde Friedrich Barbarossas in der Fassung des Urkundenpakets mehr Rechte verleiht als die echte Urkunde von 1156 nennt man sie das *privilegium maius*, während die echte Urkunde das *privilegium minus* ist. So sieht das *privilegium maius* übrigens aus:



Also nicht sehr eindrucksvoll. Das *privilegium minus* kann ich Ihnen nicht zeigen, aus naheliegenden Gründen, denn es wurde natürlich vernichtet, nachdem man von ihm das Siegel abgenommen hatte. Es ist Rudolf IV. aber nicht gelungen, auch alle Abschriften zu vernichten, vor allem jene nicht, die außerhalb Österreichs aufbewahrt wurden (z.B. in Passau).

Abgesehen von der Goldenen Bulle hat Karl IV., der 1355 problemlos zum Kaiser gekrönt wurde, keine tiefgreifenden Spuren in der deutschen Geschichte hinterlassen. Sein Hauptinteresse und seine Hauptzuneigung galt ohnehin seinem Erbkönigreich Böhmen. Dieses förderte er so intensiv – u.a. durch die Gründung der Universität Prag –, daß er geradezu als der Erzvater Böhmens bezeichnet

wird. Bei dieser Förderung setzte er ohne Bedenken auch die Machtmittel ein, die ihm seine Stellung als deutscher König und Kaiser boten. Gegenüber dem deutschen Reich verhielt er sich, wie schon die Zeitgenossen formulierten, eher als "Erzstiefvater". Nahe vor seinem Tode am 29.11. 1378 setzte er es am 6.7.1376 noch durch, daß sein damals 16jähriger Sohn Wenzel zum Mitkönig und Nachfolger in Deutschland gewählt wurde. Hier sehen Sie Vater und Sohn; es handelt sich um die Büsten aus dem Prager Dom:



Wenzel folgte seinem Vater problemlos als deutscher und als böhmischer König nach, aber er versagte in beiden Funktionen indes völlig. Dabei muß man ihm freilich zugute halten, daß er sich vor Probleme gestellt sah, die auch ein älterer, erfahrenerer und fähigerer Politiker kaum bewältigt hätte.

Um das zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Kirchengeschichte werfen. Seit 1309 residierten die Päpste nicht in Rom oder einer anderen Stadt des Kirchenstaates, sondern in Avignon in Südfrankreich. Das war keine absichtliche Entscheidung gewesen, sondern man war aus verschiedenen Gründen einfach so hineingerutscht. Avignon schien viel sicherer als der unruhige Kirchenstaat, aber als sich der Aufenthalt dort immer mehr verlängerte, verlangten immer mehr Stimmen, dieses unnatürliche Exil zu beenden. Dies gelang unter vielen Schwierigkeiten 1377, aber Papst Gregor XI., der die Rückkehr gegen den Willen seiner eigenen Kurie durchgesetzt hatte, starb schon im Frühjahr 1378.

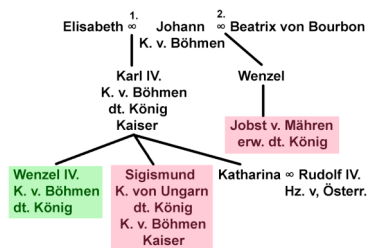
Die Römer fürchteten nun, der neue Papst könne nach Avignon zurückkehren und setzten deshalb das Konklave massiv unter Druck. Das wäre aber gar nicht nötig gewesen, denn der gewählte Papst Urban VI. war wild entschlossen, in Italien zu bleiben und die Kurie radikal zu reformieren. Deshalb behaupteten die Kardinäle, Urbans Wahl sei unter Zwang erfolgt und deshalb ungültig und wählten im Herbst 1378 einen anderen Papst, Clemens (VII.). Urban VI. dachte nicht daran, das zu akzeptieren. So war ein Schisma entstanden, das volle vierzig Jahre, bis 1417, andauerte, weil beide Kontrahenten auch noch Nachfolger erhielten. Dabei konnte sich Clemens (VII.) in Italien nicht halten und mußte nach Avignon ausweichen, so daß man vereinfacht von einer römischen und einer avignonesischen Obödienz des Schismas spricht.

Niemand, und schon gar nicht der einzelne Gläubige, konnte beurteilen, wer von beiden denn nun der rechtmäßige Papst sei. Maßgebend wurden deshalb die Stellungnahmen der Staaten, die sich durchaus nach politischen Gesichtspunkten entschieden. Frankreich entschied sich aus naheliegenden Gründen für die avignonesische Obödienz; deshalb trat England auf die römische Seite, Schottland wiederum auf die avignonesische. Das Königreich Neapel wechselte dreimal die Fronten; Spanien entschied sich nach langem Zögern für Avignon. In Deutschland stand König Wenzel auf Seiten Urbans, aber er vermochte keine einheitliche Haltung des ganzen Reiches durchzusetzen. Schließlich verabredeten die Kardinalskolle-

gien beider Parteien, gemeinsam ein Konzil abzuhalten, um das Schisma zu beenden.

Dieses Konzil fand tatsächlich 1409 in Pisa statt, erklärte die beiden schismatischen Päpste – das waren damals Gregor XII. in Rom und Benedikt (XIII.) in Avignon – für abgesetzt und wählte mit Alexander V. einen neuen gemeinsamen Papst. Allerdings dachten die beiden anderen Päpste nicht daran, ihre Absetzung zu akzeptieren und behielten auch in Oberitalien bzw. in Spanien Anhänger, so daß es nunmehr statt zweien drei Päpste gab, die sich weiterhin bis aufs Messer bekämpften.

Im deutschen Reich ereignete sich im weltlichen Bereich Ähnliches. Da Wenzel IV. sich als unfähig erwies und sich nicht einmal in Böhmen richtig durchsetzen konnte – er wurde auch eine Zeit lang von seinen eigenen Adligen gefangengehalten –, erklärten ihn vier der sieben Kurfürsten im Jahre 1400 für abgesetzt und wählten einen der ihren, den Pfalzgrafen bei Rhein, Ruprecht, zum neuen König. Dieser König "Ruprecht von der Pfalz" regierte aber kaum energischer als Wenzel, der zudem seine Ansprüche bis zu seinem Tode nicht aufgab. Als Ruprecht am 18.5.1410 starb, traten die Kurfürsten zu einer Neuwahl zusammen, waren aber so zerstritten, so daß im Herbst 1410 zwei Wahlen stattfanden: eine Gruppe wählte Wenzels Bruder Sigismund, die andere einen etwas entfernteren Verwandten Jobst von Mähren:



Beide Wahlen fanden korrekt gemäß den Vorschriften der Goldenen Bulle in Frankfurt statt, allerdings nur die eine Wahl in der Kirche, die andere auf dem Friedhof hinter der Kirche. Die Grotteske dauerte indes nur vier Monate, da Jobst schon am 18.1.1411 starb. Der Bruderzwist zwischen Wenzel und Sigismund bestand aber weiter, da Wenzel auf seine Ansprüche nicht verzichtete.

König Sigismund, der übrigens bereits seit 1387 König von Ungarn war, weil er in die dortige Dynastie eingeheiratet hatte, sah so aus:



Das Bild erinnert an das berühmte "Portrait" Karls des Großen von Albrecht Dürer:



Das ist kein Zufall, denn es stammt vom selben Maler, und die beiden Bilder gehören zusammen. Übrigens sollte ursprünglich das

Karlsportrait gar nicht Karl den Großen, sondern Karl IV. zeigen, wie aus den Vorzeichnungen hervorgeht. Die Wappen zeigen bei Sigismund oben das römisch-deutsche Kaiserreich, Böhmen und Ungarn, unten noch einmal Ungarn und Luxemburg, bei Karl Deutschland und Frankreich.

Sigismunds größte politische Leistung bestand darin, daß er das 40jährige Schisma beendete. Dazu ließ er ein neues Konzil einberufen, und zwar durch den Konzilspapst, d.h. den Nachfolger jenes Alexanders V., der in Pisa gewählt worden, Johannes (XXIII.). Zum Überblick eine Tabelle sämtlicher Schismapäpste:

Rom	Konzil	Avignon
Urban VI. 1378–1389		Clemens (VII.) 1378–1394
Bonifaz IX. 1389–1404		Benedikt (XIII.) 1394– 1309/1417/1423
Innozenz VII. 1404–1406		
Gregor XII. 1406–1409/1415		
	Alexander V. 1409–1410	
	Johannes (XXIII.) 1410–1415	

Der Konzilsort war Konstanz. Auf der Anreise erlitt Papst Johannes (XXIII.) auf dem Arlberg einen spektakulären Unfall,



der deshalb Aufsehen erregte, weil man ihn als Vorzeichen künftiger Ereignisse deuten konnte.

Dem Konzil waren, in der klassischen Formulierung, drei Aufgaben gestellt: die *causa unionis*, die *causa reformationis* und die *causa fidei*. Von diesen war die *causa unionis*, die Beendigung des Schismas, die wichtigste und aktuellste, ohne die die beiden anderen Aufgaben, die Reform der Kirche und der Schutz des Glaubens (lateinisch: *fides*), also die Bekämpfung der Ketzerei, gar nicht erst wirksam angegangen werden konnten. Ich betone dies, weil ein Aspekt der *causa fidei* viel bekannter ist als die Hauptaufgabe der *causa unionis*.

Das Konzil wurde planmäßig von Johannes (XXIII.) einberufen, hier der Registereintrag:



und eröffnet. An Weihnachten 1414 war auch König Sigismund anwesend und las, wie es ihm als König zustand, während der Festmesse das Evangelium:



Johannes (XXIII.) hatte gehofft, daß ihm das Konzil die endgültige Anerkennung in der ganzen Christenheit bringen würde, wobei er auf die große Zahl italienischer Teilnehmer hoffte. Bald mußte er aber erkennen, daß die Geschichte über ihn hinwegging und daß die Politik Sigismunds und seiner Berater auf einen völligen Neuanfang zielte. Es wurde beschlossen, daß das Konzil nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen abstimmen sollte, d.h. daß die italienischen, die deutschen, die französischen und die englischen Teilnehmer getrennt abstimmen sollten und die Übereinstimmung der vier Nationen für einen Konzilsbeschuß erforderlich sei. Deshalb versuchte Johannes, das Konzil platzen zu lassen, indem er aus Konstanz floh, aber es gelang Sigismund, diesen Plan zu durchkreuzen. Johannes wurde gefangengenommen und nach einem Prozeß vor dem Konzil am 29.5.1415 für abgesetzt erklärt. Er nahm das Urteil an und wurde im Gegenzug sehr milde behandelt. Gregor XII., der römische Papst, kam daraufhin einem ähnlichen Schicksal zuvor und dankte am 4.7.1415 freiwillig ab.

Benedikt (XIII.), der sich inzwischen aus Avignon nach Spanien geflohen war, erwies sich aber als härterer Brocken. König Sigismund reiste deshalb nach Spanien und schaffte es, die spanischen Könige dazu zu überreden, Benedikt fallen zu lassen. Damit konnte auch er abgesetzt werden. Die spanischen Bischöfe reisten zum Konzil an und bildeten dort eine fünfte Nation neben der italienischen, deutschen, französischen und englischen. Darüber war es Herbst 1417 geworden. Nun konnte die Neuwahl des Papstes stattfinden, aus der am 11.11.1417 der Kardinal Odo Colonna hervorging; er wählte den Namen des Tagesheiligen: Martin V.

Damit war die *causa unionis* gelöst und das Schisma beendet, wobei dieser Erfolg im wesentlichen König Sigismund zu verdanken war. Weniger erfolgreich agierte das Konzil in den beiden anderen *cause*: die *causa reformationis* wurde erst gar nicht abgegangen, sondern dem neuen Papst übertragen. Bei der *causa fidei* ist vor allem das Problem der böhmischen Ketzler unter Anführung des Johannes Hus zu nennen. Dieser wurde nach Konstanz vorgeladen, wobei ihm Sigismund freies Geleit gewährte. Dieses freie Geleit wurde durch Beschluß des Konzils für ungültig erklärt, und da Hus seine in den Augen des Konzils häretische Lehre nicht widerrufen wollte, wurde er zum Tode verurteilt und am 6.7.1415 als Ketzler verbrannt:



Das Verhalten des Konzils ist unentschuldigbar, aber man muß auch die Situation der Versammlung berücksichtigen: als all dieses geschah, war das Schisma noch nicht beendet, und es war auch noch nicht sicher, ob das überhaupt gelingen würde. Deswegen das Konzil zu gefährden, kam für niemanden in Frage. Das rechtlich bedenkliche Verfahren gegen den böhmischen Reformator wäre also der typische "Kollateralschaden", wie man das heute zu nennen pflegt. Allerdings, und auch das darf man nicht verschweigen, hätte es auch andere Möglichkeiten gegeben, mit ihm umzugehen. Man hätte z.B. die Entscheidung aufschieben oder dem künftigen Papst

übertragen können. Man hat fast den Eindruck, daß die Konzilsväter in dem ganzen Durcheinander froh waren, sich wenigstens in dieser Angelegenheit einig zu sein.

Das Ergebnis des überscharfen Vorgehens war freilich ganz anders, als man sich das in Konstanz vorgestellt hatte. Der böhmische Landtag protestierte in einer mit 452 Siegeln versehenen Urkunde gegen das Vorgehen des Konzils, und Hus und sein ebenfalls verbrannter Freund Hieronymus von Prag wurden geradezu als Märtyrer und Heilige verehrt, so daß der tote Hus ein viel gefährlicherer Gegner der Amtskirche wurde, als es der lebende gewesen war. Hier eine pathetische Darstellung vom Tode und der Himmelfahrt des Johannes Hus aus dem Graduale von Leitmeritz:



Sie sehen, wie der "Ketzer", der im unteren Teil des Bildes verbrannt wird, im oberen Teil von der Dreifaltigkeit selbst aufgenommen und gekrönt wird, ganz ähnlich wie bei den Darstellungen von Mariä Himmelfahrt.

Wie die Hussiten zum Papst standen, zeigt sehr drastisch folgende Abbildung:



Das eigentliche Symbol der hussitischen Bewegung war aber der Laienkelch, d.h. daß bei der Kommunion auch den Laien der Wein, und nicht nur das Brot, gereicht wird. Diese Kommunion *sub utraque specie* (unter beiderlei Gestalten) war in der frühen Kirche ganz allgemein üblich. Erst im 12. Jahrhundert kam der Brauch auf, den Laien nur das Brot zu reichen, was zwar theologisch unbedenklich ist (wie auch das 4. Laterankonzil ausdrücklich feststellte), aber die Praxis stellt doch eine Zurücksetzung der Laien dar, die erst das 2. Vatikanische Konzil wieder beseitigt hat.

Der Kern der Lehre des Johannes Hus war, daß die Handlungen eines frommen Laien mehr wert seien als die eines sündigen Priesters. Deshalb kündigt sich in der Forderung nach dem Laienkelch aber schon die Vorstellung vom allgemeinen Priestertum an, die später bei den Reformatoren wichtig wird. Auf der folgenden Abbildung sehen Sie einen der hussitischen Anführer; beachten Sie aber vor allem rechts oben die Fahne mit dem Kelch:



Der Widerstand der Hussiten steigerte sich zu offener Empörung, als 1419 König Wenzel starb und ausgerechnet Sigismund, der "Mörder des Johannes Hus", Erbansprüche auf Böhmen erhob; er war ja der Bruder des kinderlos gebliebenen Wenzel. Der neue Papst Martin V. rief zum Kreuzzug gegen die Hussiten auf, jedoch scheiterten die verschiedenen Feldzüge gegen Böhmen auf das Kläglichste; im Gegenzug drangen die Hussiten sogar bis weit ins Reich vor. Berühmt war ihre Lagertechnik der Wagenburg. Erst 1437

kam in den "Prager Kompaktaten" eine Kompromißlösung zustande, und Sigismund konnte allgemein anerkannter böhmischer König werden. Er ist dann aber noch im selbem Jahr am 19. Dezember gestorben.

Während Mittel- und Westeuropa sich das Schisma leistete, geschahen in Südosteuropa Ereignisse, die buchstäblich bis heute nachwirken. Noch bevor 1453 Konstantinopel von den osmanischen Türken erobert wurde, hatten sich diese in Europa festgesetzt und expandierten auf den Balkan. Am 15.6.1389 kam es auf dem Amselfeld, in einheimischer Sprache *Kosovo Polje*, zu einer Schlacht zwischen dem serbischen Heer und Sultan Murad I., die mit einer vernichtenden Niederlage der Serben endete. Diese mußten in der Folge das Gebiet des Kosovo, das ursprünglich das Kerngebiet ihres Reiches gewesen war, verlassen und nach Norden in Richtung Belgrad ausweichen. In das Vakuum rückten Albaner nach, die bereits islamisiert waren. Das christliche Europa kam den Serben nicht zu Hilfe, sondern beschäftigte sich, wie wir gehört haben, mit sich selbst. Das ist einer der Gründe, warum es den Serben selbst heute noch so schwerfällt, das Kosovo als selbständiges, nicht zu Serbien gehöriges Gebiet zu akzeptieren.

21. KAPITEL: STADTLUFT MACHT FREI – DIE TERRITORIALISIERUNG DEUTSCHLANDS

WIR HABEN BISHER IM wesentlichen von den Haupt- und Staatsaktionen gesprochen, und das war auch berechtigt, denn diese Aktionen betrafen und betreffen bis heute das Leben der Einwohner in ganz unmittelbarer Weise. Das Schisma von 1378, das den Streit der Kardinäle bis in die Familien hineinrug, war ein eindringliches Beispiel dafür, von Kriegseignissen ganz zu schweigen. Daneben gibt es natürlich das alltägliche Leben vom Aufstehen bis zum Einschlafen und vom Geborenwerden bis zum Sterben, aber das wollen wir hier nicht behandeln. Wenn Sie das interessiert, kommen Sie im nächsten Semester in meine Vorlesung "Das tägliche Leben im Mittelalter".

Es ist aber typisch für Deutschland, daß seine Geschichte spätestens vom Spätmittelalter an nicht mehr primär auf der Ebene des Gesamtstaates abläuft, sondern daß die Mittelebene der Territorien, und zwar mitunter sehr kleiner Territorien, die eigentliche Bühne der Politik ist. Man kann das im Sinne der Machtpolitik bedauern, aber eine politische Ordnung, die den Kontakt mit den einzelnen Menschen nicht verliert, hat auch ihre Vorteile; die Balance zwischen beidem ist das Wesentliche.

Eine wichtige Gruppe von Territorien sind die Städte, in denen sich Bürgernähe, aber auch provinzielle Borniertheit in ganz spezifischer Weise ausprägen. Man kann sie zunächst einmal in drei Gruppen einteilen:

- Städte, die schon immer da waren;
- Städte, die von selbst entstanden sind;

- Städte, die gegründet wurden.

Schon diese kurze Aufzählung erweist die Stadtentstehung als vielschichtiges Problem, das mit einer einheitlichen Theorie nicht zu erläutern ist.

In Deutschland sind die Städte, die schon immer da waren, die alten Römerstädte, die im Mittelalter weiterbestehen, ferner einzelne keltische oder slawische Orte. Die Römerstädte lagen naturgemäß nur in dem Gebiet, das in der Antike zum römischen Reich gehörte, also südlich von Limes und Donau. Im verchristlichten römischen Reich waren diese Städte zumeist Sitz eines Bischofs, wie sich ja generell die kirchliche Organisation der Antike eng an die staatlichen Verwaltungsgrenzen anlehnte.

Mit dem Untergang des römischen Reiches ging diese Stadtkultur weitgehend zugrunde. Die Germanen liebten die Städte nicht und bevorzugten das Leben auf dem Lande. Die Städte verloren ihre rechtliche Sonderstellung, ihre Bevölkerung ging zurück, ihre Bauten verfielen. Immerhin blieben einige von ihnen Bischofssitz, und andere waren verkehrstechnisch so günstig gelegen, daß sie sich auch ohne die römische Tradition für eine Stadtsiedlung empfohlen hätten. So gesehen gehören die Römerstädte eigentlich zur zweiten Kategorie, und es ist historisch nicht ganz ehrlich, wenn sich manche dieser Orte bei ihren Jubiläen auf eine angeblich 2000jährige städtische Tradition berufen.

Viele mittelalterliche Städte haben sich im Anschluß an eine königliche Pfalz, eine Bischofskirche, eine Burg oder auch ein Kloster entwickelt. In deren Schutz entstand eine Kaufmannssiedlung, ein *Wik*, in dem die Kaufleute Station machten oder ihr regelmäßiges Winterquartier nahmen; im Sommer waren sie unterwegs in der Ferne. Das Wort *wik* ist in einigen Ortsnamen wie Bardowick oder Braunschweig (ältere Namensform "Brunswig") erhalten; auch das Wort "Weichbild" im Sinne von Stadt kommt daher.

Die Kaufleute des *Wik* standen unter dem Schutz des Königs; diesen Schutz nennt man mittelhochdeutsch *munt*. Dieses Wort *munt* hat nicht zu tun mit dem Sprechorgan, sondern hängt zusammen mit Ausdrücken wie Vormund, Mündel, mündig usw. Die *munt* bezeichnet die Herrschaft über freie Leute, im Gegensatz zur Hörigkeit, die unfrei macht. Die Kaufleute sind also Muntleute des Königs, dem sie als Gegenleistung für den Schutz eine Abgabe auf ihren Gewinn schulden. Muntbriefe stellen die Karolinger einzelnen Kaufleuten, die Ottonen dann schon ganzen Kaufmannssiedlungen aus, die sich jetzt in Form von Gilden organisieren. Im Rahmen des ottonisch-salischen Reichskirchensystems, in dem der König die Bischöfe zur Verwaltung des Reiches heranzieht, überträgt er diesen den Schutz der Kaufleute und die Erhebung der Abgabe.

Als im Investiturstreit das Reichskirchensystem zusammenbricht, versuchen viele Bischöfe, **die** Rechte im eigenen Namen weiter auszuüben, die sie bisher als Stellvertreter des Königs innehatten. Gegen eine solche soziale Deklassierung zu Untertanen eines Bischofs setzen sich nun die Kaufleute zur Wehr; sie können dies um so eher, als sie sich inzwischen zu einer Schwurgemeinschaft oder, wie man auch sagt, Eidgenossenschaft zusammengeschlossen ha-

ben und in ihrem Widerstand durch den König, vor allem durch Heinrich IV., unterstützt werden.

In ihre Schwurgemeinschaft nahmen die Kaufleute nun auch hörige Handwerker auf, die in der Stadt saßen oder vom Lande in die Stadt entwichen waren. Ob es dem Herrn eines solchen entwichenen Hörigen gelang, ihn zurückzufordern, oder ob er in der Stadt blieb und dadurch frei wurde, hing ganz von den Machtverhältnissen ab. Solche Streitigkeiten wurden, wie im Mittelalter üblich, häufig durch einen Schiedsspruch beigelegt; in diesen Schiedssprüchen bildete sich allmählich die Regel heraus, daß der Herr den Hörigen dann nicht mehr zurückfordern dürfe, wenn dieser über ein Jahr unbehelligt in der Stadt gelebt habe, oder als Rechtssatz formuliert: "Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag."

Durch die Aufnahme der Handwerker in die Schwurgemeinschaft entsteht die typische, aus Kaufleuten und Handwerkern gemischte Struktur der deutschen Stadt. Die führende Schicht in der Stadt bleiben aber die Kaufleute, und unter diesen führte die Schicht der reichen Fernhandelskaufleute, die als *meliores* oder mit ähnlichen Ausdrücken bezeichnet werden und sich später zum Patriziat entwickeln.

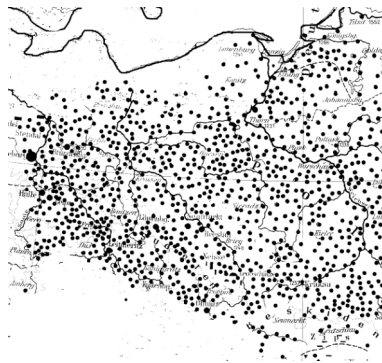
Im 12. Jahrhundert wurden dann auch neue Städte gegründet. Das Paradebeispiel dafür ist die Gründung von Freiburg/Br. 1120 durch Herzog Berthold III. von Zähringen. 1118 erließ er einen Aufruf, sich an der neuen Siedlung zu beteiligen, die dann zwei Jahre später tatsächlich ins Leben trat. Die Stadtverfassung beruht auf einem förmlichen Vertrag zwischen dem Herzog und den Siedlern, bei denen ebenfalls zwei Gruppen zu unterscheiden sind: eine vornehmere Schicht der *mercatores personati* und eine geringe Schicht, deren Mitglieder einfach *mercatores* genannt werden. Die Stadtanlage erfolgt planmäßig: eine breite Straße, die als Markt dient, bildet die Mittelachse. Rechts und links davon sind je ein Platz für die Kirche (das heutige Münster) und das Rathaus vorgesehen. Jeder Siedler erhielt ein Grundstück im Einheitsmaß 100 auf 50 Fuß. Neben Freiburg/Br. haben die Zähringer eine Anzahl weiterer Städte gegründet, so Villingen, Rottweil, Offenburg, Freiburg/Schw. und Bern.

Ein bedeutender Städtegründer war auch Heinrich der Löwe; auf ihn gehen in seinem bayerischen Herzogtum München und Landsberg am Lech zurück, in Norddeutschland Schwerin, Lüneburg, Stade und vor allem Lübeck in seiner endgültigen Form. Nur am Rande erwähne ich, daß Heinrich der Löwe auch Städte zerstört hat, so Schleswig und Bardowick. Die Staufer sind weniger als Städtegründer hervorgetreten, sondern haben sich darauf beschränkt, bestehende Orte zu privilegieren.

Das 13. Jahrhundert brachte dann eine geradezu explosionsartige Vermehrung der Städte mit sich. Zahlreiche Orte, die bisher nur Marktflecken gewesen waren, d.h. die das Recht hatten, einen Markt zum Kauf und Verkauf abzuhalten, wurden jetzt zu Städten erhoben. Daneben wirkten aber die alten Stadtentstehungsformen weiter, also die Anlehnung an eine Pfalz, Burg oder Kirche, sowie die planmäßige Neugründung; es gab regelrechte Unternehmer, *locatores* genannt, die neue Städte gründeten, vor allem im Osten des

Reiches. Zugleich nehmen die alten Städte durch Stadterweiterungen beträchtlich an Umfang zu.

Die stürmische Entwicklung des 13. Jahrhunderts wurde auch dadurch begünstigt, daß das Recht auf Marktgründung und Stadterhebung jetzt vom König auf die Fürsten überging. Die Rechtsgebräuche innerhalb der einzelnen Stadt haben sich jetzt soweit verfestigt, daß es möglich war, bei Neugründungen einfach das Recht einer Stadt auf eine andere zu übertragen. So entstanden ganze Stadtrechtsfamilien, die auch ohne weiteres die Staatsgrenzen überschritten. Besonders zahlreich waren die Städte, die nach Lübecker oder nach Magdeburger Recht lebten, was in der Praxis bedeutete, daß man in juristischen Zweifelsfällen bei dieser Stadt Rat einholte. Hier sehen Sie eine Karte der Städte, die nach Magdeburger Recht lebten, wozu so wichtige Orte wie Bautzen, Berlin, Brandenburg, Breslau, Gnesen, Halle, Königgrätz, Krakau, Kulm, Leipzig, Leitmeritz, Olmütz, Stendal, Stettin, Thorn, Tilsit und Warschau gehörten.



Seit dem 14. Jahrhundert stagniert die Stadtentwicklung. Besonders die großen Epidemien, so der Schwarze Tod um 1350, haben zu Bevölkerungsverlusten geführt, die jedenfalls im Mittelalter nicht wieder ausgeglichen werden konnten.

Wie sieht nun die Stadt im Spätmittelalter aus? Die ideale Stadt ist eine völlig autonome Gemeinschaft, die sich ihre Gesetze selbst gibt und der niemand hereinreden kann. Dieses Ideal ist nun allerdings fast nirgends erreicht worden. Die meisten Städte mußten sich mit einem Stadtherrn, Fürst, Bischof, Abt usw., auseinandersetzen, mit im Einzelnen sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts taucht dann erstmals der Begriff Reichsstadt auf, d.h. die Stadt hat nur den König selbst zum Stadtherrn, aber "der Himmel ist hoch und der Kaiser ist weit".

Seit demselben 13. Jahrhundert wird die Reichsgesetzgebung allerdings zunehmend städtefeindlich, und das Interesse des Königs konzentriert sich auf die Reichssteuern, die die Reichsstadt zu leisten hat. Vor allem im 14. Jahrhundert werden die Reichsstädte häufig verpfändet, d.h. der König erhält von einem finanzkräftigen Adligen eine größere Geldsumme und verschreibt ihm als Sicherheit die Reichssteuern einer Stadt. Da der König solche Pfänder in der Regel nicht wieder einlösen kann, läuft die Stadt Gefahr, von dem Adligen mediatisiert zu werden – es sei denn, sie kann durch ein noch höheres Geldangebot an den König die Pfandrechte selbst erwerben. Unbestrittener Spitzenreiter beim Verpfänden von Reichsstädten war

Kaiser Karl IV., der sich also auch insofern als Stiefvater des Reiches erwies.

Charakteristisch für das äußerliche Bild einer Stadt ist ihre Befestigung, möglichst eine steinerne Mauer mit Toren und Türmen, oft aber auch nur Wall und Graben aus Holz und Erde. Die Bürger der Stadt bilden nach wie vor eine Schwurgemeinschaft: jeder neue Bürger muß den Bürgereid leisten, ebenso jeder Sohn eines Bürgers, der das Mündigkeitsalter erreicht; die darüber geführten Bürgeraufnahmebücher bilden eine der wichtigsten Quellen zur mittelalterlichen Sozialgeschichte. Aber nur ein Teil der Einwohner einer Stadt sind Bürger im vollen Sinn des Wortes: ein nicht geringer Teil sind bloße Bewohner, die das Bürgerrecht nicht oder noch nicht erworben haben, aber dennoch zu den Lasten beitragen müssen, d.h. zu den Steuern und zur Stadtverteidigung; auf die Stadtregierung haben sie keinen Einfluß. Außerhalb des Bürgerrechts stehen die Kleriker und die Juden.

Die Stadtregierung bildet der Rat der Stadt. Er hat häufig 12 Mitglieder, die Ratsherren oder *consules*; an seiner Spitze stehen ein oder zwei Bürgermeister, *magistri civium* oder *burgimagistri*. Wie die Räte im Einzelfall entstanden sind, ist infolge der lückenhaften Quellenlage nur selten zu klären. Meistens sind die Räte zu irgendeinem Zeitpunkt einfach da. Als Vorläufer kommen die Organisationen der schon erwähnten *meliores* in Frage, aber auch die Schöffen des in der Stadt tagenden Gerichtes, oder auch beides in Kombination. Bis ins 14. Jahrhundert sind die Räte meist patrizische Räte, dann drängen die in Zünften organisierten Handwerker auf Teilnahme. Das führt oft zu gewaltsamen Auseinandersetzungen; in manchen Städten, vor allem in Schwaben, gelingt es den Zünften, die Patrizier ganz aus dem Stadtre Regiment zu vertreiben.

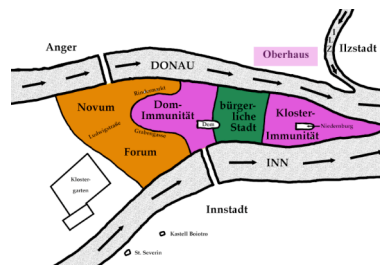
Die Besetzung des Rates erfolgt auf die verschiedenartigste Weise, teils auch mit Einwirkung des Stadtherrn. Von der Wahl durch die gesamte Gemeinde führen die Möglichkeiten über regelmäßige Teilerneuerung, indirekte und mehrfach indirekte Wahl, Bestellung durch den alten Rat bis zur Kooptierung durch den Rat selbst.

Der Rat ist bemüht, in der Stadt ein einheitliches Rechtsgebiet zu schaffen. Als schwieriges Problem erweisen sich dabei die Immunitätsbezirke der Kirchen, besonders der Domkirchen, die oft Domfreiheit genannt werden; die Einbeziehung dieser Gebiete ins städtische Steuersystem gelingt gewöhnlich nicht.

Leichteren Erfolg hat der Rat bei den in der Stadt gelegenen Klöstern: ihnen ist er gern bei der Vermögensverwaltung "behilflich", indem er ihnen einen Pfleger bestellt. Mit besonderem Vergnügen nimmt der Rat aber einen päpstlichen Auftrag entgegen, ein Kloster, in dem die Ordenszucht zu wünschen übrig läßt, zu reformieren; am Rande sei vermerkt, daß er diesen Auftrag in der Regel selbst erwirkt hat, so daß solche Aufträge über den tatsächlichen moralischen Standard eines Klosters nichts aussagen. Für die in der Stadt gelegenen Klerikerpfünden versucht er, das Patronatsrecht in die Hand zu bekommen, d.h. das Recht, den Geistlichen vorzuschlagen, den der Bischof dann einsetzen muß, sofern es keine ernsthaften Gründe gibt, die gegen ihn sprechen.

Ein minderberechtigtes Gebiet bilden die Vorstädte, *suburbium*, die außerhalb der Stadtmauer liegen. Erst wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, werden sie in die Stadtbefestigung miteinbezogen; bis dahin laufen sie Gefahr, bei einer Belagerung der Stadt niedergebrannt zu werden, sei es von den Belagerern, sei es vorsorglich von der Stadt selbst, um dem Feind keine Deckung zu ermöglichen. In die Vorstädte verlegte man auch möglichst die Gewerbe, die in der Stadt unerwünscht waren, so die Gerber wegen der Geruchsbelästigung und die Bäcker und Schmiede wegen der Feuergefahr.

Wie gesagt, versuchen die Städte, intern ein einheitliches Rechtsgebiet zu schaffen. Das gelingt aber nur selten. Die meisten Städte bleiben gewissermaßen aus mehreren Teilstädten zusammengesetzt, die sich auch in unterschiedlichem Maße von ihrem Stadtherrn emanzipiert haben können. Wie kompliziert die Verhältnisse sein können, möchte ich Ihnen an einem naheliegenden Beispiel vorführen:



Dies ist der Stadtplan des mittelalterlichen Passau. Sie sehen im Gebiet der heutigen Altstadt nebeneinander einen Rechtsbezirk des Bischofs, die Domimmunität, dann ein bürgerliches Gebiet, dann den Rechtsbezirk des Klosters Niedernburg, der seit dem Ende des 12. Jahrhunderts ebenfalls unter der Kontrolle des Bischofs stand. Sie sehen im Bereich der heutigen Fußgängerzone eine mittelalterliche Stadterweiterung – *Novum forum*, als "Neumarkt" genannt –, die 1209 in die Ummauerung einbezogen wurde, ferner drei Erweiterungszonen jenseits der Flüsse, nämlich die Innstadt, die Ilzstadt und den Anger. (Das Gebiet des Nikoloklosters gehört nicht zu Passau; es wurde erst nach der Säkularisation, also zu Beginn des 19. Jahrhunderts, mit der Stadt vereinigt.)

Wenn Sie sich anschauen, wie der bürgerliche Anteil des Stadtgebietes zwischen den geistlichen Bezirken eingeklemmt ist und dazu noch geradezu luxuriös im Schußfeld der Kanonen von der Veste Oberhaus her liegt, können Sie sich leicht vorstellen, daß es die Passauer Bürger nie zu besonderer Selbständigkeit gegenüber ihrem bischöflichen Stadtherrn geschafft haben. Andere Städte, wie z. B. Köln oder Nürnberg, waren weitaus erfolgreicher.

Die große Zeit der Städte war das 13. und 14. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert begann schon ihr Niedergang, der sich in der Neuzeit fortsetzte, wenn auch die bestehenden Städte auf dem erreichten Status weiterexistierten. Nach dem Dreißigjährigen Krieg gibt es dann auch wieder Neugründungen von Städten, jetzt aber nur noch durch die Fürsten; ein bekanntes Beispiel dafür ist etwa Karlsruhe.

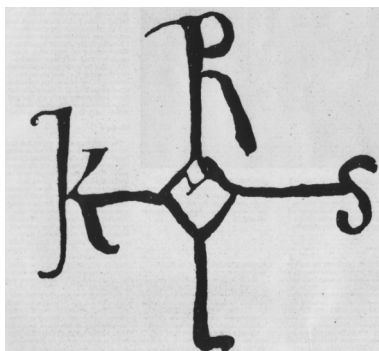
22. KAPITEL: TU, FELIX AUSTRIA, NUBE – DIE ZWEITE EPOCHE DER HABS- BURGER

BELLA GERANT ALII, tu, felix Austria, nube! (Andere mögen Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate!) So lautet ein bekannter, vor allem in Österreich selbst gern zitierter Vers. Er will sagen, daß die Habsburger ihre historische Weltgeltung vor allem durch Ehebündnisse und nicht durch Krieg und Eroberung erlangt hätten – wobei unterschwellig immer ein bißchen die Behauptung mitschwingt, in Preußen sei es anders gewesen. Der Satz ist nur leider in beiden Teilen falsch: durch Heiraten Erbensprüche auf andere Länder zu erwerben, war allgemeines Politikprinzip aller Staaten und Familien bis ins 18. Jahrhundert, und gerade die Habsburger haben eigentlich ständig Krieg geführt, wobei diese Kriege nicht selten der Durchsetzung der erheirateten Erbensprüche dienten. Und es ist noch einmal eine andere Frage, wie es um das Glück der Habsburgerinnen bestellt war, die auf diese Weise der Politik geopfert wurden; es genügt, den Namen Marie Antoinette zu nennen.

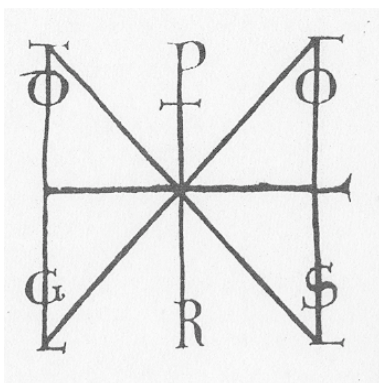
Gleich der erste Habsburger nach der politischen Pause, die durch die Ermordung König Albrechts I. eingetreten war, verdankt seine Stellung einer Eheschließung: Herzog Albrecht II. heiratete 1421 Elisabeth, das einzige Kind Kaiser Sigismunds. So wurde er als Nachfolger Sigismunds 1438 König von Ungarn und im Prinzip durch Erbfolge auch König von Böhmen, wo er allerdings Schwierigkeiten hatte, sich durchzusetzen. Am 18.3.1438 wurde er dann zum deutschen König gewählt. Allerdings starb er noch keine zwei Jahre später, am 27.10.1439, ohne in der deutschen Geschichte wirkliche Spuren hinterlassen zu haben.

Ohne das Königtum Albrechts II. wäre es aber unwahrscheinlich gewesen, daß es sein entfernter, aber habsburgischer Verwandter Friedrich geschafft hätte, sich am 6.4.1440 zum deutschen König wählen zu lassen. Der neue König war 25 Jahre alt und regierte 52 Jahre, bis 1492. Anfangs war es sehr eifrig, und das blieb er auch, sofern es um seine persönlichen Belange und Interessen und Intrigen ging. In der Reichspolitik wurde aber bald die gegenteilige Eigenschaft vorrangig, und so fungiert er in der Geschichtswissenschaft als der faule Kaiser. Es gelang ihm zwar, sich 1452 in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, aber er zog, wie schon die Zeitgenossen tadelnd bemerkten, mehr wie ein Kaufmann als wie ein König nach Italien, wo er es auch sorgfältig vermied, sich in die lokalen Streitigkeiten einzumischen. Den Zug finanzierte er, indem er Notare und Pfalzgrafen ernannte und dafür saftige Gebühren kassierte.

Die bekannteste Erinnerung an Friedrich III. ist sein Wahlspruch *A E I O U*, den er z.B. auch in sein Urkundenmonogramm setzte. Sie erinnern sich an das Monogramm Karls des Großen:



Im Laufe der Zeit war dieses Monogramm immer komplizierter geworden. Bei Heinrich III. sah es z.B. so aus:



Jetzt unter Friedrich III. hat es folgende Form:



Die Deutung des *A E I O U* ist umstritten. Am bekanntesten sind *Austriae est imperare orbi universali* oder auf Deutsch *Alles Erdreich ist Oesterreich untertan*. Es gibt aber auch andere Auflösungen. In den letzten Jahrzehnten des Habsburgerreichs kurz vor dem Ersten Weltkrieg war auch die Variante "Am Ende ist olles umsonst" im Schwange. Aber zurück ins 15. Jahrhundert.

Die politische und historische Entwicklung in Deutschland verlagerte sich immer mehr auf die Ebene der Territorien; als überregionale politische Macht konnte das Reich nicht mehr auftreten. Diese Rolle übernahmen jetzt Frankreich und Spanien. Italien war genauso wie Deutschland und eigentlich noch viel stärker in einzelne Territorien zersplittert; auch der Papst büßte seine übernationale Rolle immer mehr ein und wurde zur italienischen Regionalmacht.

Aber nun müssen wir wirklich die Heiratspolitik der Habsburger betrachten, auch wenn uns das aus Deutschland hinausführt. Friedrich III. ergatterte für seinen Sohn Maximilian, den er 1486 zum Mitkönig und Nachfolger wählen lassen konnte, eine interessante und vor allem reiche Braut: Maria, die Erbtochter der Herzöge von Burgund. Die Dame war zwar ein ausgesprochenes Schnäppchen, aber die Ehe führte zur dauernden Feindschaft zwischen den Habsburgern und Frankreich, der Grundkomponente der europäischen Geschichte bis weit ins 18. Jahrhundert.

Aus der Ehe ging ein Sohn Philipp hervor, genannt Philipp der Schöne.



(*De gustibus non est disputandum*, aber ich finde dieses Gesicht nicht schön.)

Philipp wurde noch exotischer verheiratet, nämlich mit Johanna, der ältesten Tochter des spanischen Königspaares, besser bekannt als Juana la Loca, Johanna die Wahnsinnige:



Welches der beiden Portraits realitätsnäher ist, läßt sich nicht feststellen. Auf dem linken sieht sie irgendwie bössartiger aus, weshalb meist diese Variante abgebildet wird.

Juana liebte ihren Mann, und zwar mit einer Gewalt und Ausschließlichkeit, die diesem, der gern auch sein Vergnügen nebenbei hatte, gar nicht recht war. Mit dem Tode Philipps, der 1506 28jährig starb, bringt man gewöhnlich den Ausbruch von Juanas Geisteskrankheit in Verbindung, aber ganz so sicher ist das alles nicht. Wir können eigentlich auch nicht direkt sagen, sie sei regierungsunfähig gewesen, denn die Männer, mit denen sie zu tun hatte, ließen sie gar nicht regieren. Sie wurde 1506 in Tordesillas interniert, wo sie noch bis 1555 dahinvegetierte.

Die Kinder aus dieser kurzen, aber heftigen Ehe waren Karl und Ferdinand, die beide deutsche Könige und römische Kaiser wurden. Mehr zu ihnen im übernächsten Kapitel. Die deutsche Geschichte in ihrer nunmehr dominierenden lokalen Ausprägung zu betrachten, ist aus Zeitgründen nicht möglich. Ich möchte aber schon aus lokalem Interesse auf ein Ereignis eingehen, das 1475 in Bayern stattfand und bis heute lebendig ist, nämlich die Landshuter Hochzeit.

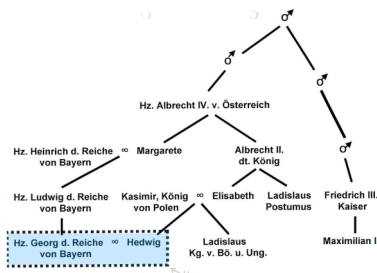
Der Bräutigam war Georg der Reiche von Bayern-Landshut. Die Braut war überaus standesgemäß – man ist fast geneigt, zu sagen: **zu** standesgemäß –, denn sie war die Tochter des Königs von Polen. Das Königreich Polen war seit 1386 mit dem Großfürstentum Litauen in Personalunion vereinigt, was zugleich die Christianisierung dieser letzten heidnischen Bastion in Europa bedeutete. Das polnisch-litauische Reich umfaßte damals ein sehr großes Gebiet und erstreckte sich über ganz Weißrußland und die Ukraine bis ans Schwarze Meer:



Der Aufstieg Moskaus, das berühmte "Sammeln der russischen Erde", begann damals gerade erst mit Iwan III.

Eine andere Frage war, ob der polnische König Kasimir dieses riesige Territorium tatsächlich beherrschte. Daran sind Zweifel angebracht, denn als er 1475 die Fräuleinsteuer zur Finanzierung der Mitgift von 32000 fl. ausschrieb, war die Zahlungsmoral äußerst schlecht. Die "Fräuleinsteuer" ist einer der "vier Fälle", in denen nach mittelalterlichem Lehnsrecht die Lehnsleute zu direkten Zahlungen an den Lehnsherrn verpflichtet waren. Tatsächlich hat der bayerische Herzog die Mitgift niemals erhalten. Auch genealogisch erwies sich die Ehe als Fehlschlag, denn aus ihr ging nur eine Tochter hervor, so daß das Teilherzogtum Bayern-Landshut 1503 mit dem Tode Herzog Georgs unterging.

Ganz so exotisch, wie man immer glaubt, war die Braut übrigens nicht, wenn man sich ihre Abstammung genauer anschaut:



Ihre Mutter war eine Habsburgerin, ihr Großvater der römisch-deutsche König Albrecht II., der auch König von Böhmen und Ungarn gewesen war, andere Nachfahren Albrechts II. gab es nicht mehr. Dahinter wird die politische Dimension der Ehe sichtbar, mit einer Spitze gegen die übrigen, entfernter verwandten Habsburger, aus deren Reihen es Friedrich III. geschafft hatte, 1440 König und 1452 sogar Kaiser zu werden. Kehren wir aber noch einmal zur Landkarte zurück, um eine weitere Dimension der Ehe zu erkennen:



Die Habsburger hatten nämlich noch weitere genealogische Probleme. In Böhmen war zwar auf Albrecht II. sein Sohn Ladislaus gefolgt, der aber erst nach dem Tode seines Vaters geboren war und deshalb *Ladislaus Postumus*, Ladislaus der Nachgeborene, genannt wurde. Dieser Ladislaus wuchs zwar zu einem wunderschönen jungen Mann heran – jedenfalls nach den Maßstäben der Zeit –,



stand aber zeitlebens unter der Vormundschaft Friedrichs III., die dieser in höchst eigennützigster Weise ausübte – nämlich mit dem unausgesprochenen, aber deutlichen Ziel, Ladislaus zu verdrängen und selbst böhmischer König zu werden.

Als Ladislaus schon 1457 im Alter von 17 Jahren starb, kam es daher in Böhmen zu einer Revolte mit hussitischem Hintergrund, die statt Friedrich einen Angehörigen des Hochadels, Georg Podiebrad, auf den Thron brachte. Friedrich ließ diesen als Ketzer durch den Papst absetzen, aber Georg konnte sich im eigentlichen Böhmen bis zu seinem Tode 1471 halten. Mit der Durchführung des Ketzerkreuzzugs gegen Georg wurde der König von Ungarn beauftragt, und damit gab es ein weiteres Problem, denn auch in Ungarn war auf Albrecht II. Ladislaus Postumus gefolgt, und auch auf dieses Erbe des jungen Mannes erhob Friedrich III. Anspruch. Aber wie in Böhmen konnte er sich nicht durchsetzen, sondern die Ungarn wählten 1458 den berühmten Matthias Corvinus zum König, der außer Ungarn auch die böhmischen Nebenländer Mähren und Schlesien in Besitz nehmen konnte und später eine Zeitlang sogar Österreich besetzte. Als 1471 Georg Podiebrad starb, wollte Matthias Corvinus auch böhmischer König werden; es gelang aber dem polnischen König Kasimir, dort seinen Sohn Ladislaus als Gegenkandidaten zu installieren, den Bruder der Braut Hedwig, so daß sich die Ehe als bayerisch-böhmisch-polnisches Bündnis gegen Matthias Corvinus zu erkennen gibt.

Über den äußeren Ablauf der Feier sind wir außerordentlich gut unterrichtet. Sie wird, im Détail nicht ganz zuverlässig, in der polnischen Chronistik geschildert, vor allem aber von zwei einheimischen Autoren, dem Seligenthaler Klosterschreiber Hans Seybolt und einem namentlich nicht bekannten Schreiber des Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach-Bayreuth. Besonders letzterer ist in der Beschreibung der Abläufe und vor allem der Kleidung der Beteiligten so détailreich, daß es möglich ist, die Hochzeitsfeier bis in die Einzelheiten zu rekonstruieren. Und das geschieht ja auch, wie Sie wissen, alle vier Jahre am Originalschauplatz. Es gibt dazu auch eine Internet-Seite:

<http://www.landshuter-hochzeit.de>

Die inhaltlichen Erläuterungen sind korrekt, aber nicht sehr tiefgehend; immerhin ist die Seite seit meinem letzten Besuch vor 4 Jahren informativer geworden. Die erste Aufführung fand 1903 statt. Der letzte Termin war 2013. Die Suchmaschine, die mich auf diese Seite geführt hat, bot übrigens gleich noch Werbung an: "Topangebote aus dem Bereich Hochzeit" mit Brautkleidern zum Schnäppchenpreis ab 1 € – das kann man sich auch dann leisten, wenn die Mitgift nicht gezahlt wird –, ferner "Perfekte Muster-Reden" und "Braut und Abendaccessoires" (Braut ohne Bindestrich).

Der Ehevertrag wurde am 1.1.1475 in Krakau besiegelt, wobei als Hochzeitstermin der 15.10. vorgesehen war. Bis dahin wurde die Aussteuer der Braut zusammengestellt.



Die Reise begann am 16.9. in Krakau und führte in weitem Bogen um das Gebiet des Matthias Corvinus herum. Der Vater geleitete die Braut über Miechow, Andrzeyow, Petrikow, Pabianice und Kalisch bis nach Posen, wo man am 10.10. eintraf. Bis dorthin war der Braut eine bayerische Delegation unter Leistung eines Verwandten aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher entgegengereist.

Für diesen Zug mußte bayerischerseits das ganze Land beisteuern; unter anderem hatte das Passauer Nikolakloster 6 Pferde zu stellen. Von Posen führte die Reise über Berlin nach Wittenberg, wo am 23.10. die Braut offiziell an Bayern übergeben wurde. Die weitere Reise führte über Eilenburg, Leipzig, Altenburg, Zwickau, Ölsnitz, Hof, Münchberg, Berneck, Bayreuth, Bronn, Eschenau, Nürnberg, Neumarkt, Beilngries, Ingolstadt, Wolnzach und Moosburg nach Landshut, wo man am 14.11. eintraf. Wie es sich gehörte, wurde die Braut vom Bräutigam vor den Toren der Stadt begrüßt, wobei beide sich, beiläufig bemerkt, zum ersten Mal sahen. Urteilen Sie selbst, ob dies eine freudige Überraschung oder eine Enttäuschung darstellte:



Inzwischen waren auch die Hochzeitsgäste in Landshut eingetroffen, an der Spitze Kaiser Friedrich III. mit seinem damals 16jährigen Sohn Maximilian (zweifellos der Schwarm aller weiblichen Teilnehmer), ein weiterer Habsburger, zwei Herzoginnen aus Sachsen, neun Wittelsbacher verschiedener Linien, dann Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach mit zwei Verwandten, drei Grafen von Württemberg und ein Markgraf von Baden; ferner 42 nicht-regierende Grafen, Vertreter mehrerer anderer Territorien sowie von 8 Reichsstädten und die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Augsburg, Passau, Eichstätt und Freising.

Dabei fiel der Ansbacher durch ein pompöses, geradezu protziges Auftreten auf, während der Kaiser aufgrund seiner Knauserigkeit eine schlechte Figur machte. Insgesamt waren 6560 Personen mit 6260 Pferden unterzubringen, eine enorme logistische Leistung, wobei noch zu beachten ist, daß die Kosten weitgehend vom Brautvater übernommen wurden. Die Schlußrechnung beziffert den Aufwand auf 60766 rheinische Gulden und 73 Pfennige – also fast doppelt so viel wie die vereinbarte Mitgift der Braut. Wieviel von den Kosten an den Landshuter Bürgern hängen blieb, ist nicht überliefert. Daß auch sie während der Feierlichkeiten aus der herzoglichen Küche verköstigt wurden, war wohl nur ein kleiner Ersatz dafür, daß sie

für die fürstlichen Gäste ihre Häuser räumen (und wahrscheinlich anschließend renovieren) mußten.

Ich möchte den Verlauf der Feierlichkeiten nicht im Einzelnen schildern; wenn Sie das interessiert, können Sie die Quellen nachlesen, die um diese Zeit bereits in deutscher Sprache verfaßt sind, oder Sie besuchen eine der Aufführungen in Landshut. (Falls Sie selbst mitspielen wollen, müssen Sie daran denken, sich rechtzeitig die Haare wachsen zu lassen.) Die Quellen berichten von einer ununterbrochenen Kette von Turnieren, Banketten und dergleichen, zwischen denen die eigentliche Hochzeitszeremonie und das fürstliche Beilager fast verschwinden. Ich gebe Ihnen nur eine kurze Probe, wie der Bräutigam bei der Erstbegegnung mit der Braut geschildert wird:

"Innerhalb des Ringes hielt auch Herzog Jörg auf einem schwarzen, sehr schönen Pferd, dessen Zeug, Zaum und Vorderbug ganz aus Perlen gestickt und breit war. Er war in den Farben braun, weiß und grau gekleidet. Der linke Ärmel war mit Perlen bestickt. Es waren sehr große Perlen zu einem Reim gefügt, der also lautete: 'In Ehren liebet sie mir.' Und es war eine Frau dargestellt, nach brabantischer Sitte unter einer Eiche sitzend; die hatte einen Löwen an einem Seil in der Hand. Der Herzog trug einen Hut seiner Farbe mit einem kostbaren Kranz von Diamanten und einem Federbusch vorne, der in einen kostspieligen Kranz von Diamanten gefaßt war. Desgleichen hatte auch das Pferd vorne an der Stirn einen Diamantkranz mit einem Federbusch." Mit derselben Detailgenauigkeit sind auch alle anderen Personen beschrieben, so daß es nicht schwer ist, diese Kostüme heute nachzuschneiden, freilich auch sehr teuer.

Wie vorhin schon erwähnt, erfüllte die Landshuter Hochzeit die in sie gesetzten politischen und dynastischen Hoffnungen nicht. Auch für die polnischen Hochzeitsgäste ging sie unglücklich aus, denn sie steckten sich auf dem Rückweg mit Pest an und kamen fast alle durch diese Krankheit um.

Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, daß wir uns – von dem soeben gehörten polnischen Schlenker einmal abgesehen – im Laufe der Vorlesung immer mehr mit Süd- und Südwestdeutschland befaßt haben. Das liegt durchaus daran, daß ich Ihnen hauptsächlich Königsgeschichte vorgeführt habe. Die Ottonen waren in Norddeutschland beheimatet, die Salier schon im Rheingebiet, Staufer und Welfen in Schwaben, die Luxemburger noch weiter westlich. Diese Herrscher haben Norddeutschland in der Regel gar nicht betreten. Rudolf von Habsburg ist erst in seinen allerletzten Jahren wenigstens einmal bis nach Erfurt gekommen. Ich möchte deshalb im folgenden Kapitel einen Kontrapunkt setzen und, auch als Vorbereitung für das 26. Kapitel, über Preußen berichten.

23. KAPITEL: PREUSSEN

IM 13. JAHRHUNDERT hatte sich v.a. durch die Aktivitäten Heinrichs des Löwen die Reichsgrenze gegen die slawischen und ande-

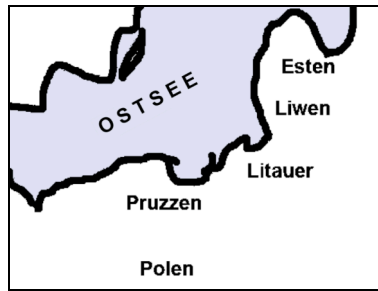
ren osteuropäischen Völker schon etwa bis zur Oder vorgeschoben. Jetzt kommt eine neue Komponente hinzu: die Tätigkeit des Deutschen Ordens jenseits der Oder.

Der Deutsche Orden ist der dritte der drei großen Ritterorden, die im Heiligen Land zum Schutz der Pilger, aber auch mit allgemeiner militärischer Funktion gegründet wurden, neben den Johannitern und den Templern. Das geschah 1190. Aber es war schon damals absehbar, daß die Kreuzfahrerstaaten keine wirkliche Zukunft mehr hatten. Der Deutsche Orden betrieb deshalb schon früh eine geographische Diversifikation. Er war neben seiner Aufgabe im Heiligen Land auch an anderen "Fronten" der Christenheit tätig, zunächst von 1215 bis 1225 in Ungarn. Dieses Engagement endete aber im Dissens mit dem ungarischen König.

Deshalb war der Orden froh, daß ihn der polnische Herzog Konrad von Masowien 1225 zur Bekämpfung und Missionierung der heidnischen Pruzzen ins Land rief. Dahinter verbirgt sich natürlich der Name Preußen oder lateinisch *Prussia*, das später zu *Borussia* umgestaltet wurde; letztere Form findet sich ja heute noch im Namen etlicher Fußballvereine, auch wenn das deren Fans meistens nicht bewußt sein dürfte. Der damalige Hochmeister des Ordens, Hermann von Salza, besaß einen guten Draht zu Kaiser Friedrich II., der ihm im März 1226 die zu erobernden Gebiete als selbständigen Staat übertrug. Und zwar als selbständigen Staat außerhalb des Deutschen Reiches; das wird ein halbes Jahrtausend später noch einmal wichtig.

In dieser sog. Goldbulle von Rimini, die also in Rimini an der Adriaküste ausgestellt und mit einem goldenen Siegel versehen wurde, erklärt der Kaiser einleitend, daß zu seinen Aufgaben auch die Bekehrung der Heiden gehöre – eine Aufgabe, die ihn als Kaiser über die gewöhnlichen Könige hinaushebe –, und berichtet dann über die Berufung des Deutschen Ordens durch den Herzog von Masowien (übrigens die einzige Quelle für diesen Vorgang). Dann heißt es: *auctoritatem eidem magistro concessimus terram Pruscie cum viribus domus et totis conatibus invadendi* – "wir haben diesem Ordensmeister die Befugnis verliehen, mit den Kräften seines Ordens und mit aller Macht in das Land Preußen einzumarschieren und bestätigen ihm ... alles Land, das er mit Gottes Hilfe in Preußen erobern wird, als altes und legales Recht des Kaiserreichs an Bergen, Ebenen, Flüssen, Wäldern und Meer; und er soll es frei von jeder Dienstbarkeit und Steuer innehaben und niemandem deswegen untertan sein. Sie dürfen ferner ... in dem ganzen eroberten und noch zu erobernden Gebiet Geleit und Zoll einführen, Märkte und Jahrmärkte errichten, Münzen schlagen, Steuern zu Lande und zu Wasser nach Bedarf und Nutzen auferlegen und Bergwerke für Gold, Silber, Eisen und andere Metalle bauen und Salz gewinnen. Sie erhalten ferner das Gerichtsrecht sowohl über die, die sich zum Christentum bekehren, als auch über die, die in ihrem Aberglauben verharren." Usw., der Text ist ziemlich lang.

Schauen wir uns zunächst an, mit wem es der Deutsche Orden in seinem neuen Wirkungsfeld zu tun bekam:



Von den fünf Völkern, die den Ostseerand bewohnten, waren die Polen bereits christianisiert, die übrigen noch Heiden. Sie unterscheiden sich auch in sprachlicher Hinsicht: Polnisch ist eine slawische Sprache, Liwisch und Estnisch sind mit dem Finnischen verwandt, gehören also jener Sprachfamilie an, zu der auch noch das Ungarische gezählt wird, die von den übrigen europäischen Sprachen vollkommen abweichen.

Am interessantesten sind das Litauische und das Pruzzi-sche oder, wie man auch sagt, Altpreußische. Dabei handelt es sich um einen Zweig des Indogermanischen, der auf gleicher Ebene steht wie das Slawische, Germanische, Romanische usw.; die Sprache ist sehr altertümlich und wird deshalb von den Sprachwissenschaftlern gerne zur Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache herangezogen. Der älteste Beleg des Altpreußischen ist ein Epigramm von 1369, das zufällig an den Rand einer Handschrift geschrieben wurde. Aus der Zeit um 1400 gibt es eine Wortliste mit etwa 800 Einträgen. Ein Sprichwort lautet:

Deves does dantes. Deves does geitka.
(Gott gibt Zähne. Gott gibt Brot.)

Wenn man das ins Lateinische überträgt, ist die indogermanische Sprachverwandtschaft offensichtlich:

Deves does dantes. Deves does geitka
Deus dat dentes. Deus dat panem.

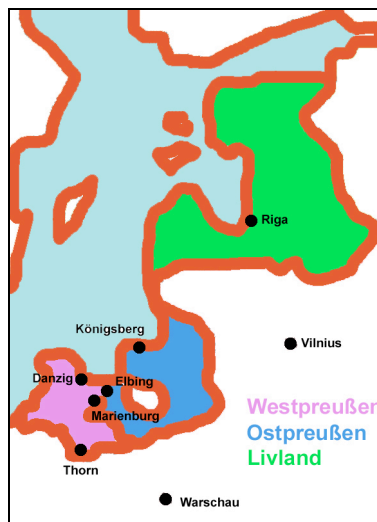
Einige altpreußische Wörter sind in den deutschen ostpreußischen Dialekt übergegangen und finden sich auch in den Akten des Deutschen Ordens, so *sweike* (Arbeitspferd), *witing* (Ordensdiener pruzzischer Herkunft) oder *perlenke* (Gebühr) und schließlich auch *margell* oder *marjell* (Mädchen), ein Wort, das ja heute noch als typisch ostpreußisch empfunden wird.

Abgesehen von den Sprachen ist noch ein Unterschied wichtig: Pruzzen, Liwen und Esten waren relativ kleine Völker, die nur hier an der Ostsee wohnten. Das litauische Gebiet erstreckte sich dagegen bis weit ins Landesinnere, bis nach dem heutigen Weißrußland und selbst bis in die Ukraine hinein. Es lag gewissermaßen als heidnisches Sperrgebiet zwischen Polen und dem bereits von Byzanz aus christianisierten Rußland.

Es ist im übrigen nicht so, daß der Deutsche Orden in Preußen auf eine *tabula rasa* traf. Missionsversuche gab es schon seit

über 200 Jahren: Adalbert von Prag war dort tätig gewesen, jedoch endete seine Mission 997 mit dem Martyrium; ebenso erging es Bruno von Querfurt 1009 und 1141 Bischof Heinrich von Olmütz. 1215 hatte der Papst den Abt Christian von Lekno zum Missionsbischof für Preußen bestellt, der aber ebenfalls nur bescheidene Erfolge aufzuweisen hatte und sich zum entscheidenden Zeitpunkt in heidnischer Gefangenschaft befand.

Auch die gewaltsame Variante war bereits erprobt worden. seit 1202 gab es einen eigenen Ritterorden, die sog. Schwertbrüder, der sich mit den Liwen und Esten beschäftigte, aber allein nicht sehr erfolgreich war. Er wurde 1237 in den Deutschen Orden eingegliedert. Um 1300 sah der Ordensstaat etwa so aus:



Also zwei Gebiete, Preußen und Livland, die auch getrennt verwaltet wurden; der Unterschied zwischen West- und Ostpreußen wird später noch wichtig. Der weiße Fleck innerhalb Ostpreußens ist das weltliche Herrschaftsgebiet des Bistums Ermland (Bischöfsstadt Elbing), das nicht in den Ordenstaat eingegliedert wurde. Livland schreibt man manchmal auch altertümelnd Liefland oder Eiffland.

Der Orden und sein Ostseestaat wuchsen schnell aus der ursprünglichen Abhängigkeit von dem Herzog von Masowien heraus, wodurch freilich der Dauerkonflikt mit Polen grundgelegt war. Zentrum des Staates und Sitz des Hochmeisters war zunächst die Marienburg (polnisch Malbork), ca. 50 km südöstlich von Danzig an der Nogat gelegen.



Hier noch einmal in "patriotischer" Darstellung aus dem 19. Jahrhundert:



Dem Orden gelang es indes nur sehr mühsam, sich durchzusetzen, insbesondere die Jahre zwischen 1260 und 1270 waren

problematisch, und im Grunde wurde die Spaltung in eine christlich-deutsche Herrenschicht und die pruzzische Mehrheit, die erst ganz allmählich christianisiert wurde, nie ganz überwunden. Das sieht man auch daran, daß die altpreußische Sprache noch bis ins 17. Jahrhundert gesprochen wurde; 1561 erschien z. B. ein Katechismus in pruzzischer Sprache im Druck.



Nur von vorübergehender Bedeutung, aber emotional bis heute wichtig, war die Schlacht auf dem zugefrorenen Peipussee am 5.4.1242, in der der Landmeister von Livland dem russischen Fürsten Alexander Newskij unterlag. Über diese Schlacht handelt der Film "Alexander Newski" des berühmten russischen Regisseurs Sergej Eisenstein, 1938 im Auftrag Stalins entstanden.



Er vereint, laut kommentierender Beilage der DVD, durch eine "Kombination nachweisbarer Historie und wirklichkeitsfremder Hingebung eindrucksvoll Dramatik und russische Klischees". Er wurde 1938 uraufgeführt, durfte aber schon 9 Monate später, nach dem Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin nicht mehr gespielt werden, wurde aber 1941, nach dem Überfall des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion, erneut in die Kinos gebracht. In der deutschen Fassung ist etwas verwirrend, daß der Landmeister von Livland ständig als "Magister" bezeichnet ist. Alexander Newski wird als russischer Nationalheld und von der orthodoxen Kirche sogar als Heiliger verehrt, war aber in Wirklichkeit kaum mehr als ein mongolischer Steuereintreiber.

Die Organisation des Ordens war die folgende: an der Spitze stand der Hochmeister, unterstützt von den sog. Großgebietigern mit Spezialaufgaben, und zwar

1. dem Großkomtur als Stellvertreter des Hochmeisters,
2. dem Marschall als Oberkommandierendem,
3. dem Obersten Spitler, zuständig für die Hospitäler,
4. dem Obersten Treßler, zuständig für die Finanzen, und
5. dem Obersten Trapier, zuständig für die Ausrüstung.

Der Orden war in drei Provinzen eingeteilt, Preußen, Livland und Deutschland (also die Besitzungen im Innern des Reiches). An der Spitze der Provinzen stand ein Landmeister, jedoch war der Hochmeister zugleich Landmeister von Preußen, seit er dort seinen Sitz hatte, d.h. seit Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Landmeister für Deutschland hieß Deutschmeister. Die Provinzen gliederten sich in Balleien, an deren Spitze ein Landkomtur stand. Darunter gab es als Grundeinheit die Kommenden unter dem Komtur.

Wie sah ein Deutsch-Ordens-Ritter aus? Hier ein schönes Beispiel aus der Literatur: der sagenhafte Tannhäuser, der beim

Sängerkrieg auf der Wartburg seinen dramatischen Auftritt hatte, wird als Mitglied des Deutschen Ordens dargestellt; z. B. in der Manesseschen Liederhandschrift:



Also ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz, eine Farbstellung, die sich im schwarz-weißen Wappen Preußens wiederfindet.

Der Deutsche Orden hat seine militärische Leistung allerdings nicht allein vollbracht, sondern es kamen immer wieder einzelne Adlige und auch Fürsten zu ihm, um am Kampf gegen die Heiden teilzunehmen, so z.B. 1232 Graf Albert von Bogen. Die Preußenfahrt galt als Kreuzzug mit allen Privilegien, war aber gewissermaßen ein "Kreuzzug light", der mit geringerem Zeitaufwand und geringeren Kosten absolviert werden konnte als die richtige Fahrt ins Heilige Land. Als Preußen dann weitgehend unterworfen war, richtete sich die Energie vor allem gegen die Litauer, die sich einfach nicht bekehren lassen wollten. Vieles davon waren reine Raubzüge, deren Krönung darin bestand, sich vor einem überfallenen und angezündeten litauischen Dorf zum Ritter schlagen zu lassen.

1386 empfing der letzte heidnische Großfürst von Litauen die Taufe, heiratete die Tochter des ansonsten erbenlosen Königs von Polen und wurde dessen Nachfolger. Die Folgen der polnisch-litauischen Union für den Deutschordensstaat waren verhängnisvoll: nicht nur verlor er damit seine Legitimation als Basis der christlichen Mission, sondern er erlitt 1410 auch eine vernichtende militärische Niederlage in der Schlacht von Tannenberg. Im 1. Weltkrieg gab es noch einmal eine Schlacht von Tannenberg, die diesmal Hindenburg gegen die Russen gewann, indem er angeblich dieselbe Taktik wählte wie über 2000 Jahre früher Hannibal in der Schlacht von Cannae. Der Lorbeer von Tannenberg spielte 1925 eine wichtige Rolle, als die politische Rechte einen Kandidaten für das Amt des Reichspräsidenten suchte.

1410 ging die Schlacht umgekehrt aus, mit einem polnisch-litauischen Sieg, und 1466 mußte nach weiteren Niederlagen der Hochmeister im Frieden von Thorn seinen Staat vom polnischen König zu Lehen nehmen. Zugleich wurde der westliche Teil des Ordensstaates abgetrennt und direkt Polen unterstellt; er heißt seitdem Westpreußen. Dabei verlor der Hochmeister auch die Marienburg und mußte seinen Sitz nach Königsberg verlegen.

In der Situation unmittelbar nach der verlorenen Schlacht bei Tannenberg spielt das Trauerspiel "Der letzte Held von Marienburg" von Joseph von Eichendorff, aus dem Jahre 1830, uraufgeführt am 27.2.1831 im Stadttheater zu Königsberg, jedoch mit geringer Resonanz. Es ist ein düsteres Stück, in dem ständig Gewitter herrscht, was die Schauspieler jeweils ausführlich beschreiben – wir befinden uns 1830 nicht von ungefähr in der Zeit der Romantik. Der Held des Dramas (im doppelten Sinne) ist der Hochmeister Heinrich von Plauen, der 1410 nach der Schlacht gewählt, aber schon 1413 wieder abgesetzt wurde. Das Stück schildert die verrä-

terischen Intrigen der Ordensritter gegen ihn – wobei den Hochmeister einmal eine als Ordensritter verkleidete Polin rettet –, aber auch seinen eigenen Versuch, ohne Rücksicht auf die Ordensregel den Widerstand gegen Polen zu organisieren. Die Polen werden übrigens immer als "Polacken" bezeichnet.

Im letzten Akt wird der Dichter geschichtsphilosophisch:

"Wer darf je sagen von sich selbst, er habe
Recht gegen seine Zeit? Was ist die Meinung
Des Einzelnen im Sturm der Weltgeschichte,
Die über uns ein höh'rer Meister dichtet,
Uns unverständlich und nach andern Regeln?"

In der letzten Szene entwickelt der sterbende Titelheld dann sogar prophetische Gaben:

"Gelobt sei Gott! des Herren Wege gehen
Hoch über die Gedanken weg der Menschen. –
So laß den Orden nur zusammenstürzen.
Das Kreuz bleibt stehn, das er gepflanzt im Norden.
Und über's Graun geht frommer Helden Kunde
Erschütternd fort durch künftige Geschlechter! –

...

Die Helden all' aus ihren Gräbern geh'n;
Die richten schweigend auf den stillen Höh'n
Ein wunderbares Kreuz empor von Eisen
In der gewitterschwarzen Einsamkeit. –
Da geht ein Schauer durch das Volk der Preußen
Und noch einmal gedenkt's der großen Zeit. –

...

Reich' mir den Helm, geb't mir das Banner wieder!
Das flatternde Panier hoch in der Hand,
Zieh' ich der Schaar voran durch's deutsche Land,
Am Rheine pflanzen wir's zu Gottes Ruhm –
Was zagt ihr? – Ewig ist das Ritterthum! –"

Die Anspielung auf die napoleonischen Kriege und den Kriegsorden des Eisernen Kreuzes ist Ihnen sicher nicht entgangen.

Ein halbes Jahrhundert nach dem Friedern von Thorn ändert sich die Situation erneut, denn jetzt kommt die Verbindung Preußens mit den Markgrafen von Brandenburg zustande. In Brandenburg regieren seit dem 12. Jahrhundert die Askanier, die wir mit Albrecht dem Bären schon im 9. Kapitel als gescheiterten Herzog von Sachsen gegen die Welfen kennengelernt haben. Sie sterben aber 1320 aus. Der vorletzte Markgraf aus dieser Familie war Woldemar, der 1319 im Alter von ca. 40 Jahren das Zeitliche segnete und nicht unbedeutend war, wenn wir seinem Beinamen "Waldemar der Große" glauben wollen.

Das Aussterben der Familie ermöglichte es König Ludwig dem Bayern, in Brandenburg 1323 seinen eigenen Sohn Ludwig als neuen Markgrafen und Kurfürsten zu plazieren. Nach dem Tode

Ludwigs des Bayern 1347 tauchte ein Betrüger auf, der sich als der zurückgekehrte Woldemar ausgab. Karl IV., der gerade durch Glück und Skrupellosigkeit Ludwigs des Bayern Nachfolger geworden war, unterstützte die Ansprüche Woldemars – zweifellos wider besseres Wissen –, um der konkurrierenden Dynastie der Wittelsbacher Ärger zu machen. Er ließ ihn dann aber bald wieder fallen.

Die Wittelsbacher blieben bis 1373 brandenburgische Kurfürsten, sahen das Land aber eher als Finanzressource an, die in der Familie nach Belieben weitergereicht wurde, und glänzten ansonsten durch Abwesenheit. 1373 machte Karl IV. seinen Sohn Wenzel zum Markgrafen; diesem folgen Sigismund, Jobst von Mähren und wieder Sigismund nach, die sich dort ebensowenig blicken ließen. Zu welchen Zuständen das führte, zeigt recht eindringlich folgender Brief, den der Lokaladlige Dietrich von Quitzow um das Jahr 1400 an die Bauern von Lichtenberg schrieb:



Wetz, Schulte vnd bure tu Lichtenberge: wo gy uan stunden nicht en komen med iuwen weghnen tu Bortuow vnde furen my holt vnde bringen my tuyxn schock gude bemische krossen mede uor dy plicht dy ny iuwe hern uan den Berlin genomen hibbin tu kopenick, so will ick iw nehmen allent dat gy hebben. Des iuwe antwert. Geuen vndir myns Jng(esigel), Dyderick uan Quitzow.

(Wisset, Schulze und Bauern zu Lichtenberg, wenn ihr nicht sogleich mit euren Wagen nach Bötzw kommt und mir Holz und 10 Schock gute böhmische Groschen mitbringt für die Abgaben von Köpenick, welche eure Herren, die (Ratmannen) von Berlin mir genommen haben, so werde ich euch alles nehmen, was ihr habt. Darauf (erwarte ich) eure Antwort! Gegeben unter meinem Insiegel. Dietrich von Quitzow.)

Sigismund erkannte schließlich, daß sich dieses Land nicht nebenbei regieren ließ und setzte 1415 den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern als neuen Markgrafen und Kurfürsten ein – eines der vielen Nebeneignisse auf dem Konstanzer Konzil.

Die Hohenzollern waren ursprünglich um ein schwäbisches Ministerialengeschlecht, und dort in Schwaben steht auch heute noch, wenn auch im 19. Jahrhundert verrestauriert, die Stammburg:



Von Schwaben kamen die Hohenzollern zunächst nach Franken: sie wurden dort Burggrafen von Nürnberg nach dem Ende der Stauer und erhielten die beiden Kleinfürstentümer Ansbach und Bayreuth. Wie schwer es in Brandenburg die neuen Herren hatten, sich dort gegen den lokalen Adel durchzusetzen, zeigte sich in einer Episode am Ende des 15. Jahrhunderts, als der damalige Kurfürst eines Tages über seinem Schlafzimmer den Spruch angeschrieben fand: "Jochimken, Jochimken, hüte di, so wi di fangen, do hängen wi di!"

Die fränkischen Besitzungen wurden 1486 von der kurfürstlichen Linie in Norddeutschland getrennt, an die sie erst kurz vor Ende des Alten Reiches 1791 zurückfielen. Aus dieser fränkischen Linie stammte nun ein Albrecht, der 1510 Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen wurde. Man glaubte vermutlich, seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum wichtigsten deutschen Nachbarn könnten den im Niedergang begriffenen Ordensstaat gegen Polen stützen. Es kam aber anders.

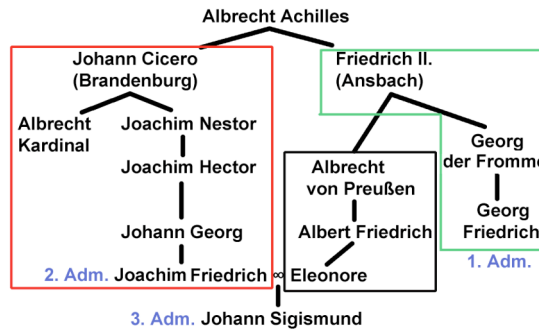
Der Hochmeister trat nämlich 1525 zum Protestantismus über und säkularisierte den Deutschordensstaat in ein weltliches, in seiner Familie erbliches Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnshoheit. Diese Entwicklung war dem polnischen König natürlich hochwillkommenen; deshalb kam er dem neuen Herzog sehr entgegen und erteilte auch den Verwandten Albrechts die Eventualbelehnung mit Preußen, für den Fall eines eventuellen Aussterbens der direkten Linie. Livland folgte dem preußischen Beispiel zunächst nicht, sondern blieb unter dem Landmeister noch mehrere Jahrzehnte ein Ordensstaat, trat dann aber auch in die polnische Lehnshoheit ein; der Landmeister wurde aber nicht mit ganz Livland belehnt, sondern erhielt nur das südwestliche Drittel als Herzogtum Kurland.

Der neue preußische Herzog (auf dieser Abbildung noch ganz katholisch mit Ordenskreuz und Rosenkranz in der Hand)



regierte bis 1586, dann folgte ihm sein Sohn Albert Friedrich nach, zunächst unter Vormundschaft, da er erst 15 Jahre alt war. Er war eine tragische Gestalt, denn er galt als geisteskrank und hat deshalb nie wirklich selbst regiert. Mich erinnert er an Juana la Loca, Johanna die Wahnsinnige aus Spanien, die Mutter Kaiser Karls V., bei der wir bis heute nicht wirklich wissen, ob sie tatsächlich wahnsinnig war oder ob die Männer ihrer Umgebung sie einfach nicht aufkommen ließen. Ähnliches ist auch bei dem an Depressionen leidenden Albert Friedrich denkbar.

Jedenfalls konnte er nicht selbst regieren. Deshalb setzte der polnische König als sein Lehnsvormund einen Administrator für ihn ein, und zwar naheliegenderweise einen Verwandten, seinen Cousin Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, und als dieser 1603 starb, des Herzogs Schwiegersohn, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg:



Sie sehen die brandenburgische Linie rot, die rein preußische schwarz und die ansbachische grün umrandet.

Auf Joachim Friedrich folgte 1608 als dritter Administrator – natürlich ebenfalls im Einvernehmen mit dem polnischen König als Lehnsherrn – Joachim Friedrichs Sohn (und zugleich Albert Friedrichs Enkel), Johann Sigismund, und es war nur logisch, daß dieser auch als Herzog von Preußen nachfolgte, als der unglückliche Albert Friedrich 1618 starb. Damit war die Personalunion zwischen Brandenburg und Preußen begründet, die bis 1918 nicht mehr aufgelöst werden sollte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert gelang es dem Enkel Johann Sigismunds, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem sog. Großen Kurfürsten, durch eine skrupellose Schaukelpolitik im Nordischen Krieg zwischen Polen und Schweden sich von beiden Seiten die Souveränität Preußens zusagen zu lassen. Dieses souveräne Herzogtum Preußen ließ schließlich Kurfürst Friedrich III. vom Kaiser in Wien zum Königreich Preußen erheben. Der neue König "in Preußen" – König "von Preußen" durfte er sich nicht nennen, weil Westpreußen nach wie vor zu Polen gehörte – veranstaltete am 18.1.1701 in Königsberg eine pompöse Krönungszeremonie:



und stiftete an diesem Tag auch einen neuen weltlichen Ritterorden, den Orden vom Schwarzen Adler.

Da Preußen nun den höchstrangigen Titel in der hohenzollernschen Ländermasse trug, wurde es üblich, den gesamten Staat, vom Niederrhein bis an die Memel, als "Preußen" zu bezeichnen.

24. KAPITEL: SOLA FIDE – DIE REFORMATION UND IHRE POLITISCHEN FOLGEN

MIT DER VERÖFFENTLICHUNG von Martin Luthers Thesen zu Ablass und Kirchenreform im Jahre 1517– hier ein späterer Druck:



begann das, was man aus nicht-katholischer Sicht als Reformation, aus katholischer Sicht als Abfall vom wahren Glauben und von der wahren Kirche ansah. Freilich müssen wir dabei beachten, daß die Begriffsklärung ein Jahrzehnt und länger in Anspruch nahm.

Da Martin Luther hierbei eine wesentliche, wenn auch nicht die allein ausschlaggebende Rolle spielte, scheint es mir sinnvoll, daß wir uns etwas näher mit seiner Person befassen. Geboren ist er am 10.11.1483 in Eisleben. Hier das Geburtshaus in einer Abbildung von 1693:



(Sie müssen sich das Haus allerdings nicht alleinstehend vorstellen wie hier, sondern von rechts und links her bebaut in einer Straßenfront.) Am folgenden Tag, dem 11.11., wird er getauft und erhält den Namen des Tagesheiligen Martin. Ein Jahr später übersiedelt die Familie nach Mansfeld:



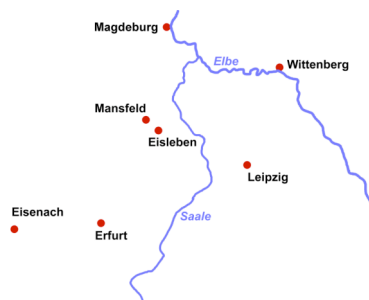
Die Eltern



sind Hans Luder und seine Ehefrau Margarethe geb. Ziegler.

Hans Luder stammt aus einer durchaus begüterten Bauernfamilie, ist aber als einer von mehreren Söhnen nicht erberechtigt und muß sich anders orientieren. Die Frau bringt Geld mit in die Ehe, das aber nicht konsumiert, sondern in durchaus frühkapitalistischer Weise investiert wird. Das bedeutet eine sparsame Haushaltsführung im täglichen Leben der Familie. Der Vater engagiert sich im Bergbau, der in der Gegend ja lange Tradition hat und gerade damals einen wichtigen Aufschwung erlebte.

Diesen sozialen Aufstieg der Familie – vom Bauernsohn zum, wenn auch bescheidenen, Bergunternehmer – soll eine juristische Karriere des Sohnes krönen.



Martin wird also 1488 in Mansfeld auf die Schule geschickt; 1497 geht er nach Magdeburg, 1498 nach Eisenach. Schließlich bezieht er 1501 die Universität in Erfurt. Dort absolviert er zunächst das Studi-

um der *artes*, das er 1505 als *magister artium* beendet. Dieses Studium war Voraussetzung für das Studium in einer der "höheren" Fakultäten Juristerei, Medizin und Theologie.

1505 beginnt er dann planmäßig mit dem Jurastudium, aber es kommt anders. Am 2.7.1505 erlebt er, wie auf freiem Feld bei Stotternheim kurz vor Erfurt unmittelbar neben ihm ein Blitz einschlägt, und er legt unter dem Eindruck dieses Ereignisses der heiligen Anna – der Bergwerksheiligen – das Gelübde ab, Mönch zu werden, wenn sie ihn aus dieser Lebensgefahr errette. Dieses Gelübde löst er zwei Wochen später auch tatsächlich ein und tritt am 17.7.1505 dem Orden der Augustinereremiten bei. Hier deren damaliges Kloster in Erfurt:



(Die Augustinereremiten sind ein 1256 gegründeter Bettelorden nach dem Vorbild der Dominikaner, also mit starker Betonung der wissenschaftlichen Komponente; man darf sie nicht verwechseln mit den Augustinerchorherrn, die z.B. im Passauer Nikolakloster tätig waren.)

Das war nun nicht die Karriere, die sich Hans Luder für seinen Sohn vorgestellt hatte; es wäre auch ohne weiteres möglich gewesen, sich von dem übereilt abgelegten Gelübde wieder lösen zu lassen. Deshalb kommt es zu einem schweren Konflikt mit dem Vater, der den Entschluß auf eine Einflüsterung des Teufels zurückführt. Daß Martin darauf beharrte, kann man durchaus als Akt des Widerstands gegen den Vater ansehen. Wir müssen jedoch auch dessen Position verstehen: der Sohn als Mönch bedeutete auch, daß die Investitionen für eine immerhin 17 Jahre lange Ausbildung in den Sand gesetzt waren. Übrigens hat Luther selbst seinen Klostereintritt später – nach vollzogener Reformation, zu der auch die generelle Ablehnung des Mönchtums gehört – anders gedeutet: der Vater habe recht gehabt, sein Ordenseintritt sei ein unentschuldbarer Akt des Ungehorsams gegenüber den Eltern gewesen, den tatsächlich der Teufel inspiriert habe.

Der Eintritt in den Orden hieß aber auch: Theologiestudium statt Jura. 1508 wechselte Martin an die kursächsische Landesuniversität Wittenberg, wo er 1509 zum Bakkalaureus, 1512 zum Doktor der Theologie wurde. Dort in Wittenberg hat er einen Lehrstuhl an der Universität inne, betreibt zugleich aber auch seine Forschungen zu Bibel und Theologie.

Diese Forschungen führen Luther zu der Frage, ob die Art und Weise, wie er sich Gott gegenüber verhält – man kann auch sagen: wie er seine Frömmigkeit handhabt –, überhaupt die richtige ist. Die protestantischen Autoren unterscheiden zwischen einer "Leistungsförmigkeit", die für die alte, die katholische Kirche typisch gewesen sei, und einer "Gnadenfrömmigkeit" der Reformation. Dem entsprechen auch ein unterschiedliches Gottesbild. Der Gott der Leistungsförmigkeit ist ein zürnender und strafender Gott, der vor allem auf die Fehlleistungen des Menschen schaut, will sagen: auf seine Sünden, und dafür Kompensationsleistungen in Form positiver Handlungen verlangt, andernfalls er mit der ewigen Verdammnis droht.

Die Kirche bot eine Fülle von Möglichkeiten an, solche positiven Leistungen zu erbringen: den Empfang der sieben Sakramente, den Besuch des Gottesdienstes, die Teilnahme an Prozessionen und Wallfahrten, das Spenden von Almosen, persönliche Gebete (z.B. Rosenkränze und Litaneien), die Anrufung der Fürbitte der Heiligen usw. – noch besser: ein ganzes Leben als Mönch –, und schließlich auch: die Gewinnung von Ablässen. Übrigens können alle diese guten Werke auch stellvertretend erbracht und einem bereits Gestorbenen zugewandt werden.

Den Ablass gewinnt man durch konkrete positive Handlungen, die über die Pflicht zu einem normalen ehrbaren und menschenfreundlichen Leben hinausgehen, z.B. durch die persönliche Teilnahme an einem Kreuzzug, durch die tatkräftige Hilfe beim Bau eines Gotteshauses oder einer wichtigen Straße oder Brücke oder auch durch die Beseitigung von Hochwasserschäden. Wer diese Leistungen nicht persönlich erbringen kann – aus Gründen des Alters oder der Gesundheit –, kann einen Stellvertreter damit beauftragen, den er dafür selbstverständlich bezahlen muß. Auf diese Weise kommt es zu den Ablässen gegen Geldzahlung, die im 15. Jahrhundert die Oberhand gewinnen.

Bei all dem kam es darauf an, daß der Mensch zum Zeitpunkt seines Todes gewissermaßen einen Positivsaldo aufzuweisen hatte. Deshalb war auch die *mors repentina*, der plötzliche, unerwartete Tod besonders gefürchtet.

Luther hat diese handelnde, "leistende" Frömmigkeit seit seinem Klostereintritt mit größtem, ja geradezu exzessivem Eifer betrieben, besonders auch während einer Reise nach Rom 1511, die er im Auftrag seines Ordens unternahm. Er kam aber zu dem Ergebnis: das alles reichte nicht aus, um sein Konto auszugleichen; er blieb hoffnungslos im Minus und stand nach wie vor einem zürnenden und strafenden Gott gegenüber, der im übrigen ganz die Züge seines eigenen zürnenden und strafenden Vaters trug.

In Wittenberg kommt es nun 1513 zum sog. Turmerlebnis, das den Durchbruch zu seiner neuen Sichtweise des Glaubens bedeutet. Es heißt so, weil Luthers Arbeitszimmer in einem Turm der Stadtbefestigung lag, bei dem auch ein Abtritt eingerichtet war. Luther selbst schreibt dazu: *Diese kunst* (will sagen: die neue Interpretation der Bibel) *hat mir der Heilige Geist auff dieser cloaca auff dem thorm eingeben*. Deshalb "Turmerlebnis" oder auch in katholischer Polemik "Kloakentheologie". Nun ja, der Vorgang ist als solcher gar nicht unwahrscheinlich: ein Moment der Entspannung zwischen der geistigen Tätigkeit verhilft oft zur entscheidenden Lösung. Die deftige Ausdrucksweise ist zeitüblich; heute würde man sagen: die Erkenntnis kam mir, als ich unter der Dusche stand.

Inhaltlich geht es um jene Auffassung, die später in die Kurzfloskel *sola fide* (allein durch den Glauben) zusammengefaßt wird: der Mensch erlangt die ewige Seligkeit nicht durch noch so viele gute Werke, sondern allein durch den Glauben an Gott und durch dessen Gnade. Es handelt sich um die berühmte Stelle aus dem Römerbrief Kapitel 3 Vers 28: *Arbitramur enim iustificari hominem per fidem sine operibus legis*. (Wir meinen nämlich, daß der Mensch gerechtfertigt

wird durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes.) Von der sprichwörtlichen Formulierung "Wer glaubt, wird selig" leitet sich übrigens der saloppe Satz "Wer's glaubt, wird selig" ab, dessen theologischer Hintergrund den meisten gar nicht bewußt ist, die ihn verwenden.

Sie sehen, daß der Ablass in der ganzen Problematik keineswegs die Hauptrolle spielt, aber er ist gewissermaßen die spektakulärste Ausprägung der katholischen "Leistungsfrömmigkeit". Wir wollen deshalb doch noch einen Augenblick auf ihn eingehen, auch wenn die dahinter stehende Theologie schwer verständlich ist. Die katholische Lehre sagt, daß durch die Verdienste Christi und der Heiligen im Jenseits ein *thesaurus ecclesie*, ein "Schatz der Kirche" entsteht, aus dem diese den Gläubigen austeilt.

Der Ablass ist also ein reines Gnadengeschenk, das man sich irdischerseits nicht "verdienen" kann und auf das man keinen Anspruch hat. Allerdings verschleudert die Kirche ihren Schatz nicht an Unwürdige; deshalb setzt sie Bedingungen fest, die derjenige einhalten muß, der einen Ablass gewinnen will: grundsätzlich muß die Beichte vorausgehen, die ihrerseits die Reue über die begangenen Sünden voraussetzt. Der lateinische Fachausdruck lautet *confessus et contritus* (gebeichtet habend und zerknirscht); *contritus* leitet sich ab von *conterere* (zerreiben), was also durchaus etwas mit "knirschen" zu tun hat. Und es müssen gewisse gute Werke vollbracht werden, etwa die Beihilfe zum Bau einer Kirche oder eine Wallfahrt.

Diese guten Werke müssen aber unterschieden werden von der eigentlichen Bußleistung, deren Dauer durch den Ablass abgekürzt wird. Im Laufe der Zeit kommt ferner die Vorstellung vom Fegefeuer auf, dem Reinigungsort oder *purgatorium*. Das ist ein Zwischenzustand, in dem die Gestorbenen bzw. ihre Seelen die Bußen "abarbeiten" können, die sie auf Erden nicht mehr geschafft haben. Der Ablass verkürzt ggf. auch diese Bußzeit. Außerdem kann jemand, der einen Ablass gewinnt, diesen auch den "armen Seelen" im Fegefeuer zuwenden, statt ihn für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Ein guter Termin dafür ist das Fest "Allerseelen" am 2. November.

Es versteht sich fast von selbst, daß diese komplizierte Theologie von der breiten Bevölkerung nicht verstanden wurde und daß eine Vermischung von Ablass und Bußsakrament eintrat, bis hin zu der gänzlich absurden Vorstellung, man könne die Befreiung von den Bußleistungen auch im voraus erlangen für Sünden, die man noch gar nicht begangen hat.

Im Spätmittelalter kommt es, wie vorhin schon angedeutet, zu einer folgenschweren Änderung. Der Gewinn des Ablasses war ja an eine Leistung gebunden, die man zu erbringen hatte. Nun kann aber beispielsweise eine achtzigjährige Frau schlecht beim Bau einer Kirche mitarbeiten, obwohl gerade bei ihr der Gewinn eines Ablasses besonders eilig sein mag. Deshalb wurde ihr gestattet, diese Leistung durch einen Stellvertreter ausführen zu lassen, den sie natürlich dafür bezahlen mußte. So kommt es, daß schließlich die eigene Leistung durch Geldzahlung ersetzt wird. Das ist gewissermaßen der Anfang des Ablasshandels.

Ablässe waren vor allem im Spätmittelalter außerordentlich beliebt. Sie entsprachen der seelischen Disposition der Gläubigen, die sich durch dieses *felix commercium*, diesen "glücklichen Handel", dort Schätze erwarben, wo sie "weder Rost noch Motten zerstören" können. Es wäre völlig falsch, darin ein Komplott der Kirche zu sehen, die so den Gläubigen das Geld aus der Tasche ziehen wollte. Im Gegenteil: der Wunsch ging von den **Laien** aus; die **Nachfrage** bestimmte das Angebot. Man darf sich von Luthers Polemik nicht täuschen lassen; sie gibt nicht die Meinung der breiten Bevölkerung wieder.

Rein technisch gesehen gibt es drei Kategorien von Ablässen: diejenigen, die der Papst verleiht; diejenigen, die von Würdenträgern an der Kurie verliehen werden; und diejenigen, die Bischöfe verleihen. Dabei ist der Papst in der Höhe des gewährten Ablasses frei, von einem Jahr bis eben hin zum vollkommenen Ablass; die übrigen können nur 40, später 100 Tage ausloben. Hier sehen Sie eine päpstliche Ablassurkunde:



Die Prälaten an der Kurie stellten die Urkunde üblicherweise gemeinsam aus, hier eine Ablassurkunde von Kardinälen:



Die prachtvolle Ausstattung ist kein Zufall, denn das waren die Reklameplakate, die für den Ablass Werbung machen sollten. Sie wurden an den Kirchentüren angeschlagen – bei einigen sind heute die Rostspuren der Nägel sichtbar oder die Schlaufen erhalten, mit denen sie aufgehängt wurden, so auch hier rechts oben –, oder man hat sie in Prozession durch die Straßen getragen:



Die 40 oder 100 Tage, die ein Kardinal gewähren kann, sind zwar nicht besonders viel, aber sie werden von jedem einzelnen Kardinal gewährt, so daß in der Addition recht ansehnliche Zeiten zusammenkommen: 20 Kardinäle à 100 Tagen sind zusammen 2000 Tage oder 5 Jahre 5 Monate und 25 Tage. Es gibt Urkunden, auf denen der Empfänger diese Berechnung säuberlich eingetragen hat.

Der einzelne Kunde, der einen Ablass erworben hatte, bekam dafür eine Quittung. Für diese im Wortlaut völlig feststehenden Urkunden bot sich natürlich die Vervielfältigung als **gedrucktes** Formular an, in dem dann nur noch Name und Datum handschriftlich eingetragen wurden. Tatsächlich hat bereits Gutenberg solche Ablassbriefe gedruckt, und zwar noch vor dem Erscheinen der 42zeiligen Bibel gewissermaßen als Zwischenfinanzierung des Großprojektes:



Wie vorhin schon erwähnt, ging die theologische Konzeption des Ablasses über das Verständnis der einfachen Gläubigen hinaus, so daß es zu den Mißbräuchen kam, die Luther dann zu Recht angegriffen hat. Sätze wie "Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt" sind an Publikumswirksamkeit kaum zu überbieten. Es scheint auch, daß die Möglichkeit, die Ablasszettel durch den Druck in hohen Stückzahlen herzustellen, es erst ermöglicht hat, den Ablasshandel in dem großen Stil aufzuziehen, der dann den Anstoß erregt hat.

Der religiöse Vorgang hatte auch eine politische Dimension. Deutscher König war nach dem Tode Maximilians I. seit 1519 sein Enkel Karl V. Sie erinnern sich aus dem vorletzten Kapitel an seine bedauernswerte Mutter Johanna die Wahnsinnige. Karl war also bereits König von Spanien, als er – wenn man es ganz böse formulieren will – 1519 die deutsche Königskrone kaufte. Es gab noch andere Interessenten, darunter König Franz I. von Frankreich und Friedrich den Weisen, den Kurfürsten von Sachsen, aber Karl hatte mit den Fuggern und in zweiter Linie den Welsern die besseren Bankiers. Hier die Abrechnung über die Kosten der Wahl:



Summa alles empfangs von Jacob fugger fl. 543585 ktz. 34 heißt es da etwa in der Mitte des Blattes, und am Ende *Summa des empfangs von den welsern ... fl. 144313 ktz. 20.*

Karl V. sah seine Aufgabe darin, dem Abfall vom Glauben entgegenzuwirken und ihn so weit wie möglich rückgängig zu machen. Bei den deutschen Fürsten verbanden sich religiöse und politische Motivationen sowie persönliche Eigenarten in kaum entwirrbarer Gemengelage. Und vor allem stand die deutsche Politik Karls V. in einem europäischen Zusammenhang: dem Konflikt der Habsburger mit Frankreich und der Abwehr der Türken, die 1526 fast ganz Ungarn erobert hatten. Da Karl also immer wieder auf die Hilfe auch derjenigen Fürsten und Städte angewiesen war, die sich für den "neuen Glauben" entschieden hatten, bildete seine Religionspolitik eine Zickzacklinie aus Härte und Kompromißbereitschaft, deren Erfolglosigkeit er schließlich als persönliches Scheitern ansah und mit dem Rücktritt aus all seinen Funktionen 1555 beantwortete.

Es begann, um einen kurzen Überblick zu geben, mit dem Wormser Reichstag 1521, auf dem, mit freiem Geleit des Kaisers versehen, Martin Luther erschien und den er auch unversehrt wieder verließ. (Daß Luthers Landesherr anschließend eine Scheinentführung des Reformators inszenierte und ihn auf der Wartburg in Sicherheit brachte, steht auf einem anderen Blatt.) Gegen den Versuch, 1529 in Speyer alle Neuerungen zu verbieten, "protestierten" die evangelischen Reichsstände (daher der Name "Protestanten"), und 1530 legten sie in Augsburg eine Zusammenfassung ihrer Lehre vor, die *confessio Augustana*.

Um diese Zeit versuchte Karl V., seinen Bruder Ferdinand zum Mitkönig und Nachfolger wählen zu lassen. Dies rief eine so heftige Reaktion der Fürsten hervor, daß Karl an der Religionsfront nachgeben und in eine Beibehaltung des Status quo einwilligen mußte; man ließ diese Frage also zunächst "anstehn", deshalb heißt dieser 1532 in Nürnberg gefaßte Beschluß der "Nürnberger Anstand".

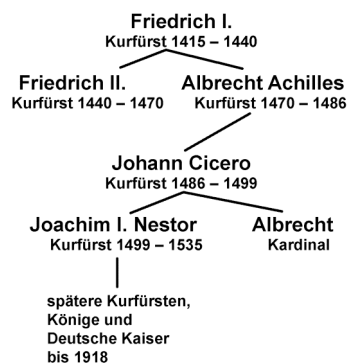
15 Jahre später hat sich die Situation völlig gewandelt: der Kaiser hat mehrere protestantische Fürsten militärisch besiegt (einige sogar gefangengenommen) und kann daher 1547 in Augsburg auf dem "Geharnischten Reichstag" den katholischen Standpunkt dekretieren. Aber das Rad der Geschichte läßt sich nicht mehr zurückdrehen. Auch der Versuch des folgenden Jahres, durch das "Augsburger Interim" einen theologischen Kompromiß durchzusetzen, scheitert.

Schließlich kommt es auf der Ebene der Reichsstände, also ohne den Kaiser, aber mit Beteiligung König Ferdinands als Herzog von Österreich, zu einer gegenseitigen Duldungserklärung, dem Passauer Vertrag von 1552. (Sie erinnern sich vielleicht, daß vor 14 Jahren das Jubiläum mit Vorträgen und ökumenischen Gottesdiensten gefeiert wurde.) Den Abschluß und die logische Konsequenz aus dem Passauer Vertrag bildet der Augsburger Religionsfriede von 1555 zwischen Katholiken und Protestanten (die radikaleren evangelischen Gruppen wie Calvinisten und Wiedertäufer sind nicht einbezogen).

In die religiöse Auseinandersetzung waren die Hohenzollern, damals Markgrafen von Brandenburg (und als solche Kurfürsten) sowie Markgrafen von Ansbach und Bayreuth, in besonderer Weise verwickelt, denn an der Spitze des deutschen Episkopats stand als Erzbischof von Mainz ein Hohenzoller, Albrecht von Brandenburg. Hier ein Portrait von der Hand Dürers:



Er war ein Enkel des Albrecht Achilles, den wir auf der Landshuter Hochzeit schon kennengelernt haben. Dessen Vater war wiederum der erste Hohenzoller in der Mark Brandenburg:



Albrecht, der als zweitgeborener Sohn in der typischen Weise die geistliche Karriere einschlug, war aber nicht nur Erzbischof von

Mainz, sondern auch Erzbischof von Magdeburg und Administrator, d.h. kommissarischer Bischof, von Halberstadt, und das alles wurde er im Alter von 23 Jahren, obwohl für einen Bischof eigentlich ein Mindestalter von 30 Jahren vorgeschrieben war. 1518 erhob Papst Leo X. ihn außerdem zum Kardinal.

Die Erlaubnis, alle diese Würden gleichzeitig und vorzeitig ineinander zu haben, ließ sich der Papst teuer bezahlen. Der Kardinal mußte Kredite aufnehmen – vor allem bei den Fuggern, die bereits die Kaiserwahl Karls V. finanziert hatten –, und als Kreditsicherheit verpfändete Albrecht diesen Bankiers die Einnahmen, die er aus verschiedenen Ablässen zu erzielen hoffte. Auch deshalb blieben die weltlichen Hohenzollern zunächst auf der Seite der alten Glaubens; erst Joachim II. Hector (regiert ab 1535) kann als Protestant bezeichnet werden.

Die Reformation lähmte – das muß man ganz emotionslos feststellen – die politische Handlungsfähigkeit Deutschlands im 16. Jahrhundert. Das war um so tragischer, als sich gerade am Ende des 15. Jahrhunderts eine Entwicklung abzuzeichnen schien, die die gesunkene Bedeutung Deutschlands im internationalen Rahmen wieder heben sollte, die sog. Reichsreform: sie zielte auf die Schaffung effektiver Strukturen sowohl auf der zentralen Ebene durch die Einrichtung des sog. Reichsregiments als auch auf die Schaffung einer praktikablen Zwischenebene zwischen dem Gesamtreich und den vielen kleinen und kleinsten Territorien, die Reichskreise.



Sie sehen also den Niedersächsischen, den Obersächsischen, den Niederrheinisch-Westfälischen, den Kurrheinischen, den Oberrheinischen, den Burgundischen, den Schwäbischen, den Bayerischen und schließlich den Österreichischen Kreis. Die Schweiz und Böhmen sind, wie Sie sehen, nicht in die Kreiseinteilung einbezogen. Die Kreise haben bis zum Ende des Alten Reiches bestanden und waren z.B. für die Rekrutierung des Reichsheeres und die Landfriedenswahrung zuständig. In jedem Kreis gab es einen "kreisaus-schreibenden Stand", der die Versammlungen einberief und leitete, z.B. im Niedersächsischen Kreis der Herzog von Braunschweig, im Obersächsischen Kreis der Kurfürst von Sachsen, im Fränkischen Kreis der Bischof von Bamberg, im Kurrheinischen Kreis der Erzbischof von Mainz usw.

Es war nun die Tragik der Zeit, daß die Reformation ausgerechnet jene Fürsten in unterschiedlichen konfessionellen Lagern sah, die die Reichsreform am intensivsten betrieben hatten, so daß viele hoffnungsvolle Ansätze verpufften.

1556 trat Karl V. von all seinen Funktionen zurück. In Spanien folgte ihm sein Sohn Philipp II. nach, der aber auch die Gebiete erhielt, die dem Reich als Burgundischer Kreis angehörten. In Deutschland war bereits Karls Bruder Ferdinand I. zum Mitkönig und Nachfolger bestellt. Auf ihn folgte 1564 – 1576 sein Sohn Maximilian II., der Neigungen zum Protestantismus hatte und es z.B. ablehnte, auf dem Sterbebett die Letzte Ölung zu empfangen. Auf ihn folgte wiederum sein Sohn Rudolf II., der Alchemist von Prag, dann 1612 sein Bruder Matthias und schließlich 1619 Ferdinand II., als schon jene Ereignisse stattgefunden hatten, die zum Auslöser des Dreißigjährigen Krieges wurden, aber dazu mehr im nächsten Teil und nächsten Kapitel.

VI. TEIL: EPILOG

Mit der Reformation endet die Geschichte Deutschlands im Mittelalter, und wir haben unsere Aufgabe damit eigentlich erfüllt. Ich will damit aber noch nicht schließen, sondern in einem Epilog die Darstellung, wenn auch in weit knapperer Form, noch bis zum Ende des Alten Reiches weiterführen, zumal ich wohl nicht zu Unrecht unterstellen kann, daß Sie auch darüber wenig im Schulunterricht gehört haben. Mit der Geschichte des 19. und vor allem 20. Jahrhunderts sieht es dann meist besser aus.

Die Reformation führte – ich habe es im vorigen Kapitel schon angedeutet – dazu, daß gerade diejenigen Fürsten, die sich am Ende des 15. Jahrhunderts am aktivsten für eine politische Reform des Reiches einsetzten, in verschiedenen Lagern standen, so daß diese Bemühungen de facto zum Erliegen kamen. Ich bitte diese Aussage nicht als konfessionelle Polemik zu mißdeuten. Es steht uns nicht zu, über die religiösen Empfindungen und Bedürfnisse der damaligen Menschen zu urteilen, mithin auch nicht über die Frage, ob sie diese Empfindungen nicht besser hinter den politischen Notwendigkeiten zurückgestellt hätten.

Die religiösen Fragen wurden verbal, zunehmend aber auch gewaltsam ausgetragen. Dies führte zunächst in Frankreich noch im 16., dann in Deutschland im 17. Jahrhundert zu langjährigen verheerenden Kriegereignissen. Dabei wurde in Frankreich die Reformation weitgehend zurückgedrängt, so daß uns dieser Staat heute als katholisches Land erscheint; in Deutschland blieb es bei einer bikonfessionellen Ordnung, für die ein *modus vivendi* gefunden werden mußte, was dann im Westfälischen Frieden von 1648 auch gelungen ist. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an treten die konfessionellen Unterschiede dann allmählich in den Hintergrund, ohne indes völlig zu verschwinden; noch in den 1950er und 1960er Jahren waren sie zu spüren, wie ich mich selbst noch deutlich erinnere. Auch der Antagonismus zwischen Habsburg und Preußen, der von

der Mitte des 18. Jahrhunderts an die deutsche Geschichte bestimmt, hat ja eine solche konfessionelle Komponente.

25. KAPITEL: POMMERLAND IST ABGEBRANNT – DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG

SCHLAF, KINDLEIN, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf.
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Herab da fällt ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Vielleicht kennen Sie dieses Wiegenlied. Zweite Strophe, falls das Kind noch wach ist:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Am Himmel ziehn die Schaf.
Die Sterne sind die Lämmerlein,
Der Mond, der ist das Schäferlein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Hoffentlich ist das Kind jetzt wirklich eingeschlafen, denn es gibt noch weitere Strophen, die gar nicht mehr so harmlos sind, etwa die folgende:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Die Mutter hüt't die Schaf,
Denn Vater ist in Pommerland,
Doch Pommerland ist abgebrannt.
Schlaf, Kindlein, schlaf!¹¹

Pommerland ist abgebrannt: das schildert treffend die Situation Norddeutschlands nach dem 30jährigen Krieg. Begonnen hat die 30jährige Kriegsperiode aber in Süddeutschland, genauer: in Bayern. Dort regierte von 1598 bis 1651 Herzog Maximilian I.:



Der Spindler, also das maßgebende "Handbuch der Bayerischen Geschichte", beschreibt ihn wie folgt: "Von mittlerer, hagerer Statur und labiler Gesundheit, war Maximilian eine komplizierte und schwierige Natur, die es sich und ihrer Umgebung nicht leicht gemacht hat. Einigermaßen humorlos, mißtrauisch, leicht beleidigt und nachtragend, auf Distanz bedacht und seiner selbst bewußt, wurde er wohl von wenigen geliebt und von vielen gefürchtet, aber

¹¹ Es ist nicht sicher, daß diese Strophen wirklich so zusammengehören. Sie werden auch für das Lied: "Maikäfer, flieg!" in Anspruch genommen, wobei "flieg" sich dann auf "Krieg" reimen kann.

angesichts seiner starken Persönlichkeit ... in den meisten Lagern mit Respekt geachtet." Ich zeige Ihnen Maximilian in drei Abbildungen aus verschiedenen Lebensaltern, jeweils auf Münzen, die er hat prägen lassen:



Man sieht sehr schön, wie der Haaransatz zurückweicht, zum Ausgleich aber die Haare länger werden. So ganz ohne Humor kann er also nicht gewesen sein, wenn er sich so darstellen ließ.

Maximilians Regierungszeit umfaßt völlig den Dreißigjährigen Krieg, an dessen Ausbruch er zumindest nicht unbeteiligt war. Eine Art Vorspiel bildet die Affaire Donauwörth: in dieser Reichsstadt stand eine protestantische Mehrheit der Bürger einer katholischen Minderheit gegenüber. Eine Störung der Fronleichnamsprozession am 14.6. 1607 artete in gewalttätige Auseinandersetzungen aus, woraufhin der Kaiser am 3.8.1607 wegen Störung des Religionsfriedens die Reichsacht über die Stadt verhängte. Mit der Exekution wurde Herzog Maximilian beauftragt, der die Stadt am 17.12.1607 besetzte. Die Kosten für die Exekution mußte der Kaiser tragen, wofür er kurzerhand Donauwörth dem Herzog verpfändete, ein seit den Zeiten Karls IV. oft geübtes Verfahren. Da es, wie ebenfalls üblich, nie zur Auslösung des Pfandes kam, wurde Donauwörth bayerisch – eine willkommene Arrondierung des Herzogtums.

Die Donauwörther Affaire verschärfte die Spannungen zwischen den konfessionell unterschiedlichen Territorien weiter und führte zum Abschluß förmlicher Bündnisse, der protestantischen Union 1608 und der katholischen Liga 1609. Führungsmacht der Liga war Bayern. Österreich wurde nicht aufgenommen, da sich die Habsburger gerade das leisteten, was als der "Bruderzwist im Hause Habsburg" bekannt und 1872 durch Franz Grillparzer auch zu literarischen Ehren gekommen ist: Kaiser Rudolf II., der Alchemist auf der Prager Burg, wurde durch seinen Bruder Matthias verdrängt, den dann später Ferdinand II. auf wenig schöne Weise ebenfalls zur Seite schob.

Als Auslöser des Dreißigjährigen Krieges gilt der 2. Prager Fenstersturz vom 23.5.1618,



mit dem sich die böhmischen Stände gegen verschärfte Rekatholisierungsmaßnahmen zur Wehr setzten: mehrere Räte des Kaisers wurden aus dem Fenster der Prager Burg geworfen. (Der Vorgang war übrigens nicht so harmlos, wie man gewöhnlich glaubt, keine typisch tschechische "samtene" Variante: die Räte fielen zwar auf einen Misthaufen und konnten deshalb aufstehn und weglaufen, aber auf die Fliehenden wurde auch noch geschossen; man wollte sie also wirklich töten. Die Fallhöhe ist außerdem deutlich größer als auf der Abbildung.)

Als dann am 20.3.1619 Kaiser Matthias gestorben war, machten die böhmischen Stände von ihrem Recht Gebrauch, beim Aussterben einer Dynastie eine Königswahl vorzunehmen, so wie die Goldene Bulle dies vorsah. Sie übergangen dabei den Umstand, daß schon 1617 Ferdinand II. zum Mitkönig erhoben worden war, der freilich nur ein entfernter Verwandter seines Vorgängers war.

Die juristische Frage war indes nebensächlich; ausschlaggebend war der politische Wille der böhmischen Stände, einen Protestanten an die Spitze des Staates zu stellen. Die Wahl fiel auf Kurfürst Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, aus der pfälzischen, also protestantischen Linie der Wittelsbacher. Friedrich war durch die Oberpfalz böhmischer Nachbar, vor allem aber verheiratet mit der Tochter König Jakobs I. von England; allerdings erfüllten sich die Hoffnungen auf die Unterstützung durch den Schwiegervater später nicht.

Der Habsburger Ferdinand II. war derweil handlungsunfähig, denn 1. war er selbst in Österreich nur einer von mehreren Landesherrn; 2. steckte die Rekatholisierung in Österreich noch in den Kinderschuhen, so daß er Sympathien der eigenen Untertanen für die Böhmen fürchten mußte; 3. hatte er kein Geld; und 4. war er noch damit beschäftigt, sich von den Kurfürsten zum Nachfolger Kaiser Matthias' wählen zu lassen. Dies geschah am 28.8. 1619, pikanterweise genau einen Tag nach der Wahl Friedrichs zum König von Böhmen.

Um sich in Böhmen durchzusetzen, war Ferdinand also auf fremde Hilfe angewiesen, und diese Hilfe bot Maximilian von Bayern mit den Truppen der Liga im Münchner Vertrag vom 8.10.1619. Es ist bekannt, daß Friedrich gut ein Jahr später am 8.11.1620 in der Schlacht am Weißen Berge unterlag und fliehen mußte. Da seine Herrschaft nur einen Winter gedauert hatte, blieb an ihm der Name "Winterkönig" hängen; das kommt zwar zeitlich nicht ganz hin, denn von seiner Wahl bis zur Flucht waren es über 13 Monate, aber der Beiname soll wohl auch die Unfruchtbarkeit seines Regimes im Vergleich zur "Sonne Habsburgs" ausdrücken.

Friedrich wurde geächtet und damit auch als pfälzischer Kurfürst abgesetzt. Im Sommer 1621 besetzte Maximilian die Oberpfalz, im folgenden Jahr auch die rheinische Pfalz; die Bibliothek der Pfalzgrafen, die *Bibliotheca Palatina*, sandte er als Geschenk an den Papst nach Rom. Dabei wurde in die Bände folgendes Exlibris eingeklebt:



Sum de Bibliothecam quam Heidelbergam capta, Spolium fecit & P. M. GREGORIO XV. trophaeum misit Maximilianus Vtriusque Bavariae Dux &c. S.R.I. Archidapifer et Princeps Elector Anno Christi M.DC.XXIII (Ich stamme aus der Bibliothek, die nach der Eroberung Heidelbergs als Beute machte und dem Pontifex Maximus Gregor XV. als Trophäe übersandte Maximilian beider Bayern Herzog usw. Erztruchseß und Kurfürst im Jahre Christi 1623).

Wie man sieht, gibt es das Problem der "Beutekunst" nicht erst im 20. Jahrhundert. Außerdem blieb Oberösterreich, das Maximilian bei seinem Zug nach Böhmen besetzt hatte, unter seiner Verwaltung. Die drei Gebiete dienten als Pfand für die Kriegskosten, die Kaiser Ferdinand ihm zurückerstatten mußte. Schließlich mußte sich Maximilian aber 1628 damit zufriedengeben, daß der Kaiser ihm die beiden Gebiete der Pfalz als erbliches Lehen übertrug – also die heute noch zu Bayern gehörige Oberpfalz sowie die rheinische Pfalz mit dem Zentrum Heidelberg.

Schon vorher, am 25.2.1623, hatte Maximilian ein weiteres, für das bayerische Prestige wichtiges Ziel erreicht: der Kaiser übertrug ihm die pfälzische Kurwürde. Allerdings geschah dies, was selten beachtet wird, nur für seine Person, seine Erben und die Erben seines Bruders, nicht für den bayerischen Herzog als solchen. Das bedeutet, daß 1777, als die von Maximilian ausgehende Linie ausstarb, auch die spezielle bayerische Kurwürde erlosch, was damals aber nicht auffiel und von den meisten heutigen Historikern übersehen wird, weil der Erbe, Karl Theodor von der Pfalz, als solcher bereits Kurfürst war.

Als nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die pfälzischen Wittelsbacher wiedereingesetzt wurden, erhielten sie deshalb auch nicht ihre frühe Kurstimme zurück, die vielmehr bei Bayern blieb, sondern es wurde eine neue, achte Kurwürde für sie geschaffen. 1692 wurde dann noch eine 9. Kurstimme errichtet für Hannover, das damals schon die Nachfolge in England in Aussicht hatte. Und kurz vor Ende des Alten Reiches kamen 1803 im Rahmen des Reichsdeputations-Hauptschlusses, der die Säkularisierung regelte, noch einmal Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und das säkularisierte Salzburg hinzu; nur daß dieses erweiterte Gremium nie mehr Gelegenheit hatte, eine Wahl vorzunehmen. Ein letztes Kuriosum, ehe wir zum Dreißigjährigen Krieg zurückkehren: der Kurfürst von Hessen-Kassel behielt den Titel Kurfürst auch noch nach der Napoleonzeit bei, bis sein Staat 1866 von Preußen geschluckt wurde.

Man pflegt den Dreißigjährigen Krieg in vier Phasen einzuteilen: erstens den böhmisch-pfälzischen Krieg (1618–1623), den wir bereits betrachtet haben; zweitens den dänisch-niedersächsischen Krieg (1625–1629), der durch Intervention und Vertreibung des dänischen Königs Christians IV. bestimmt war und sich in Norddeutschland abspielte. Von beiden Ereignissen war jeweils nur ein begrenztes Gebiet betroffen, aber das sollte sich bald ändern.

Wie wir gesehen haben, war Kaiser Ferdinand II. anfangs ganz auf die bayerische Hilfe angewiesen, wovon Maximilian I. durch die Erwerbung der Oberen und der rheinischen Pfalz und die Übertragung der Kurwürde reichlich profitierte. Im Laufe der Zeit erwuchs ihm aber im katholischen Lager selbst ein Konkurrent in Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein:



Und hier noch seine Unterschrift:

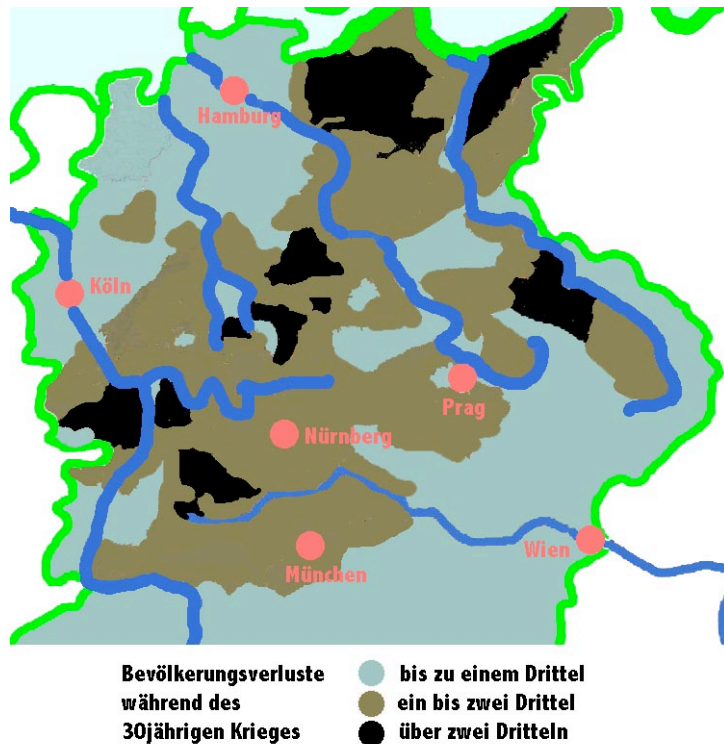


Wallenstein war, wenigstens in Deutschland, der erste moderne Kriegsunternehmer, der also den Krieg als wirtschaftliches, gewinnorientiertes Unternehmen betrieb, wobei die Mitgift seiner Frau sein Startkapital bildete. Ob er darüber hinaus politische Ambitionen hatte, ist unklar. Wallenstein diente sich 1625 dem Kaiser mit einem auf eigene Kosten aufgestellten Heer an und stieg schnell auf. Jedoch bildet sich eine breite Fürstenopposition gegen ihn, die 1630 beim Kaiser seine Abberufung durchsetzt. 1632 zurückberufen, wurde er Anfang 1634 erneut abgesetzt und am 25.2. ermordet.

Es folgte im Dreißigjährigen Krieg als dritte Phase der schwedische Krieg (1630–1635). König Gustav Adolf landete 1630 mit einem Heer an der Ostsee – offiziell um den Protestanten zu Hilfe zu kommen, in Wirklichkeit aber vorwiegend als Eroberer, wie er selbst zugegeben hat. Er drang schnell nach Mittel- und Süddeutschland vor, wobei sich vor allem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar mit ihm verbündete. 1631 wurden die Hochstifte Würzburg und Bamberg besetzt, die der Herzog von Weimar als neuer Landesherr erhielt, wobei er sie von König Gustav Adolf zu Lehen nahm.

Die schwedischen, aber auch die verbündeten deutschen Truppen taten sich durch besondere Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung, vor allem auch gegenüber den katholischen Geistlichen hervor. Im Frühjahr 1632 war Süddeutschland erreicht: am 24.4. wurde Augsburg erobert, am 16.5. München besetzt, während sich Maximilian in Ingolstadt verschanzte. Dann geht Anfang August eine Schlacht bei Zirndorf unentschieden aus, schließlich kommt Gustav Adolf am 16.11.1632 in der Schlacht von Lützen ums Leben. Sein Tod bedeutet aber nicht das Ende des Krieges, sondern der schwedische Reichskanzler Oxenstierna und Herzog Bernhard von Weimar führen ihn weiter. Sie erobern am 14.11.1633 Regensburg. Erst die Schlacht bei Nördlingen am 6.9.1634 führt dazu, daß die Schweden aus Süddeutschland abziehen. Am 30.5.1635 folgt dann der Friede von Prag.

Mit dem Frieden von Prag hätte der Dreißigjährige Krieg eigentlich nach 17 Jahren zu Ende sein können. Jetzt aber greift Frankreich unter Kardinal Richelieu militärisch ein und bewirkt zusammen mit Schweden im schwedisch-französischen Krieg eine Verlängerung der Kampfhandlungen um weitere 13 Jahre. Betroffen ist zunächst vor allem Norddeutschland, wo es zu den bis heute sprichwörtlichen Verheerungen kommt: "Pommerland ist abgebrannt". Hier eine Karte der Bevölkerungsverluste (je bräunlicher die Färbung, um so höher die Verluste):



Parallel zu den kriegerischen Ereignissen laufen Friedensverhandlungen, die in Münster und Osnabrück stattfinden. Die Aufteilung auf zwei Städte war nötig, weil es zwischen Frankreich und Schweden zu ständigem Streit um den Vorrang kam, so daß man schließlich in Münster mit Frankreich und in Osnabrück mit Schweden verhandelte. 1648 wurde schließlich der Friede abgeschlossen, den man ebenfalls nach den Verhandlungsorten den "Westfälischen Frieden" nennt.

Das Ergebnis des Krieges ist auf der juristischen Ebene folgendes: Bayern behält die Kurwürde und die Oberpfalz. Die rheinische Pfalz wird unter dem Sohn des Winterkönigs wiederhergestellt, wobei ihm eine neue, achte Kurwürde zugestanden wird, wie wir bereits hörten. Schweden behält Pommern, ist also seitdem deutscher Reichsstand. Dagegen scheiden die Niederlande und die Schweiz juristisch aus dem Reich aus.

Auf der politischen Ebene bedeutet der Friedensschluß eine Entkonfessionalisierung der Politik. Dies war schon im zweiten Teil des Konflikts sichtbar geworden, als das katholische Frankreich im Bündnis mit den protestantischen Fürsten stand. Das Band, das die Territorien des Reiches zusammenhielt, lockerte sich weiter. Die Einzelstaaten durften jetzt auch Bündnisse mit auswärtigen Staaten schließen (was sie zwar auch bisher schon getan hatten, was aber illegal war); jetzt war es erlaubt, solange sich das Bündnis nicht gegen das Reich als solches richtete.

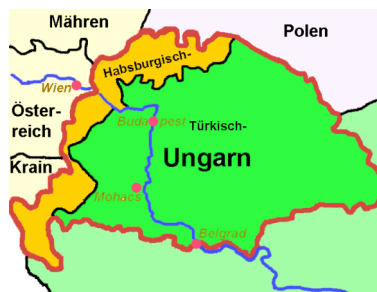
Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten hinterließ der Krieg ein völlig verarmtes, entvölkertes Land, das Jahrzehnte brauchte, um sich zu erholen, und auch kulturell weit zurückfiel. Frankreich und besonders der französische Hof Ludwigs XIV. wurden zum Vorbild, das die deutschen Duodezfürsten nachahmten, auch wenn ihre wirt-

schaftlichen Möglichkeiten das gar nicht zuließen. Die französische Sprache wurde in Kultur, Bildung und Politik zur maßgebenden Sprache, neben der sich das Deutsche erst ganz allmählich und mühsam wieder durchzusetzen begann.

26. KAPITEL: HABSBURG UND PREUSSEN – DAS ENDE DES ANCIEN REGIME

IN DER KAPITELÜBERSCHRIFT ist nicht mehr von Deutschland die Rede, sondern von den zwei Teilstaaten, deren Gegensatz die deutsche Geschichte im 18. und auch noch 19. Jahrhundert geprägt hat. Vielleicht wundert es Sie, daß nicht vom Gegensatz zwischen Bayern und Preußen die Rede, aber dieser Gegensatz ist eine ganz junge Erscheinung, die uns erst gegen Ende des nächsten, letzten Kapitels der Vorlesung beschäftigen kann.

Zuvor muß ich aber noch auf ein Ereignis hinweisen, daß entscheidend für die deutsche, im Grunde sogar europäische Geschichte der Neuzeit geworden ist: die türkische Belagerung Wiens im Jahre 1683. Sie wissen, daß die osmanischen Türken 1453 Konstantinopel erobert und ihr Machtgebiet immer weiter auf den Balkan, also auf Europa ausgeweitet haben. Auch die wichtige und bis heute nachwirkende Schlacht auf dem Amselfeld 1389 habe ich schon erwähnt. 1526 wurde Ungarn weitgehend erobert



und 1529 Wien bedroht; aber die Stadt entging aus Gründen, die nicht genau bekannt sind, einer Eroberung. Sultan war damals Süleiman der Prächtige.

Unter seinen Nachfolgern ging eine seltsame Verwandlung an der Spitze des osmanischen Reiches vor, denn auf die energischen Sultane des 15. und frühen 16. Jahrhunderts folgten von Selim II. (1566–1574) an schwache Gestalten, die nicht einmal den eigenen Staat im Griff hatten und sich hauptsächlich für Frauen, Alkohol und später Tulpen interessierten. So konnte sich Europa den 30jährigen Krieg leisten, ohne daß die Türken diese Schwäche ausnutzten. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts übernahmen aber tatkräftige Großwesire die Macht in Istanbul, und einer von ihnen, Kara Mustafa, machte sich auf, nun endlich auch Wien zu erobern, was ihm das Tor nach Deutschland hinein geöffnet hätte; dabei konnte er sich übrigens auf ein Bündnis mit Frankreich unter Ludwig XIV. stützen.

Abgesehen davon bewährte sich aber die christliche Solidarität, und mit Hilfe polnischer und deutscher Entsatzheere wurden die

Türken zum Abbruch der Belagerung und darüber hinaus zu regelloser Flucht gezwungen. Seitdem kehrte sich die Stoßrichtung der Militäraktionen um: die kaiserlichen Truppen und ihre Verbündeten eroberten Ungarn und weitere Teile des Balkans zurück. Unter den Kommandierenden wären neben dem polnischen König Jan Sobieski vor allem zwei Personen zu nennen: der junge Kurfürst von Bayern Max Emanuel und Prinz Eugen von Savoyen.



Letzteren, dem immerhin in Passau eine Straße gewidmet ist, kennt man vor allem von seiner Eroberung Belgrads 1688 und dem darüber gedichteten Lied: "Prinz Eugen, der edle Ritter usw." Beiläufig will ich noch erwähnen, daß Kaiser Leopold I. während der Belagerung Wiens nicht in der Stadt war, sondern in Passau in Mariahilf Zuflucht gefunden hatte – nicht aus Feigheit, sondern in realistischer Einschätzung seiner eigenen militärischen Fähigkeiten.

Ludwig XIV. stand nicht nur während der Belagerung Wiens in einem gotteslästerlichen Bündnis mit den Türken – jedenfalls muß man das Bündnis aus christlicher Sicht so bezeichnen –, sondern er versuchte auch, Frankreichs Ostgrenze zu Lasten Deutschlands nach Osten vorzuschieben. Das tat er teils aufgrund juristischer Spitzfindigkeiten, teils aber auch ohne jeden rechtlichen Vorwand. So forderte er 1681 die Reichsstadt Straßburg auf, sich der französischen Herrschaft zu unterwerfen, was dann auch geschah; die heutige "europäische" Rolle Straßburg ist wohl irgendwie auch als Wiedergutmachung für diesen Rechtsbruch gedacht.

Noch schlimmer war Ludwigs Verhalten im sog. Pfälzischen Krieg von 1688 bis 1693. Er erhob Ansprüche auf die Pfalzgrafschaft bei Rhein, weil die Tochter der verstorbenen Pfalzgrafen mit seinem Bruder Philipp von Orléans verheiratet war (die Dame ist die berühmte Liselotte von der Pfalz). Als sich herausstellte, daß er die besetzten Gebiete nicht würde halten können, ließ er sie systematisch verheeren. Unter anderem wurden Heidelberg, Mannheim, Speyer und Worms verbrannt; in Speyer wurden die Kaisergräber geschändet. Das Ergebnis können Sie heute noch am Heidelberger Schloß sehen:



Eigentlich sollte dort ein intaktes Barockschloß stehen. Einige ältere Historiker sehen in diesen Ereignissen den Anfang der sog. Erbfeindschaft zwischen Frankreich und Deutschland. Der kommandierende französische General hieß *Mélaç*:



Im Hintergrund sehen Sie das brennende Heidelberg. Von seinem Namen leitet sich das heute noch gebräuchliche süddeutsche Schimpfwort "Lackl" ab.

Im 18. Jahrhundert verbreitete sich unter den deutschen Fürsten eine seltsame Krankheit, nämlich der Wunsch nach Standeserhöhung. Herzog oder auch Kurfürst zu sein, reichte auf einmal nicht mehr aus: man wollte König werden, koste es, was es wolle – oder präziser formuliert: koste es die Untertanen, was es wolle. Wie sich der Kurfürst von Brandenburg zum König in Preußen mauserte, habe ich im 23. Kapitel schon geschildert.

Kurz zuvor, 1697, war dies schon dem Kurfürsten von Sachsen, August dem Starken, gelungen: er hatte sich zum König von Polen wählen lassen, wofür er auch kurzerhand zum Katholizismus konvertierte. Das Ur- und Kernland der Reformation wurde seitdem bis 1918 von einer katholischen Dynastie regiert. Für die Bevölkerung hatte der kurfürstliche Konfessionswechsel aber keine Folgen mehr. Als 75 Jahre zuvor Maximilian von Bayern die Oberpfalz erobert hatte, mußten die Menschen dort zwangsweise katholisch werden; das stand jetzt nach dem westfälischen Frieden nicht mehr zur Debatte. Übrigens hat auch die Kurfürstin den Konfessionswechsel nicht mitgemacht.

In Hannover gelang es 1692, den Herzogstitel in denjenigen eines Kurfürsten zu verwandeln. Dahinter stand aber schon die Aussicht, nach London zu wechseln und dort englischer König zu werden. Das war schon seit der *Glorious Revolution* von 1688 mit dem Rauswurf der Stuarts abzusehen und 1701 im *Act of Settlement* bekräftigt worden. 1714 gelang Georg I. dann die Realisierung.

Und selbst für Kurfürst Max Emanuel von Bayern schien sich eine solche Chance zu öffnen. In Spanien war seit 1665 Karl II. König, eine bedauernswerte Gestalt, an der die europäischen Kabinette vor allem eines interessierte, nämlich daß er nie Kinder haben würde. Die Erbansprüche auf Spanien einschließlich des gesamten Kolonialreichs in Lateinamerika gingen deshalb auf seine Schwestern bzw. deren Ehemänner und/oder Kinder über. Die Dame mit den besten Ansprüchen war aber mit dem bayerischen Kurfürsten verheiratet (wenn auch in katastrophaler Ehe), so daß der Sohn aus dieser Ehe, Kurprinz Josef Ferdinand, als der künftige spanische König angesehen werden konnte und in Spanien selbst auch als solcher anerkannt wurde.



Da der Prinz aber noch ganz klein war – die Abbildung stellt ihn älter dar, als er jemals wurde –, sah sich Max Emanuel schon als Regent Spaniens für ihn. Leider starb Josef Ferdinand schon 1699 im Alter von 6 ½ Jahren noch vor Karl II.

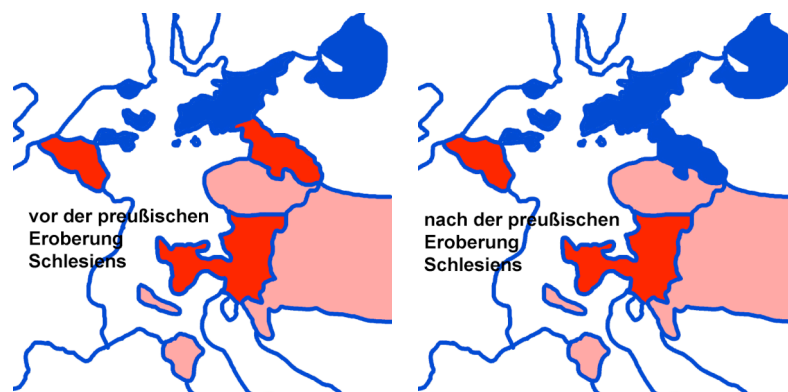
Als dieser im Jahre 1700 endlich das Zeitliche segnete – und für ihn selbst war es ein Segen –, standen sich deshalb zwei praktische gleichwertige Ansprüche gegenüber, personifiziert in Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, und Karl, einem Sohn Kaiser Leopolds I. von Habsburg. Das führte zu dem vierzehn Jahre dauernden sog. Spanischen Erbfolgekrieg, in den auch Deutschland hineingezogen wurde, was vor allem an einer ungeschickten Schaukelpolitik des bayerischen Kurfürsten lag. In diesen

Zusammenhang gehören die Schlacht von Höchstätt 1704, eine der blutigsten Schlachten des 18. Jahrhunderts, und die österreichische Besetzung Bayerns. Diese Besetzung wiederum führte zum Widerstand der Bevölkerung, der in der "Bauernschlacht bei Aidenbach" und der "Sendlinger Mordweihnacht" blutig gebrochen wurde. Die Österreicher versuchten insbesondere, junge Männer zwangsweise für ihre Truppen zu rekrutieren; daher kommt der berühmte Satz "Lieber bayrisch sterben als in des Kaisers Unfug verderben."

25 Jahre später wiederholt sich das grausige Spektakel, denn nun sterben 1740 die österreichischen Habsburger in männlicher Linie aus. Es gibt nur noch die Erbtochter Maria Theresia, deren Nachfolgerechte umstritten sind bzw. sich aus politischen Motiven bestreiten lassen. Der bayerische Kurfürst Karl Albrecht nutzt die Gelegenheit, sich zum Kaiser wählen zu lassen, und zwar in rechtlich völlig einwandfreier Form, da er im Kurkolleg die Mehrheit der Stimmen auf sich vereint. Er wird so als Karl VII. der erste nicht-habsburgische Kaiser seit 1438.

Weniger einwandfrei ist das Verhalten Friedrichs II. von Preußen, der gerade eben die Regierung angetreten hat: er besetzt unter einem juristischen Vorwand Schlesien, das bislang als böhmisches Nebenland unter habsburgischer Herrschaft gestanden hatte. Sobald er dies Ziel erreicht hat, schließt er Frieden mit Maria Theresia. Das gibt dieser die Möglichkeit, gegen Bayern vorzugehen, wobei sich die Szenen aus dem Spanischen Erbfolgekrieg wiederholen, während der Kaiser macht- und mittellos in Frankfurt/Main sitzt und dann 1745 auch schon stirbt.

Es folgen zwei weitere Kriege um den Besitz Schlesiens (1744/5 und 1756/63), die Friedrich II. aber beide besteht, wenn auch um den Preis einer völligen Verarmung seines Landes. Das um Schlesien vergrößerte Preußen hat aber jetzt ein ganz anderes Gewicht in Deutschland als zuvor, wie Sie aus dem Vergleich der Karten sehen können (blau preußisch, rot deutsche Gebiete der Habsburger, rosa nicht-deutsche Gebiete der Habsburger):

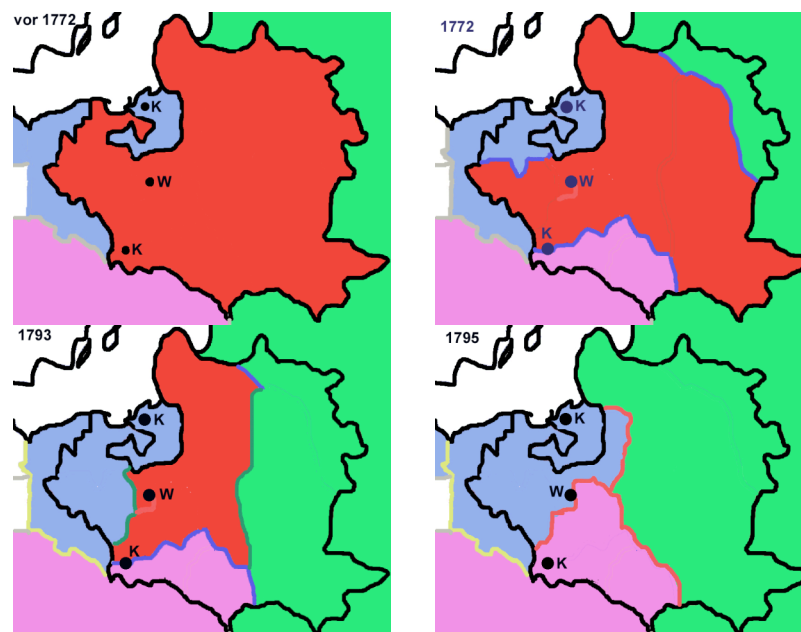


Die Konkurrenz zwischen Habsburg und Preußen dominiert die politische Entwicklung Deutschlands im Grunde bis zum Jahre 1866.

Zu erwähnen ist noch, daß 1777 die bayerischen Wittelsbacher aussterben und Kaiser Josef II. versucht, das Land als heimgefallenes Lehen einzuziehen und Österreich anzugliedern, obwohl es gutbegründete Erbansprüche des pfälzischen Familienzweigs der

Wittelsbacher gibt. Die Entscheidung fällt dadurch, daß sich Friedrich II. von Preußen auf die Seite des Pfälzers stellt – natürlich aus politischen Motiven, um eine Erstarkung Österreichs zu verhindern, nicht aus Liebe zu Bayern. Karl Theodor von der Pfalz wird also tatsächlich neuer bayerischer Kurfürst. Damit der Kaiser aber nicht ganz das Gesicht verliert, muß Karl Theodor das Innviertel an Österreich abtreten.

Zur gleichen Zeit überfallen im Osten Rußland, Preußen und Österreich Polen, das sie in drei Schritten 1772, 1793 und 1795, regelrecht zerstückeln und schließlich als Staat von der Landkarte tilgen. Preußen erhielt vor allem Westpreußen, so daß Ostpreußen nicht mehr geographisch vom übrigen Staatsgebiet isoliert war. Hier sehen Sie den Verlauf der Teilungen; die schwarze Linie ist jeweils die ursprüngliche polnische Grenze:



1793 und 1795 hatte aber in Frankreich schon jenes Ereignis stattgefunden, das den Verlauf der Geschichte und auch die politische Landschaft Deutschlands aufs intensivste beeinflussen sollte, der Beginn der Französischen Revolution 1789.

Die Französische Revolution wurde in intellektuellen Kreisen Deutschlands anfangs durchaus begrüßt, vor allem im Rheinland. Aber gerade das Rheinland bekam sehr schnell die andere Seite der Revolution zu spüren, nämlich den aggressiven Nationalismus der französischen Republik. Bis 1797 wurde das gesamte Gebiet westlich des Rheines von den Franzosen erobert unter dem Vorwand, daß der Rhein die "natürliche" Ostgrenze Frankreichs sei. Der Verlauf der Revolution ist hier nicht zu schildern: die Ermordung Ludwigs XVI., die Schreckensherrschaft und schließlich die Machtergreifung Napoleon Bonapartes

sowie dessen Selbsterhebung zum "Kaiser der Franzosen" 1803 sind hinlänglich bekannt.

Die deutschen Fürsten waren außerstande, das Phänomen "Revolution" intellektuell zu begreifen. Sie versuchten zunächst, Frankreich militärisch in die Knie zu zwingen, um Ludwig XVI. zu retten bzw. wieder in seine absolutistische Stellung einzusetzen. Als dies scheiterte, schlossen sie relativ unkoordiniert mit Frankreich Bündnisse und Verträge ab, so auch Bayern mit Napoleon. Dieser wülfelte die Territorien wild durcheinander, schuf aber im Laufe der Zeit die mittelgroßen Teilstaaten in Deutschland, die dann im 19. Jahrhundert weiterbestanden. Dabei verteilte er großzügig Standeserhöhungen, so daß auf dem Gebiet des Alten Reiches schließlich sechs Königreiche (Preußen, Bayern, Westfalen, Hannover, Sachsen und Württemberg) und sechs Großherzogtümer (Luxemburg, Oldenburg, Berg, Mecklenburg, Hessen und Baden) bestanden. Hier eine englische Karikatur, die Napoleon als "Königsbäcker" zeigt:



Die Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Gebiete an Frankreich verloren, wurden dadurch entschädigt, daß 1806 die geistlichen Staaten, also die weltlichen Territorien der Bischöfe und Äbte, aufgehoben wurden, die sog. Säkularisation. Schließlich legte der Kaiser in Wien 1806 die Kaiserkrone nieder und erklärte das Heilige Reich für aufgelöst; schon zuvor hatte er in Reaktion auf Napoleons Kaiserkrönung von 1803 im Jahre 1804 den Titel eines "Kaisers von Österreich" angenommen.

Auch die anderen Staaten mußten zu Napoleon Stellung beziehen. Am ungeschicktesten agierte Preußen. Dort war seit 1797 Friedrich Wilhelm III. König, ein intellektuell eingeschränkter Mann, der mit der komplizierten Situation gänzlich überfordert war, auch wenn er das Glück hatte, zeitweise bedeutende Minister zu beschäftigen wie etwa den Freiherrn vom Stein. Verheiratet war er mit der Königin Luise,



die als eine Art preußische Nationalheilige, ja, da sie relativ jung starb, sogar als Nationalmartyrerin gilt. Ihre Bedeutung wird in der Regel maßlos überschätzt; sie als die preußische "Königin der Herzen" zu titulieren, wie dies jüngst eine Fernsehsendung tat, ist lächerlich. Die Ehe zwischen ihr und Friedrich Wilhelm war glücklich, weil sich beide auf einem gleichermaßen geringen geistigen Niveau trafen. Das Beste an beiden ist ihre Darstellung im Mausoleum in Berlin-Charlottenburg:



An den Bündnissen gegen Frankreich beteiligte sich Preußen zunächst, dann blieb es neutral, was den Aufstieg Napoleons begünstigte, dann erklärte es 1806 im Alleingang den Krieg und unterlag in

der berühmten Schlacht von Jena und Auerstedt. Der Königshof floh vor dem siegreichen Napoleon bis nach Memel, also in den östlichsten Ort, den es in Preußen überhaupt gab. Es kam 1807 zum Frieden von Tilsit mit Napoleon, der das gesamte westliche Preußen einkassierte und daraus ein Königreich "Westfalen" für seinen Bruder Jérôme formte, mit Kassel als Hauptstadt. Ferner mußte Preußen den größten Teil der Gebietserweiterungen aus den polnischen Teilmengen herausrücken, eine gigantische Kriegsentschädigung zahlen und durfte nur noch eine ganz kleine Armee behalten.

1812/3 griff Napoleon Rußland an, wobei ihm die verbündeten deutschen Fürsten Truppenhilfe leisten mußten. Der Rußlandfeldzug endete aber in einer Katastrophe: die *Grande Armée* wurde fast vollständig vernichtet, wobei auch die Soldaten der Bundesgenossen ums Leben kamen. Von 27000 Bayern sind beispielsweise nur 68 wieder zurückgekehrt:



Als die Niederlage Napoleons abzusehen war, wechselten der Reihe nach die deutschen Fürsten die Seite und erklärten sich gegen ihn, so etwa Preußen und Bayern, manche allerdings, wie der König von Sachsen, zu spät. Das war mit nationalistischer Emphase nunmehr auf deutscher Seite verbunden. In diesen Zusammenhang gehört auch die Stiftung des preußischen Ordens "Eisernes Kreuz", das ja heute noch das Logo der Bundeswehr ist:

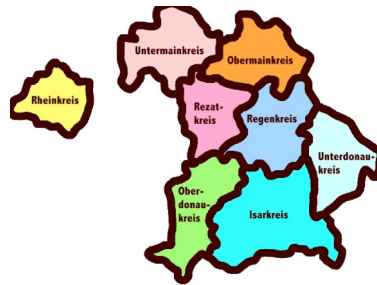


Schließlich wurde Napoleon in mehreren, ebenfalls äußerst blutigen Schlachten, etwa der sprichwörtlichen "Völkerschlacht bei Leipzig" und in Waterloo besiegt, abgesetzt und in die Verbannung zunächst nach Elba, dann nach St. Helena geschickt.

27. KAPITEL: WAS IST DES DEUTSCHEN VATERLAND? – ZUM ABSCHLUSS EIN KURZER BLICK AUF DAS 19. UND 20. JAHRHUNDERT

NACH DER VERTREIBUNG Napoleons mußte Europa neu geordnet werden. Dabei trafen widerstrebende Interessen aufeinander: die Fürsten, die durch Vergrößerung ihrer Territorien von dessen Gewaltherrschaft profitiert hatten, wollten diese vergrößerten Territorien behalten; die mittleren und kleineren Fürsten und Adligen, die seinem geographischen Großreinemachen zum Opfer gefallen waren, wollten ihre alten Rechte zurückerhalten. Und außerdem sollten diejenigen Fürsten, die gar zu eng mit Frankreich paktiert hatten, bestraft werden. Letzteres galt vor allem für Sachsen, dessen König in Leipzig auf dem Schlachtfeld gefangen genommen worden war. Über all das wurde auf einem Kongreß in Wien, eben dem sprichwörtlichen "Wiener Kongreß", verhandelt und intrigiert.

Im Großen und Ganzen haben sich die Interessen der *beati possidentes* durchgesetzt. Die Kleinstaaten wurden nicht wiederhergestellt; an eine Rückabwicklung der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer dachte ohnehin niemand. Die größten Gewinner waren in Deutschland Bayern und Preußen, außerhalb Deutschlands Rußland. Der Zar wurde in Personalunion König von Polen, und zwar eines Polen, das etwa dem Umfang nach der 2. Teilung entsprach. Bayern, das weit nach Franken und Schwaben expandiert hatte, behielt diese Gebiete und bekam zusätzlich noch auf der linken Rheinseite die Pfalz (im heutigen Wortsinn):



Die verstreuten Gebiete, die Preußen in Westdeutschland besessen hatte, wurden arrondiert und zur preußischen Rheinprovinz vereinigt. Das straffällige Königreich Sachsen verlor die Hälfte seines Gebietes ebenfalls an Preußen; diese preußische Provinz Sachsen entspricht ungefähr dem heutigen Bundesland Sachsen-Anhalt. Im sächsisch-thüringischen Gebiet blieben aber eine Vielzahl kleiner und kleinster Duodezfürstentümer erhalten.

Österreich verlor die ehemaligen habsburgischen Niederlande; diese wurden mit den benachbarten Generalstaaten zu einem "Königreich der Vereinigten Niederlande" verbunden, aber diese Zwangsehe zerbrach 1830, und es entstand aus ihnen das neue Königreich Belgien. In Italien wurde die gesamte Poebene einschließlich des Gebietes von Venedig zu einem "Königreich Lombardo-Venetien" zusammengeworfen, das der Kaiser in Wien in Personalunion regierte.

Das Heilige Reich, das Franz II. widerrechtlich aufgelöst hatte, wurde nicht wiederhergestellt. An seine Stelle trat der "Deutsche Bund", ein loser Staatenbund, dessen einziges Organ ein ständiger Gesandtenkongreß in Frankfurt/Main war, genannt der "Deutsche Bundestag", in dem Österreich den ständigen Vorsitz führte. Preußen trat zunächst einmal in die zweite Reihe, was auch daran lag, daß es wirtschaftlich total ruiniert und infolge der Zahlungen an Napoleon hoch verschuldet war. Der Deutsche Bund wies noch ein zweites Manko auf, das ihn als Exponenten einer Politik im Interesse Deutschlands disqualifizierte: mehrere der teilnehmenden Territorien waren mit Staaten außerhalb Deutschlands in Personalunion verbunden, nämlich

- die deutschsprachigen Gebiete Österreichs im Rahmen des Habsburgerreiches mit Böhmen, Ungarn und Italien,
- Schleswig und Holstein mit Dänemark,
- Hannover mit Großbritannien sowie
- Luxemburg mit den Niederlanden.

Außerdem galten die ost- und westpreußischen Gebiete Preußens nicht als Teil des Deutschen Bundes, denn sie waren ja nicht Bestandteil des Heiligen Reiches gewesen.

Das Jahr 1848 brachte wie in ganz Europa auch in Deutschland die bürgerliche Revolution, die einen freien Nationalstaat errichten wollte – verkörpert in dem frei gewählten Parlament, das in Frankfurt/Main in der Paulskirche tagte. Zu den vielen Problemen, vor denen die Paulskirchenversammlung stand und an denen sie letztlich gescheitert ist, gehörte auch die Frage, welche Gebiete an diesem Nationalstaat teilnehmen sollten. Damals entstand das Lied, das ich in der Kapitelüberschrift zitiert habe:

"Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein:
Dein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein:
Dein Vaterland muß größer sein."

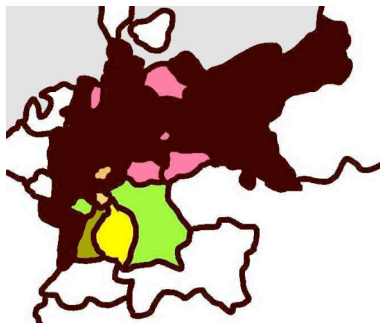
Usw. noch etliche Strophen. Der Autor tritt also für eine möglichst umfassende Teilnahme der Territorien ein. Dasselbe gilt auch für Hoffmann von Fallersleben, der 1841 im Exil das Deutschlandlied verfaßte; dort heißt es lapidar "von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt".

Das Hauptproblem war dabei Deutsch-Österreich: sollten die deutschsprachigen Gebiete des Habsburgerreiches teilnehmen (obwohl sie an Böhmen, Ungarn und Italien gekettet waren) oder sollte man sie vorläufig außerhalb des Bundes belassen. Die Variante mit Österreich bezeichnet man als die "großdeutsche", diejenige ohne Österreich als die "kleindeutsche" Lösung.

Preußens Einfluß in all diesen Fragen war, wie schon erwähnt, nicht besonders groß, zumal König Friedrich Wilhelm IV. eine recht realitätsferne Politik betrieb. Es war aber nur eine Frage der Zeit, bis sich Preußen auf seine wirkliche Stellung innerhalb des Deutschen Bundes besinnen würde. Diese Besinnung trägt einen Namen: Otto von Bismarck. Die folgende Karte zeigt die deutschen Verhältnisse in der Mitte des 19. Jahrhunderts; Preußen ist schwarz, die deutschsprachigen Gebiete des Habsburgerreiches sind rosa dargestellt:



Bismarcks Politik führte über drei Kriege von 1864, 1866 und 1871 nicht nur zum Ausschluß Österreichs aus dem neuen deutschen Kaiserreich, sondern auch zur Okkupation des Königreichs Hannover, zweier hessischer Staaten und der freien Stadt Frankfurt/Main durch Preußen sowie von Elsaß-Lothringen, das Frankreich 1870 abtreten mußte. Außerdem wurde Luxemburg nicht in das neue Reich aufgenommen, weshalb es bis heute selbständig ist:



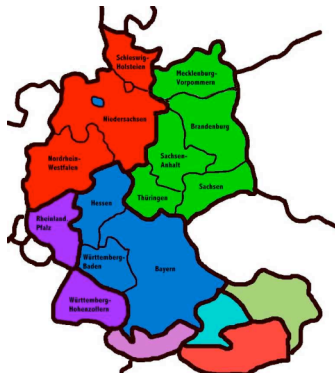
Das Übergewicht, das erdrückende Übergewicht Preußens ist kaum zu übersehen, und es ist kein Zufall, daß mit Ausnahme zweier Jahre von 1866 bis 1918 der preußische Ministerpräsident zugleich Reichskanzler war. Auch die Weimarer Republik hatte unter diesem Ungleichgewicht zu leiden.

Das Bismarckreich hatte aus unserer heutigen Sicht den entscheidenden Geburtsfehler, daß es, wie seine Verfassung gleich zu Anfang ausdrücklich sagt, aus einem Zusammenschluß der Fürsten hervorging, ohne Beteiligung der Bevölkerung. Die Staaten (noch nicht: Länder, so erst in der Weimarer Verfassung), aus denen es sich zusammensetzte, waren die Königreiche Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen-Weimar, die Großherzogtümer Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, die Herzogtümer Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meinigen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, die Fürstentümer Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sonderhausen, Waldeck, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe und die freien Städte Lübeck, Bremen und Hamburg. Elsaß-Lothringen wurde keinem der bestehenden Staaten angegliedert, sondern war "Reichsland", das von einem kaiserlichen Statthalter regiert wurde und bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts nicht einmal Abgeordnete in den Reichstag entsenden durfte; Bismarck mißtraute den Elsässern, in denen er wohl verkappte Franzosen sah – eine politische Dummheit ohnegleichen.

Der Ausschluß Deutsch-Österreichs sollte 1918 konsequenterweise rückgängig gemacht werden, da es jetzt nicht mehr durch die Habsburger an Böhmen und Ungarn gefesselt war und auch selbst ausdrücklich in das Deutsche Reich einzutreten wünschte, aber die Siegermächte des 1. Weltkriegs verboten diesen sog. "Anschluß" – übrigens unter Bruch aller Prinzipien der Selbstbestimmung der Völker, die sie gerade aufgestellt hatten. Der Anschluß erfolgte dann 1938 unter nationalsozialistischen Vorzeichen, was wiederum dazu führte, daß Österreich 1945 wieder selbständig werden mußte.

Die Siegermächte des 2. Weltkriegs sahen in der Dominanz Preußens eine der Ursachen des Krieges und verfügten die Auflösung Preußens, das somit von der politischen Landkarte verschwunden ist, während Bayern und Österreich weiterbestehen. Heute gibt es Preußen nur noch in drei Formen: 1. als "Stiftung ehemaliger preußischer Kulturbesitz", 2. als Name mehrerer Sportvereine wie etwa Borussia Dortmund, Borussia Mönchen-Gladbach, Borussia Neunkirchen oder Preußen Münster, und 3. als altbayerisches Schimpfwort.

Nach der Niederlage von 1945 wurden sowohl Deutschland als auch Österreich in Besatzungszonen geteilt. Sie sehen die britischen Zonen rot, die russischen grün, die amerikanischen blau und die französischen Zonen violett eingefärbt:



Aus der amerikanischen, englischen und französischen Zone entstand 1949 die Bundesrepublik Deutschland als demokratischer Rechtsstaat, die russische Zone wurde in die kommunistische Diktatur der DDR umgewandelt. Das Gebiet östlich der Oder und Neiße wurde aus Deutschland ausgeschieden, unter polnische und sowjetische Verwaltung gestellt und schließlich diesen Ländern zugeschlagen, die deutsche Bevölkerung der Gebiete weitgehend vertrieben, aber es dauert bis zu den sog. Ostverträgen von 1972, bis dies von der Bundesrepublik auch juristisch akzeptiert wurde. Die Ereignisse von 1989 dürften Ihnen bekannt sein, wenn Sie auch, anders als ich, daran wohl keine lebendige Erinnerung haben; aber die Zeit bleibt nicht stehn. Und damit sind wir wieder bei dem Bild angelangt, das ich Ihnen ganz zu Anfang der Vorlesung gezeigt habe:



und wir können unsere Betrachtung abschließen.